BRASILIEN FÜR DEUTSCHE UND SCHWEIZERISCHE AUSWANDERER

Dr. Adolf Steger



Brasilien,

für

deutsche und schweizerische Auswanderer

beschrieben

von

Dr. Ad. Steger.

Lichtensteig.
Druck von J. M. Wälle.
Verlag von C. J. Meisel in Herisau.
1857.

Brasilien,

für

deutsche und schweizerische Auswanderer

beschrieben

von

Dr. Ad. Steger.



Lichtensteig.
Druk von J. M. Wälle.
Verlag von C. J. Meisel in Herisau.
1857.



Vorwort.

Für Auswanderer nach Nordamerika gibt es bereits so viele Schriften, daß die Verfasser neuer es gewöhnlich als nothwendig erachten, deren Vermehrung mit diesen oder jenen Gründen zu rechtfertigen. Eine solche Entschuldigung habe ich meinem Büchlein nicht vorauszuschiken; denn, wenn es auch nicht an werthvollen wissenschaftlichen Werken über Brasilien und an gediegenen Reisebeschreibungen mangelt und der Monographien über die verschiedenen Kolonien schon eine hübsche Anzahl erschienen sind, so sucht der Auswanderungslustige doch vergeblich nach einer gedrängten und möglichst vollständigen Zusammenstellung dessen, was ihm dazu dient, sich über die allgemeinen Verhältnisse Brasiliens zu belehren und Vergleichungen zwischen den bestehenden Kolonien anzustellen. Dieser Aufgabe habe ich in den vorliegenden Blättern Genüge zu leisten versucht und bedaure nur, daß sich nicht Männer, wie Dr. Blumenau und Dr. F. Schmidt, derselben unterzogen haben, welche durch ihre Schriften bewiesen haben, daß sie ihr besser gewachsen wären, als ich. Eine neue Ausgabe von Dr.

Blumenau's „Südbrasilien in seinen Beziehungen zu deutscher Auswanderung und Kolonisation, Rudolstadt, 1850", welche den Zuwachs der deutschen und schweizerischen Kolonien bis auf die gegenwärtige Zeit behandelte, würde z. B. dieses Schriftchen mehr als ersezt haben.

Der Druk dieser Blätter hat sich etwas lange verzogen. Der erste Bogen verließ schon im Februar des nun bald beendigten Jahres die Presse, ein Umstand, welcher dem Leser manche Zeitangaben und die Hinzufügung des Nachtrages erklärt.

Dem Hrn. Dr. F. Schmidt in Hamburg, der mich zur Herausgabe des Schriftchens aufmunterte und mir schäzenswerthe Beiträge dafür lieferte, sage ich hiemit meinen besten Dank.

Lichtensteig, im Dezember 1856.

Der Verfasser.

Inhalt.

Einleitung.

Die große Mehrzahl derjenigen, die Jahr für Jahr aus Deutschland und der Schweiz fortziehen, um jenseits der Meere eine neue Heimath zu suchen, wird zu diesem Schritte durch Unzufriedenheit mit ihrer materiellen Lage im alten Vaterlande bewogen und durch die Hoffnung, dieselbe im neugewählten für sich selbst oder ihre Kinder zu verbessern. Der im Verhältniß zu seinem Ertrage allzuhohe Preis des Bodens, die große Konkurrenz in allen Berufsarten, welche dem minder Begabten und weniger Begünstigten den Erwerb erschwert, beides die Folgen der Uebervölkerung, sind Deutschland und der Schweiz gemeinsam; in manchen Gegenden Deutschlands werden sie verschlimmert durch den Mangel der Gewerbsfreiheit und durch beinahe unerschwingliche Abgaben. Endlich verleiden politischer, ja sogar noch hin und wieder religiöser Druk und Militärzwang manchem Deutschen das Stük Erde, auf dem er geboren ist. Der überwiegende Beweggrund, der hier wie dort der Auswanderung fortwährend neue Kräfte zuführt, bleibt aber immer die Erwartung, drüben mit geringerer Mühe und sichererem Erfolg sich ein sorgenloseres Dasein schaffen zu können.

Welches Land bietet nun die besten Aussichten zur Erreichung dieses Zwekes? Wohlfeiler und fruchtbarer Boden für den Bauer, großer Arbeitslohn für den Handwerker sind nicht die einzigen maßgebenden Erfordernisse, um dem einen oder andern Lande unbedingt die Palme zuzuerkennen. Was nüzt z. B. dem Bauer

sein ausgezeichneter Boden, wenn er fern von bewohnten Gegenden seine Produkte nicht verwerthen kann? was dem Handwerker sein hoher Arbeitslohn, wenn der theure Lebensunterhalt seinen Verdienst wieder aufzehrt?

Es gibt gewisse wesentliche Bedingungen, welche noch außer den eben genannten mehr oder weniger in einem Lande vorhanden sein müssen, um es als Auswanderungsziel empfehlen zu dürfen. Bei der bekannten Unvollkommenheit der irdischen Dinge giebt es freilich auf dem weiten Erdenrunde keines, das alle diese Bedingungen in gleicher Stärke zusammen aufzuweisen vermag. Aber eben so wahr ist es, daß jedes Land, nach dem die Auswanderung geht, die eine oder andere derselben vor den übrigen Ländern voraus hat und in dieser Beziehung mit Recht auf einen Theil der Emigration Anspruch macht. Welches nun nach den meisten Seiten hin den Anforderungen der Auswanderer Genüge leistet, die meisten Vorzüge neben den am mindesten in's Gewicht fallenden Schattenseiten besizt, das verdient auch vor den andern Bewerbern erwählt zu werden.

Diese wesentlichen Erfordernisse sind folgende:

1) Wie schon bemerkt, muß der Ertrag der Arbeit, geschehe sie durch Hand oder Kopf, in einem günstigen Verhältniß zu den Kosten des Lebensunterhaltes stehen. Der Bauer muß wohlfeilen und fruchtbaren Boden finden und gehörige Absazquellen für die Erzeugnisse desselben.

2) Ist nothwendig ein gesundes Klima. Es dürfen nicht langwierige Krankheiten und sogar frühzeitiger Tod die Thätigkeit des neuen Bewohners hemmen, ihn verhindern an der Schaffung des Heerdes für sich und seine Familie, der Begründung einer hoffnungsreichen Zukunft.

3) Ein geordnetes Staatswesen, feste gesellschaftliche Verhältnisse. Der Ansiedler kann nicht vorwärts kommen, wenn durch Bürgerkriege, durch feindselige Indianer, durch Räuber sein Erwerb beeinträchtigt, sein

Eigenthum fortwährend gefährdet wird. Seine Person sowohl, als sein Eigenthum müssen des Schuzes der Geseze und einer starken Regierung versichert sein.

4) Die Einwohner des Landes dürfen der Einwanderung nicht abgeneigt und feind sein.

5) Der Ansiedler muß freie Religionsübung genießen und die Möglichkeit vor sich sehen, daß für die geistige und moralische Erziehung seiner Kinder durch Schulunterricht gesorgt wird.

6) Die Reise nach dem neuen Lande darf nicht zu beschwerlich sein, nicht zu lange andauern, damit sie nicht die lezten Sparpfenninge des Ansiedlers aufzehrt und er nicht krank oder doch geschwächt ankommt, da gerade die erste Zeit des Aufenthalts seine volle Kraft in Anspruch nimmt.

7) Liebt der Auswanderer seine Nationalität, seine Sprache, so muß er, um dieselben zu bewahren, ein Land zur Ansiedlung wählen, das unvermischte Kolonien von Landsleuten aufweist. Von diesen hat er auch in den ersten schweren Jahren am ehesten Rath und Unterstüzung zu erwarten.

Fehlt keine der hier aufgezählten Eigenschaften dem zum neuen Wohnsiz erkorenen Lande, so ist dieses gewiß auch nicht schuld daran, wenn dem Ansiedler seine Pläne mißlingen; die Ursache wird dann vielmehr, seltene Unglüksfälle ausgenommen, in ihm selbst, in seinen eigenen körperlichen, geistigen oder sittlichen Mängeln liegen.

Nehmen wir nun der Reihe nach diejenigen Länder durch, welche seit Jahren die deutsche und schweizerische Auswanderung unter sich getheilt haben und sehen wir, wie viele der zum Gedeihen der Ansiedler nothwendigen Eigenschaften jedes besizt und wo eine oder mehrere derselben fehlen.

Wir beginnen mit dem nächsten dieser Länder und gehen dann zum entferntesten über, damit wir die verschiedenen Staaten Amerika's ohne Unterbruch betrachten können.

Nach den französischen Besizungen in Nordafrika führt den Schweizer und Süddeutschen eine nur kurze und wohlfeile Reise, deren Kosten durch die Freigebigkeit der französischen Regierung überdieß noch sehr vermindert werden. Dagegen verlangt dieselbe von dem Einwanderer, der sich selbstständig niederlassen will, die Vorweisung einer ziemlich bedeutenden Summe, wodurch der Vortheil der wohlfeilen Reise wieder aufgehoben wird. Unbestritten sind die Fruchtbarkeit Algeriens und der durch die Nähe Europa's erhöhte Werth seiner Produkte. Die friedliche Entwiklung dieser Provinz macht unter der kaiserlichen Regierung rasche Fortschritte; die Sicherheit von Personen und Sachen hebt sich, je mehr die Abneigung der eingebornen Stämme gegen die neue Herrschaft sich verliert, doch ist das Land immer noch militärisch verwaltet, zum Nachtheil einer stärkern freiern Kolonisation. Am meisten aber spricht gegen Auswanderung nach Algerien die tödtliche Einwirkung des Klimas auf die Bewohner des mittlern Europas, eine durch die Kolonisationsgeschichte, wie durch statistische Nachweise belegte Thatsache, die sich nicht ableugnen läßt. Der Dr. Boudin, ein französischer Statistiker, behauptet und beweist durch Zahlen, welche den Zeitraum von 21 Jahren umfassen, daß sich unter der europäischen Bevölkerung Algeriens die Geburten zu den Todesfällen ungefähr wie 2 zu 3 verhalten, daß also dieselbe ohne die Einwanderung bald aussterben würde. In den Akerbaukolonien ist das Verhältniß noch viel ungünstiger; in einer Kolonie Zürich kamen auf 28 Geburten 129 Todesfälle und in den Schweizerkolonien bei Setif starb im Jahr 1854 der siebente Theil der Bevölkerung!

Australien (wir nennen so nach dem neuern Sprachgebrauch die südöstliche Eke des Festlandes jenes Welttheils oder der großen Insel Neuholland) hat eine nicht unbedeutende Zahl deutscher und schweizerischer Auswanderer in sich aufgenommen, vorzüglich seit der

Goldentdekung. Die Gier nach schnell zu erwerbenden Reichthümern hat dem Lande plözlich eine Masse Menschen zugeführt, die ihm ohne jenes Ereigniß meist fern geblieben wären. Große Städte entstanden in den Einöden; der Bodenpreis stieg beispiellos; die Einfuhr von Handelsartikeln war lohnend; jede Arbeit wurde so hoch bezahlt, daß die Theurung der Lebensbedürfnisse dagegen nicht in Anschlag kam; in der Lotterie des Goldsuchens gewann mancher ein großes Loos, noch mehrere freilich fanden mit saurem Schweiße und unter unsäglichen Strapazen des gelben Mammons kaum so viel, um ihr Leben fristen zu können. Uebertrieben, wie die ganze pilzartig aufgeschossene Glanzperiode war, konnte ein Rükschlag nicht ausbleiben; der Markt war überfüllt, es trat eine Handelskrisis ein, zahlreiche Fallimente erfolgten; es fielen der Bodenpreis und die Arbeitslöhne, die Theurung aber blieb; Raub und Mord nahmen überhand; das nakte Elend besezte viele Stellen, die unlängst noch der schimmernde Reichthum inne gehabt hatte. Es wurde auch wieder besser; denn die Bewohner des neuen Dorado hatten eine bittere Lehrzeit durchgemacht; die Gegensäze glichen sich etwas mehr aus; manches Schwindelgeschäft verschwand; solidere Unternehmungen entstanden; aber die Schwankungen in allen Erwerbszweigen wiederholten sich doch seither und bis jezt von Zeit zu Zeit, so oft, wie sonst nirgends auf der Erde. Australien ist immer noch ein Land, nach welchem ein einzelner Mann ziehen mag, um schnell Geld zu verdienen; der kann sich schon durchbringen, wenn die Geschäfte auch eine Zeitlang schlecht gehen, und werden sie besser, so kann er sich leicht etwas ersparen, sowie Leute mit Vermögen und Verstand durch Spekulationen zu Reichthum gelangen können. Ein Handwerker mit Familie hingegen, der zum Unterhalt derselben bloß auf seiner Hände Arbeit angewiesen ist, wird bei der herrschenden Theurung mit Noth zu kämpfen haben. Ein Bauer, der sich selbstständig ansie-

deln will, muß schon ein beträchtliches Vermögen besizen; bringt er eine Familie mit, so kostet ihn die lange Reise ein bedeutendes Geld, ist er ohne diese und muß also Arbeiter anstellen, so kommen ihn diese wieder sehr theuer zu stehen, wozu noch der hohe Preis des Bodens kommt. Dieser ist an vielen Orten fruchtbar, aber weitaus der größte Theil ist wegen Wasserarmuth nur als Viehweide zu benuzen. Um aber Viehzucht zu treiben, dazu bedarf es einer sehr weiten Landstreke. Dann steht auch einem glüklichen Familienleben die aus meist sehr unreinen Bestandtheilen gemischte Bevölkerung im Wege: Abentheurer von allen Himmelsgegenden zusammengelaufen, deportirte Verbrecher und Abkömmlinge von solchen u. s. w. Einen großen Vorzug besizt Australien in seinem zwar heißen, aber sehr gesunden Klima, in seiner reinen, trokenen Luft, eine Eigenschaft, die für die Auswanderer um so höher zu schäzen ist, als sie auf der Reise gewöhnlich von Krankheiten heimgesucht werden; denn, abgesehen von ihrer langen Dauer, führt dieselbe zu drei Viertheilen durch heiße Himmelsstriche, und ist auch, da gewöhnlich nur sehr große Schiffe dazu verwendet werden, die Passagierzahl meistens sehr stark, welche beiden Umstände viel Ungemach mit sich bringen und der Verbreitung von Krankheiten Vorschub leisten.

Die neueste Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika zeigt uns die Bildung einer starken Partei der Eingebornen, welche der Einwanderung entschieden feindselig entgegentritt, dem Adoptivbürger seine politischen Rechte streitig macht, ja dem Eigenthum und Leben desselben in ihren Exzessen gefährlich wird. Der tiefe Haß dieser zahlreichen Partei, die bei den Wahlen in gar vielen Staaten ihr Uebergewicht über die andere Bevölkerung bewiesen hat, ist nicht plözlich und erst jezt entstanden; es ist ein langgenährter und allmälig stärker gewordener, bis er endlich leztes Jahr alle Schranken übersprungen und in barbarischen Gewaltthaten sich Luft gemacht hat. Die Uebertreibun-

gen dieses Geistes der Unduldsamkeit haben nun zwar vielen Amerikanern die Augen geöffnet; die Abnahme der Einwanderung hat manchem ihren Werth wieder klar gemacht und besonders der schwächer bevölkerte Nordwesten der Union, ohnehin das vorzugsweise Ziel der deutschen und schweizerischen Auswanderung, steht ihm in seinem wohlverstandenen Interesse ferner; aber doch werden noch Jahre vergehen, bis die aufgeregten Leidenschaften sich wieder gelegt und das erschütterte Vertrauen zwischen Fremden und Eingebornen zurükgekehrt sein wird. Der Ausbruch des nichtswisserischen Fremdenhasses war zunächst veranlaßt durch die Krisis, entstanden aus der Mißernte von 1854 und dem darauf folgenden Stoken des Handels und der Gewerbe. Die gleichen Ursachen können über kurz oder lang wieder eintreten und werden auch wieder die gleichen Folgen haben. Sie werden es um so eher, je mehr die Union an Bevölkerung zunimmt, wie man aus diesen Ereignissen und Zuständen überhaupt zu schließen berechtiget ist, daß die Vereinigten Staaten jezt schon in manchen Theilen relativ übervölkert sind. Die überfüllten Armenanstalten, Zuchthäuser und Spitäler der großen Städte Nordamerikas, ihre verdorbenen Sitten und manche andere Erscheinungen geben Zeugniß davon, daß der Pauperismus, der Schreken der alten Welt, bereits auch die neue Welt erreicht hat. Um wohlfeilen und doch guten Boden ankaufen zu können, muß der Auswanderer schon eine weite Reise in's Innere des Landes unternehmen. Das vertheuert die Uebersiedlung schon sehr, wozu noch ferner kommt, daß die ersten Jahre dem Kolonisten wegen des meist strengen Winters im Nordwesten größere Opfer auferlegen, als in allen übrigen Ländern, die wir hier besprechen. Das Klima jener Gegenden wird auch in Europa meist überschäzt; plözliche Temperaturwechsel sind sehr häufig und empfindlich; die Kälte des Winters erreicht gewöhnlich einen höhern Grad, und die Sommer sind

ebenfalls heißer, als in Mitteleuropa; endlich sind in manchen Strichen Fieber heimisch, die den Ansiedler Jahre lang quälen und zur Arbeit zeitweise untüchtig machen. Westtexas ist in diesen Beziehungen den nordwestlichen Staaten weit vorzuziehen; es fehlen ihm nur die mannigfachen natürlichen und künstlichen Verkehrswege, die jene besizen; doch wird Texas binnen wenigen Jahren durch den Bau von Eisenbahnen diesem Mangel abgeholfen haben. — Ein abschrekender Umstand ist endlich für den Auswanderer nach den Vereinigten Staaten noch die Fülle von Betrug und Mißhandlungen, denen er Seitens der Runner, Wirthe, Agenten u. s. w. in den Städten, durch die ihn seine Reise führt, ausgesezt ist. Auch diese Schattenseite des gesellschaftlichen Lebens in den Vereinigten Staaten, so weit es den Auswanderer berührt, ist wenigstens zum Theil Folge der frühern überstarken Einwanderung, welche eine unverhältnißmäßige Vermehrung aller dieser auf die Ankömmlinge spekulirenden Geschäfte hervorrief, während bei der allgemeinen Mißachtung jener der Schuz, den man ihnen von oben herab angedeihen ließ und läßt, so ziemlich gleich gering geblieben ist. — Wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir den Saz aufstellen, daß mindestens ein mehrjähriges Stehenbleiben der Auswanderung nach den Vereinigten Staaten auf der Höhe des lezten Jahres in ihrem eigenen Interesse wünschbar ist. Würden einmal vier bis fünf Jahre lang je statt über 400,000 immer nur 200,000 Menschen in Nordamerika einwandern, so wäre am Ende dieses Zeitraumes die allgemeine Volksstimmung in dieser Frage gewiß eine andere; Amerika wäre durch Schaden klug und der jezt verachtete und mißhandelte Einwanderer würde mit offenen Armen empfangen.*)

In dem benachbarten englischen **Kanada** erfreut

*) Kalifornien verdient kaum einer besondern Erwähnung. Fast alles, was wir über das Goldland Australien und über die gesellschaftlichen Zustände der Vereinigten Staaten gesagt haben, gilt auch von Kalifornien.

sich der Auswanderer wirklich einer solchen freundlichen Aufnahme seitens der Bevölkerung. Er ist den Gefahren, welche sein erstes Auftreten in den Vereinigten Staaten begleiten, viel weniger ausgesezt; denn die Regierung thut mehr zu seinem Schuze und gibt sich überhaupt alle Mühe, Ansiedler herbeizuziehen, ein bemerkenswerther Gegensaz zu den Vereinigten Staaten. Unterkanada hat freilich einen viel zu kalten und langdauernden Winter für Deutsche oder Schweizer, die sich dort dem Landbau widmen wollen; hingegen ist das Klima Ober- oder Westkanadas demjenigen der mildern Gegenden der nordwestlichen Vereinigten Staaten gleich und diese Provinz besizt einen ebenso großen Reichthum an Verkehrswegen in ihren Flüssen, Seeen, Kanälen und Eisenbahnen, wie jene. Wer nach Nordamerika will, wer also keinen besondern Werth auf ein gemäßigteres, weniger veränderliches Klima sezt, dem ist gegenwärtig Westkanada unbedingt vor den Vereinigten Staaten anzurathen.

Wir kommen nun zu den sogenannten spanischen Republiken Amerikas, übergehen aber natürlich diejenigen, die mit unserer Frage nichts zu schaffen haben.

Die Staaten von Zentralamerika erfreuen sich der Lage in der Mitte des großen westlichen Kontinents; nach Osten und Westen werden ihre Küsten durch zwei Weltmeere bespült, die sich hier einander am nächsten kommen. Die beiden Oceane sind an der schmalsten Stelle durch eine Eisenbahn verbunden, an einer andern bieten ein schiffbarer Fluß und ein bedeutender See im Innern dem großen Strom der Reisenden und dem Transport der Güter von und nach Kalifornien einen zweiten natürlichen und wenig beschwerlichen Weg. Die Erde birgt reiche Schäze von Metallen in ihrem Schooße; der fruchtbare Boden erzeugt die mannigfaltigsten Produkte. Die Küstengegenden sind zwar ungesund, aber ein bedeutender Theil des Innern hat wegen seiner Höhe über das Meer ein mildes, gleichmäßiges, auch für Europäer wohlgeeignetes

Klima. Diese Hochebenen sind aber bis jezt von Osten her beinahe unzugänglich, ein Umstand, der nebst der Unfähigkeit des Führers nicht wenig dazu beigetragen hat, eine deutsche Kolonisationsunternehmung der lezten Jahre scheitern zu machen. Die Regierung des Staates Costa-Rica, von dem hier vor den übrigen die Rede ist, munterte bis jezt Deutsche zur Einwanderung auf und es befindet sich auch gegenwärtig eine ziemliche Anzahl Deutscher von verschiedenen Berufsarten, worunter auch Landbauer, dort in glüklichen Verhältnissen. Aus Nordamerika richten viele Deutsche, denen die Vereinigten Staaten durch den Haß der Nichtswisser verleidet worden, ihre Augen nach diesen gesegneten Gegenden. Allein gerade jezt tritt ein der deutschen Einwanderung gefährlicher Wendepunkt im politischen Leben Zentralamerikas ein. Freischaaren aus den Vereinigten Staaten haben sich in die bürgerlichen Streitigkeiten des Staates Nicaragua eingemischt und den sich ihnen so erwünschtermaßen darbietenden Anlaß benuzt, um sich in diesem Lande, durch das eine der frequentirtesten Kalifornienrouten führt, festzusezen und die Herren zu spielen. Die spanischen Eingebornen müssen befürchten, bald von dem Range der Eigenthümer und Beherrscher des Landes herunterzusteigen zu der untergeordneten Stellung bloßer geduldeter Mitbewohner. Gegen diese Gefahr, für die ihnen die Geschichte (Floridas und Texas) unumstößliche Beispiele liefert, sind die Regierungen der Staaten von Zentralamerika nicht blind; sie rüsten sich zum Kampfe für ihre Nationalität und bis dieser entschieden ist, kann man von einer deuschen und schweizerischen Auswanderung nach diesen Ländern nur dringend abrathen.

Nach **Venezuela** und **Peru** fand vor einigen Jahren eine nicht unbedeutende deutsche und schweizerische Auswanderung statt; dorthin hat sie wegen des gelben Fiebers, nach Peru wegen der unwürdigen Behandlung, welche die ersten Ankömmlinge fanden, aufgehört und

man braucht es nicht zu bedauern, daß beide Länder vom Schauplaze abgetreten sind.

Die südamerikanischen Republiken, welche am La Plata und den ihn speisenden Gewässern liegen, besizen in ihren schiffbaren Strömen die schönsten Wasserstraßen der Welt. Die mittlern und nördlichen argentinischen Staaten haben dasselbe angenehme Klima und dieselbe mannigfaltige Erzeugnißkraft des Bodens, wie das unter dem gleichen Himmelsstrich gelegene Südbrasilien; aber die äußere Gestalt der La Plata Länder ist eine andere, eine kaum von Hügeln unterbrochene ungeheure Ebene, welche wenigstens den Schweizer die Naturschönheiten seines Vaterlandes schwer vermissen läßt. Sehen auch die Regierungen und die gebildetere, ihrer Zahl nach sehr geringe, Klasse der Bevölkerung die Nothwendigkeit einer kräftigen Einwanderung zur Hebung der natürlichen Reichthümer ein, so ist ihr dagegen die Masse der Eingebornen, eines Mischlingsvolkes aus spanischem und indianischem Blute, nichts weniger als günstig; wilde Indianer, denen das allseits offene Land keine Schranken bietet, bedrohen fortwährend die bewohnten Gegenden; die schwachen Regierungen vermögen sich oft nur mit Noth ihrer Ueberfälle zu erwehren und der beständig unter der Asche glimmende, bald hier, bald dort von Zeit zu Zeit zum Ausbruch kommende Bürgerkrieg vollendet das Bild der politischen und gesellschaftlichen Zustände eines Landes, zu dessen Kolonisation jezt Proben mit Deutschen und Schweizern gemacht werden, welche die Frage, ob die Auswanderung dorthin zu empfehlen oder auf bessere Zeiten zu verschieben sei, entscheiden werden.

Chile hat für sich im Vergleich zu den übrigen ehemals spanischen Ländern von Südamerika geordnete, nicht beständigem Wechsel durch Revolutionen ausgesezte staatliche Verhältnisse, gesundes Klima und fruchtbaren, wohlfeilen, ja in entlegenen Gegenden von der Regierung umsonst zu habenden Boden, endlich eine

für den immer mehr aufblühenden Handel im Stillen Meere sehr günstige Lage. Troz dieser großen Vortheile ist die deutsche Auswanderung nach dem südlichen Theile dieses Landes, die seit einigen Jahren von manchen achtbaren Seiten her angeregt und befürwortet wurde, nur unbedeutend geblieben; sie hat kaum die Zahl von zweitausend Köpfen erreicht und von einer schweizerischen Auswanderung nach Chile läßt sich eigentlich gar nicht sprechen; denn außer Handelsbeflissenen und wenigen Professionisten befinden sich keine Schweizer dort. Die Regierung ist freilich der Einwanderung günstig; aber bei dem guten Willen läßt sie es auch bewenden und es mangelt ihr an Energie. Sie ist saumselig in der Erstellung von Verkehrswegen nach den abgelegenen deutschen Kolonien, weßwegen diese nicht aufkommen wollen. Die Deutschen beklagen sich über die mangelhafte Verwaltung und die Rechtspflege, über die gegen Protestanten intolerante Geistlichkeit. Manchem behagen auch die Witterungsverhältnisse nicht, da sich Südchile durch auffallend zahlreiche Regen- und Nebeltage auszeichnet. Häufige Erdbeben sind eine nicht gefahrlose Landplage. Die Hauptursache aber, weßwegen die Auswanderung nach Chile gering bleibt, ligt in der weiten, langweiligen, trübseligen und sehr kostspieligen Fahrt um das Kap Horn herum. Eine Reise von bloß 100 Tagen mit einem Auswandererschiff wird als ein sehr seltenes, glükliches Ereigniß betrachtet; durchschnittlich nimmt man 120 Tage an; der Auswanderer nach Chile muß sich aber auch auf eine 150tägige Fahrt gefaßt machen. Warum sollte man eine so beschwerliche Reise unternehmen, wenn man die gleichen Vortheile, die Chile bietet, schon hälftewegs diesseits des gefährlichen Kaps Horn haben kann?

Es bleibt uns nun noch Brasilien übrig, das südamerikanische Kaiserthum, oder vielmehr der südliche Theil desselben; denn nur dieser eignet sich unbedingt für die Kolonisation durch unsere Landsleute. Südbra-

silien weist eine Fülle des fruchtbarsten Bodens zu einem Preise auf, der niedriger steht, als der der Staatsländereien in der nordamerikanischen Union, in Gegenden, die nirgends so weit von der Küste entfernt liegen, daß der Ansiedler für den Absaz seiner Produkte bange zu haben braucht. Sozusagen jede Berufsart findet ihren lohnenden Verdienst. Die Eingebornen sind der Einwanderung günstig. Die Regierung unterstüzt sie auf jede Art. Wie die Staatsverfassung im Allgemeinen eine sehr freisinnige ist, so haben die Kolonisten überall vollkommene Freiheit in der Einrichtung und Verwaltung ihrer Gemeindsangelegenheiten. Sie errichten nicht nur nach Belieben protestantische und katholische Kirchen und Schulen und wählen sich Pfarrer und Lehrer, sondern die Regierung ist sogar so liberal, manche Kolonien zu diesem Zweke mit Geldmitteln zu unterstüzen. Die deutschen Kolonien in Brasilien bewahren ihre Nationalität auch viel leichter, als diejenigen in Nordamerika, schon deßwegen, weil der Gegensaz zu dem romanischen Brasilianer viel größer ist, während den Deutschen und den stammverwandten angelsächsischen Amerikaner kein so großer Abstand trennt. — Brasilien erfreut sich der tiefsten Ruhe von innen und außen, ein leuchtendes Vorbild für die benachbarten argentinischen Staaten, die von der Natur ebenso reich ausgestattet, durch die beständig herrschende Unordnung und ihre schwankenden politischen Zustände sich des befruchtenden Stromes der Einwanderung berauben. In Südbrasilien hat der Ansiedler weder für seine Person noch für sein Eigenthum Räuber oder feindliche Indianer zu fürchten. Das Klima derjenigen Gegenden von Südbrasilien, wo deutsche und schweizerische Ansiedelungen bestehen, ist gesund und zwar in einem Grade, daß sich Nordamerika in diesem Punkte gar nicht mit ihm messen kann. Von dieser Regel sind nur wenige flache Küstengegenden von geringer Ausdehnung ausgenommen. Die Temperatur der Luft ist nicht den auffallenden Schwankungen unter-

worfen, welche das Klima Nordamerika's mitbringt. Die Wärme erreicht selten den gleichen Grad, wie in den Vereinigten Staaten und Kanada sehr oft während der Sommermonate und wird überdieß, weil ihr keine strenge Winterkälte gegenübersteht, viel leichter ertragen als dort. Der Landbau geht ohne Unterbruch das ganze Jahr; von manchen Pflanzen werden zwei Ernten gewonnen und der brasilianische Boden bringt überhaupt eine größere Anzahl von Produkten hervor, als derjenige der genannten nordamerikanischen Staaten, z. B. den Kaffee, dessen Kultur leicht und lohnend ist. — Eine Landplage hat auch Südbrasilien mit allen von uns nun besprochenen Ländern gemein, nämlich schädliche und lästige Thiere, weniger Raubthiere und Schlangen, als Insekten, die den Menschen quälen oder einzelne Arten von Kulturpflanzen verheeren. Doch sind diese Insekten auf den Hochebenen, die man unseren auswandernden Landsleuten vorzugsweise empfiehlt, weniger zu Hause, als im Tieflande und an der Küste. — Ein anderes, nicht schwerer in's Gewicht fallendes Bedenken, das man oft gegen die Auswanderung nach Brasilien aufstellen hört, betrifft die dort noch gesezlich bestehende Negersklaverei. Man gibt vor, der weiße Mann, der sich dort sein Brod mit seiner Hände Arbeit verdiene, erniedrige sich damit in den Augen der Landesbewohner. Das mag früher überall so gewesen sein, ist aber jezt, wenigstens in Südbrasilien, anders geworden, wo sich die angesiedelten 50—60,000 Deutschen und Schweizer troz der Sklaverei ebenso gut befinden, als die Million Deutscher, welche über die Sklavenstaaten der nordamerikanischen Union von Maryland und Missouri bis nach Florida und Texas zerstreut sind. Weit entfernt von den Brasilianern verachtet zu werden, achtet man sie wegen ihres Fleißes und ihrer Betriebsamkeit hoch und ihr Beispiel ist sogar in Gegenden, wo sie dichter wohnen, schon jezt nicht ohne gute Wirkung auf den von Natur trägen Brasilianer geblieben. Im Süden nimmt auch die Sklavenbevölkerung ab, theils aus Mangel an neuem Zu-

wachs wegen des verbotenen und fast gänzlich unterdrükten Sklavenhandels, theils zieht sie sich nach den heißen Staaten des tropischen Brasiliens, wo sie nicht wie im Süden mit der Konkurrenz freier weißer Männer zu kämpfen hat. In den meisten neuen deutschen Kolonien Südbrasiliens gibt es fast keine Sklaven, ja in mehrern ist das Halten von Sklaven sogar ausdrüklich verboten und das Bestreben der Regierungen, nach und nach an die Stelle der schwarzen Sklavenbevölkerung eine freie, weiße zu sezen, ist überhaupt unverkennbar. — Die Reise nach Brasilien steht ihrer Dauer nach so ziemlich in der Mitte von allen den genannten Ländern und ist auch nur dann beschwerlicher als die nach Nordamerika, wenn sie durch Windstillen zwischen den Wendekreisen ungebührlich aufgehalten wird. Uebrigens gibt es genug Beispiele von Seefahrten nach Brasilien, die nicht länger gewährt haben, als solche in die atlantischen Hafenstädte Nordamerika's. Was aber die höhern Passagepreise anbetrifft, so wird deren Mehrbetrag durch zwei glükliche Umstände reichlich ersezt. Während nämlich für die meisten Auswanderer nach Nordamerika am Orte der Ausschiffung erst eine lange mit Geldopfern und Beschwerden verbundene Landreise in's Innere beginnt, ist der Auswanderer nach Südbrasilien, sobald er landet, seinem Ziele schon ganz nahe; denn die meisten deutschen Kolonien liegen an der Küste oder unweit derselben an schiffbaren Flüssen, auf denen sie leicht und mit geringen, oft auch gar keinen Kosten zu erreichen sind, und zu den entferntesten führt eine Landreise von bloß 60 — 70 Wegstunden. Will sich der Auswanderer in den Vereinigten Staaten sofort ansiedeln, um Landbau zu treiben, so muß er den Boden entweder gleich baar bezahlen, oder sich im fernsten Westen an der Grenze der Zivilisation als Squatter niederlassen oder endlich, wenn es ihm gelingt, Land auf Kredit zu erhalten, so wird ihm ein hoher Preis und schwere Zinse dafür berechnet. Dann braucht er wieder Geld zu seiner Einrichtung und zur Anschaffung von Lebensmitteln wenigstens für ein

Jahr. In den meisten Kolonien von Südbrasilien dagegen wird dem Ansiedler Land angewiesen, für das er erst nach mehreren Jahren eine unbedeutende Kaufssumme, oft sogar ohne Zinse zu erlegen hat; in manchen erhält er für einige Wochen oder Monate freie Wohnung und Vorschüsse an Lebensmitteln bis zur ersten Ernte und auf diese hat er überdieß gewöhnlich nicht so lange zu warten, wie in Nordamerika, wie auch wegen des milden Klimas die Beschwerden der Ansiedlung bei weitem leichter sind, als in Nordamerika. Endlich sei hier noch speziell die Einrichtung erwähnt, nach welcher die Besizer der Halbpachtkolonien in San Paulo und Rio de Janeiro dem Auswanderer, dessen Geldmittel nicht zur vollständigen Bezahlung der Reisekosten hinreichen, einen Theil derselben vorschießen, so daß er auf solche Art mit gleich viel baarem Geld nach Brasilien gelangen kann, wie nach Nordamerika, und daß dieses System durch Verträge zwischen Gemeinden, Gutsbesizern und Auswanderern auch ganz Armen die Uebersiedlung ermöglicht, eine Wohlthat, welche Nordamerika gar nicht bietet.

Aus dem Gesagten wird der geneigte Leser unschwer schließen können, daß wir Südbrasilien für den empfehlenswerthesten Zielpunkt der deutschen und schweizerischen Auswanderung in jeziger Zeit halten. Was wir hier über die brasilianischen Verhältnisse nur kurz angedeutet haben, das findet er in den beiden ersten Abschnitten dieses Buches weiter ausgeführt.

Erste Abtheilung.

Von Brasilien im Allgemeinen.

Erstes Kapitel.

Das Land Brasilien und seine Erzeugnisse.

Das Kaiserthum Brasilien ist weitaus der größte Staat Südamerikas, ja es nimmt überhaupt mehr als die Hälfte dieses ganzen Kontinents ein. Es ist beinahe so groß als Europa und wird dem Raum nach nur von dem russischen und chinesischen Reiche und von England, insofern man nämlich dessen sämmtliche Besizungen auf der Erde zusammen nimmt, übertroffen. Man berechnet seinen Flächenraum auf ungefähr 136,000 Quadratmeilen, von denen aber nur etwa 2200 der Kultur gewonnen sind! Von Norden nach Süden erstrekt es sich durch 37 Breitengrade und von dem äußersten Küstenpunkte im Osten bis zur fernsten Stelle der Westgrenze mißt es 40 Grade. In einer Länge von gegen 1000 geographischen Meilen bespült der atlantische Ozean seine Ostküste voll der schönsten Häfen und Mündungen großer Ströme. Und dieses ungeheure Land, in welchem die Natur dem Menschen alles in unerschöpflicher Fülle gewährt, wird von kaum 7 Millionen Seelen bewohnt, während Europa mit vergleichsweise dürftigen Hülfsquellen auf demselben Raume 200 Millionen ernährt!

Die Grenzen Brasiliens sind außer dem atlantischen Ozean im Norden das französische, holländische und englische Guyana, die columbischen Republiken Venezuela und Neu-Granada, im Westen der columbische Freistaat Ecuador, Peru und Bolivia, im Südwesten und Süden Paraguay, die argentinischen Staaten und Uruguay oder die Banda oriental.

Ein großartiges Stromnez durchzieht Brasilien in einer Vollkommenheit, wie kein Staat der Welt, auch die nordamerikanische Union nicht, ein zweites besizt, eine Eigenschaft, die schon für sich allein ohne seine zahlreichen Naturschäze dem Lande eine hervorragende Zukunft sichert. Das Flußgebiet des Amazonenstromes oder Maranhon umfaßt wohl die Hälfte Brasiliens, nämlich die nordwestliche. Mehr einem ungeheuern langgezogenen See als einem Flusse ähnlich kann der Amazonenstrom bis zur Einmündung des Rio Negro, fast 100 Stunden weit mit Meerschiffen befahren werden und von dort noch reichlich zwei Mal so weit mit ebenfalls sehr großen Schiffen. An der Grenze von Peru, wo er aus den Vorbergen der Cordilleren heraustritt, ist er kaum 30 Meilen vom Stillen Meere entfernt, bietet also eine Wasserstraße dar, auf welcher beinahe der ganze südamerikanische Kontinent quer durchreist werden kann. Durch den Rio Negro und Casiquiare geht er eine ununterbrochene Verbindung mit dem mächtigen Orinoko ein und nach Süden kommt er durch den Guapure, einen Quellenfluß des in ihn mündenden Madeira, dem Aguapehy, einem Zufluß des Paraguay und damit des Laplatastromes diesem so nahe, daß nur ein Tragplaz von zirka drei englischen Meilen oder einer Schweizerstunde die Hauptadern des südamerikanischen Binnenverkehrs trennt. Wird hier ein kurzer Kanal gebaut, so kann die ungeheure Streke von der Mündung des Laplata bis zu derjenigen des Orinoko und Amazonenstromes mit Schiffen von acht bis zehn Fuß Tiefgang befahren werden. Das Stromgebiet des Maranhon faßt in sich etwa 340 grö-

ßere Flüsse, während der Mississippi in Nordamerika nur etwa 200 solche zählt. Manche von jenen, so stark wie der Rhein, sind nur dem Namen nach bekannt. Der Madeira hat einen Lauf von beinahe 400 Meilen, der Rio Negro von 700 Stunden, der Tocantins, welcher in der Provinz Goyaz entspringt und sich in den südlichen Mündungsarm des Maranhon, für sich auch Para genannt, ergießt, gibt dem Madeira an Macht wenig nach und durchläuft eine Streke von 300 Meilen. — Nach Süden zum Laplata fließen, außer dem in der Provinz Matto Grosso entspringenden Paraguay, der Parana, der seine Quellen in Minas Geraes, Goyaz, Matto Grosso und San Paulo hat und bei Corrientes den Paraguay aufnimmt, und der Uruguay, der von dem Hochlande der Provinz Santa Katharina herunterkommend sich mit dem Parana vereinigt und so den Laplatastrom bilden hilft. — Außer diesen zahlreichen Flüssen, welche die beiden bedeutendsten Stromgebiete Südamerikas bilden, gibt es noch eine große Menge anderer, die zwischen denselben in's atlantische Meer münden. Die bedeutendsten derselben sind der Rio San Francisco, der in Minas Geraes entspingt, dann die Grenze zwischen den Provinzen Pernambuco und Bahia, Alagoas und Sergipe bildet und nach einem Laufe von 270 Meilen in's Meer fällt; und der Parnahyba in Maranham und Piauhy. Mehrere andere im Vergleiche zu den eben aufgezählten brasilianischen, nicht aber zu unsern europäischen Strömen unbedeutende Flüsse werden wir bei der besondern Betrachtung der Provinzen kennen lernen. Die meisten jener großen Flüsse haben flache Mündungen, ja der Amazonenstrom hat sogar von der Grenze von Peru an bis zum Meer nur einen Fall von etwa 1200 Fuß. Daher verursachen sie in der Regenzeit, während der Sommermonate Dezember und Januar Ueberschwemmungen. In manchen Gegenden schwellen sie dann ähnlich wie der Nil 10—30 Fuß hoch über ihren gewöhnlichen Stand an und sezen die umliegenden Thäler und

Ebenen meilenweit unter Wasser. Sind die Ufer dieser Ströme nicht höher gelegen, so macht sie diese Eigenschaft, welche außerdem so vieles zur Befruchtung des Bodens beiträgt, unbewohnbar; zugleich aber ist dieselbe die Ursache vieler Krankheiten. Die Abwesenheit solcher, regelmäßige Ueberschwemmungen machenden Flüsse in denjenigen Gegenden von Südbrasilien, welche deutsche und schweizerische Kolonien besizen, ist mit ein Hauptgrund, weßwegen sich diese durch ihre Gesundheit auszeichnen. — Landseeen hat Brasilien nur wenige und nicht bedeutende, die größten sind Lagoa dos Patos und Lagoa Mirim in der Provinz Rio Grande do Sul.

Das Tiefland des Amazonenstroms ausgenommen ist Brasilien ein Gebirgsland; wohl zwei Dritttheile des Reiches können als solches bezeichnet werden. Sobald man das östliche Küstenland, welches an einigen Stellen nur wenige, an andern aber bis auf dreißig Meilen breit ist, verlassen hat, gelangt man an den Fuß des ziemlich steilen Seegebirges, Serra do Mar. Diese Bergkette erreicht eine mittlere Höhe von 3000 Fuß und bildet die natürliche Grenze des innern Hochlandes, auf welchem sich hinwieder ein Labyrinth von Gebirgszügen erhebt, die einerseits von Norden nach Süden, anderseits ost- und westwärts verlaufen. Während die Hochebene im Durchschnitt 2500 Fuß über Meer ligt, steigen die höchsten Spizen ihrer Gebirgsketten bis auf 6000 Fuß. Die einzelnen Abtheilungen führen verschiedene Namen; man faßt sie aber zusammen unter der gemeinsamen Benennung Serra dos Vertentes, Gebirge der Wasserscheiden. Man könnte sie auch die brasilianischen Alpen nennen; denn eine Vergleichung mit unsern mitteleuropäischen Alpen läßt sich in der That ziemlich genau durchführen; nur muß man über die ungleichen Raumverhältnisse wegsehen, sich die Berge niedriger und die dazwischen liegenden Thäler viel breiter vorstellen. Der Knotenpunkt der brasilianischen Alpen ligt in den Provinzen Minas Geraes und Goyaz; dieß wäre also die brasilianische Schweiz. Die Wasserscheide

zwischen den südlichen und nördlichen Flüssen läuft von Westen nach Osten. Auf ihrer Mittagsseite haben wir den Parana, unsere Rhone, mit anfangs westlichem, dann südlichem Lauf, im Osten den Parahyba, der in der Provinz San Paulo entspringt und anfangs westwärts, dann nach Osten zwischen der Serra do Mar, den brasilianischen Apenninen, und den Alpen von Minas Geraes durch die Provinz Rio Janeiro fließt. Auf der Nordseite der Wasserscheide repräsentirt der Rio San Francisco mit seinem nordöstlichen Laufe den Inn, das Gebirge zwischen Minas und Goyaz die mittlern Graubündneralpen, der Tocantins den Rhein (der Parannan den Hinterrhein, der eigentliche Tocantins den Vorderrhein); der Araguaya, welcher in den Tocantins fällt, stellt endlich die Aare vor; die Cordillera Grande in der Provinz Goyaz die Glarner- und Urneralpen u. s. w. Wie das Südende der Alpen zwischen Frankreich und Piemont in die Apenninen übergeht, so vereinigen sich auch die südlichen Ausläufer der Serra dos Vertentes in der Provinz San Paulo mit dem Seegebirge. In den Provinzen Parana, Santa Katharina und Rio Grande do Sul bildet das Küstengebirge selbst und allein die Wasserscheide; nur ganz im Süden zieht sich im Innern von Rio Grande eine zweite, schmälere Bergkette in den Staat Uruguay hinein, welche die Zuflüsse des gleichnamigen Stromes von den Küstenflüssen scheidet. — Die westlichen Ausläufer der Serra dos Vertentes trennen die Provinz Matto Grosso in einen nördlichen und südlichen Theil und verlieren sich in der großen Ebene, deren Gewässer durch ihre Vereinigung den Madeira bilden und welche zu Peru und Bolivia gehörend sich bis zum Riesengebirge der Anden erstrekt. Man glaubte früher an eine Verbindung des leztern mit den brasilianischen Gebirgen, was sich als unrichtig herausgestellt hat; es zeigen auch diese nichts von der den Anden eigenthümlichen vulkanischen Beschaffenheit.

Hinsichtlich der **Pflanzenwelt**, welche das Land Brasilien bedekt, bietet seine Oberfläche sehr verschiedene An-

sichten dar. Der größte Theil ist mit Waldungen des üppigsten Baumwuchses besezt, in welchen sich die angebauten Stellen wie kleine, kaum sichtbare Punkte ausnehmen. Daneben zeigen sich weit ausgedehnte, mit hohen Gräsern bewachsene Ebenen, Campos genannt, deren Einförmigkeit nur selten durch einzelne Bäume unterbrochen ist. Endlich weist das innere Hochland, das sich durch Mineralreichthum auszeichnet, noch steinige kahle Streken auf. Den brasilianischen Urwald schildert ein Deutscher, Dr. Fr. Ruoff, folgendermaßen:

„Tief, ja unauslöschlich ist der Eindruk, den der Europäer erhält, dem zum erstenmale der großartige Genuß zu Theil wird, die Pracht und Majestät einer tropischen Vegetation zu erbliken; allein weit tiefer ist der Eindruk und weit größer der Genuß, wenn er sich zum erstenmale in die Mitte eines tropischen Urwaldes versezt findet; da wird sein Gemüth von Staunen und Bewunderung erfüllt; denn von allen Seiten tritt ihm das Bild der Erhabenheit, der Größe und einer unerschöpflichen Fülle und Fruchtbarkeit entgegen, wie ihm bisher nie etwas Aehnliches zu Gesicht gekommen! Bald ist es die schwindelnde Höhe der Bäume, bald die Manchfaltigkeit und sonderbare Form des Laubwerkes oder der ganzen Pflanze, bald die schlanke Gestalt himmelanstrebender Bäume mit der manchfaltigsten Blattkrone, bald die zahllosen in manchfaltiger Verschlingung andere Bäume umgürtenden und zu ungeheurer Höhe emporklimmenden und mit dem übrigen Buschwerk sich zu einem undurchdringlichen Ganzen eng verwebenden Schlingpflanzen, bald die groteske Form oder herrliche Blüthenpracht der auf allen Baumstämmen festgewurzelten Schmarozergewächse, bald die in schönster Farbenpracht prangende Flora, bald das prachtvolle bunte Gefieder der heitern Luftbewohner, bald der glänzende Schimmer umherflatternder Schmetterlinge, bald nie gesehene, sonderbar gestaltete Thierformen, bald auffallende, von unbekannten Thiergattungen ausgestoßene Töne, bald der kühle Schat-

ten oder die höchst üppige Vegetation im Allgemeinen, was seine Aufmerksamkeit fesselt. Die Natur zeigt sich hier in ihrer Jugendkraft, und stellt so zu sagen einen Wettkampf des Lebens dar, wo es sich darum handelt, welches Pflanzenindividuum auf Kosten des andern den Sieg des Lebens davontrage, indem die Erzeugungskraft der Natur zu üppig ist, als daß all die Gewächse, die auf dem beschränkten Raume hervorsprossen, die nöthige Nahrung erhalten könnten, und daher kommt es, daß eines das andere erdrükt. Der Naturfreund findet hier reichlichen Stoff sowohl um Beobachtungen zu machen, als um Sammlungen zu veranstalten. Die Urwälder der Tropengegenden haben das Auszeichnende vor unsern Wäldern voraus, daß sie nicht aus der beschränkten Anzahl einiger wenigen Pflanzenarten bestehen, sondern im Gegentheil eine Vereinigung der manchfaltigsten Arten in zahlloser Anzahl bilden, die in der Form von einander höchst abweichend sind und den verschiedensten Pflanzenfamilien angehören; daß sich niedere Pflanzengattungen mit mittelhohen Stauden und höchsten Bäumen zu einem Ganzen verweben. Dieselben Pflanzenfamilien, die sich bei uns nicht über den niedern krautartigen Wuchs erheben, gestalten sich hier zu mächtigen Bäumen, so die Farrenkräuter; die Gräser, die bei uns nur einen schwachen von jedem Lüftchen bewegten Halm bilden, erheben sich hier zu einer Höhe von 12—20 Fuß und noch höher. Einen besonders hervorstechenden Zug im Aussehen der tropischen Urwälder Brasiliens bilden die Familien der Palmen, der Kaktus, der Wollbäume, der baumartigen Grasarten, der Ananasstauden, der Aloegewächse, die Schmarozergewächse, die baumartigen Nesselgewächse, die Lianen und endlich die mit gefiedertem Laube versehenen Hülsengewächse, die eine der am häufigsten in Tropenländern vorkommenden Pflanzenfamilien bilden. Einen höchst eigenthümlichen und charakteristischen Zug in dem Bilde der Tropenwälder zeigen neben den Palmen und Parasitgewächsen die

Schlingpflanzen oder Lianen (im Portugiesischen Cipo genannt), die hier in ungeheurer Anzahl und in der größten Mannigfaltigkeit auftreten und in verschiedenartigen Windungen sich um andere Baumstämme herumschlingen, an denselben bis in die höchsten Gipfel hinaufklimmen, daselbst ein dichtes Laubgewölbe bilden, nicht selten von einem Baumstamme zum andern benachbarten sich hinüberschlingen und so die prachtvollsten Festons bilden, deren Reiz noch bedeutend erhöht wird, wenn die Lianen sich im Blüthezustand befinden. Sie zeigen einen höchst üppigen Wuchs und umschließen oft die Bäume mit einem so dichten Laubgewölbe, daß von leztern gar nichts mehr zu Gesichte kommt; anderemale lassen sie nur noch die höchsten Gipfel der zur Stüze dienenden Bäume über dem von den Lianen gebildeten Laubwalle hervorsehen; anderemale sind die Aeste der Unterlage mit den Zweigen der Schlingpflanzen in ein unentwirrbares Nez verflochten, daß man nicht ohne genauere Untersuchung das Blatt des stüzenden Baumes von dem der Liane unterscheiden kann. Zuweilen überziehen sie alte, blattlose Baumstämme mit einem Laubwalle und verleihen so halb vermoderten Bäumen das Ansehen eines noch grünenden jugendlichen Baumes. Sie sind von verschiedener Dike, von der eines diken Schiffstaues bis zu der der feinsten Schnüre, die diken sind blattlos und ähneln ausgespannten Schiffstauen; die dünnen sind von großer Zartheit und Feinheit und senden von den höchsten Gipfeln ihre zarten Luftwurzeln zum Boden herab, anderemal haben sie diesen noch nicht ganz erreicht, und spielen in den Lüften; häufig steigen die blattlosen Stränge unmittelbar von der höchsten Höhe der Bäume zur Erde herab und wurzeln sich da fest, so daß es das Ansehen gewinnt, als ob die höchsten Aeste an den Boden vermittelst eines Stranges befestigt seien. Zuweilen umgürten die Lianen ihren stüzenden Baum mit solcher Festigkeit, daß der Fluß der Säfte in lezterem stokt und derselbe dadurch ertödtet wird. Häufig habe ich gesehen, daß ein einziger Baumstamm den Stüz-

punkt abgibt für mehr denn ein Duzend verschiedener Schlingpflanzen, welche alle sich an ihm hinaufwinden und durch vielfältige Verschlingungen und Verkettungen mit dem übrigen Gebüsch in ein Ganzes verwebt dieses in ein unentwirrbares Gewirre und in eine undurchdringliche Mauer verwandeln, welche nur mit Gewalt (d. h. mit Beil oder Axt) durchbrochen werden kann. Sie bilden zuweilen wahre schlangenförmige Windungen um den Baum, die schon manchmal ein schrekhaftes Gemüth in eitle Furcht und Schreken versezt haben. Diese Pflanzen zeigen häufig in ihren Blüthen die herrlichste Farbenpracht, die sich schon von ferne bemerklich macht; man sieht sie in dem lebhaften Roth, Blau und Gelb glänzen. Ueberhaupt ist es ein großer Vorzug der tropischen Waldbäume, daß sie nicht, gleich den unseren, unansehnliche, kaum vom Blattgrün sich unterscheidende Blüthen zeigen, sondern im Gegentheil mit sehr lebhaften Farben geschmükt sind. Viele dieser Lianen enthalten einen milchigen giftigen Saft. Einen seltsamen Anblik gewähren in den Urwäldern von Südamerika das in langen Büscheln von verschiedenen Baumästen herabhängende graugrünliche Bartmoos; die sonderbaren, auf Baumästen befestigten dunkelgrauen schuppenförmigen Ameisen- und Wespennester, sodann die beutelförmigen Nester gewisser Vögelarten, wie des Japui, welche lezterer an einem dünnen Zweige aufhängt, und endlich die zahlreichen 6—10′ hohen und mit einem Lehmüberzug versehenen Termitenwohnungen.

„Es ist jedoch nicht allein die Pflanzenwelt, sondern auch die den Urwald bewohnende und belebende Thierwelt, welche die Aufmerksamkeit des Europäers fesselt und sein Interesse in hohem Grade erregt. Es ist nicht anders zu erwarten, als daß da, wo eine so große Ueppigkeit und Thätigkeit im Leben der Pflanzen angetroffen wird, auch die Lebensfülle in der Thierwelt in reichhaltigstem Grade sich kund gibt, was auch wirklich der Fall ist. Es finden sich hier zwar nicht die Thierkolosse,

wie sie die alte Welt aufzuweisen hat, allein dafür eine Menge Amerika eigenthümlicher sonderbarer Thierformen aus der Klasse der vierfüßigen Thiere, eine große Menge in den schönsten Farben prangende Vögel, Schmetterlinge und Käfer, und eine manchfaltige Reihe von durch Form, Größe und Giftigkeit hervorragenden Reptilien. Aus dem Geschlechte der Kazen finden sich hier die Unze, der Cuguar und Pardel; jene ist das größte vierfüßige Raubthier von Amerika, sie klettert Bäume hinan und hat schon viele Male den Wanderer durch einen kühnen Sprung in Furcht und Lebensgefahr versezt, sie ist den Heerden sehr gefährlich, findet sich aber in den innern unbewohnten Provinzen und sehr selten mehr in den Küstenprovinzen. Der Tapir ist ein Halbding zwischen Schwein und Elephant, ist überhaupt das größte vierfüßige Thier von Südamerika und diesem Welttheile eigen, hält sich in den innern weniger bewohnten Gegenden auf und liebt vorzüglich sumpfige und schlammige Gegenden. Von kleinen Thieren ist es besonders das Affengeschlecht, das unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Sie kommen in verschiedenen Arten vor, zeichnen sich durch Lebhaftigkeit und Gelehrigkeit aus, schwingen sich mit Behendigkeit von einem Baumaste zum andern, den sie mit ihrem Wikelschwanze umschlingen. Einige Arten stoßen Morgens und Abends ein furchtbares heulendes Geschrei aus und werden daher Heulaffen genannt, sie haben sehr entwikelte Stimmwerkzeuge; darunter zeichnet sich der bärenartige Brüllaffe aus, der in großer Gesellschaft lebt und um den Unterkiefer bis zu den Ohren mit längern Haaren besezt ist, daher er von den Brasilianern der bärtige Affe (Barbado) genannt wird. Durch Zierlichkeit, Lebhaftigkeit und artige Manieren zeichnen sich aus: der rothe Sahui und der Seidenaffe. Einige gehen blos des Nachts auf Raub aus und wohnen in hohlen Baumstämmen (wie der Mirikina), während die bei weitem größere Zahl des Nachts der Ruhe pflegen und kein besonderes Nest haben. Ihnen schließen sich die Eichhörnchen an, die hier auch vor-

kommen, aber nicht so hübsch sind, als bei uns, indem sie eine gräuliche glanzlose Färbung zeigen. Beim Hinaufsehen an einem Baume bemerken wir an einem Aste angeklammert ein ganz sonderbares abschrekendes Thier, das sich uns bei näherer Betrachtung als ein Faulthier zu erkennen gibt; es ist ausgezeichnet durch lange, struppige, graue Haare, durch ein ganz jämmerliches, Schreken und Abscheu einflößendes Gesicht, stupides Aussehen, höchst langsame und schwerfällige Bewegungen und die größte Apathie, aus welchem Zustande es selbst bei Lebensgefahr nicht gebracht werden kann. Eine andere Gattung hält sich bloß auf dem Boden auf, es ist dieß der Ameisenfresser, so genannt, weil er blos von Ameisen lebt; er ist mit einer zylinderischen sehr verlängerten Schnauze versehen. Die größere Art derselben nimmt es mit den meisten Thieren im Kampfe auf, sie ist mit starken Krallen versehen; wenn sie angegriffen wird, so legt sie sich auf den Rüken und bedient sich der Krallen als Vertheidigungswaffe. Ihre lange bewegliche Zunge ist ihrer Lebensweise ganz angemessen, sie bringt dieselbe in die vorher mit ihren Klauen aufgescharrten Ameisenhäufen und zieht sie dann, wenn sie bedekt mit Ameisen ist, wieder zurük. In Höhlen wohnt ein durch seinen Gestank ausgezeichnetes Thier, daher Stinkthier genannt; da es unter dem Schwanze einen Beutel hat, der eine furchtbar stinkende Flüssigkeit enthält, welche es als Vertheidigungsmittel benüzt, indem es dieselbe seinem Verfolger entgegen schleudert. Die Beutelthiere zeigen darin einen ganz eigenthümlich von anderen Thieren abweichenden Bau, daß sie am Bauche einen häutigen Sak haben, wo sich die Jungen aufhalten und darin groß gezogen werden. Die in Brasilien gewöhnliche Art heißt daselbst Gamba und wird von den Pflanzern stark verfolgt, da es bei Nacht auf Raub ausgeht und für die Hühnerställe sehr gefährlich ist. Es werden ihm daher häufig von denselben Fallen gelegt. Ihnen nahestehend zeigen sich die Nasenthiere, die in zwei Arten hier vorkommen, im äußern Ansehen dem Fuchse ähneln und durch eine

lange bewegliche Nase ausgezeichnet sind; sie sind gleich geschikt zum Klettern wie zum Graben. — Die Klasse der Vögel ist es hauptsächlich, die den Urwald belebt machen, und das Gefühl der Einsamkeit, das den fremden Wanderer hier beschleicht, einigermaßen entfernen; sie nehmen sowohl wegen ihrer großen Farbenpracht, als wegen der verschiedenen Töne, die sie von sich geben, die Aufmerksamkeit des Fremdlings in hohem Grade in Anspruch. Wir finden hier zwar nicht den herrlichen Gesang, der unsere Singvögel auszeichnet, aber dagegen andere sonderbare Töne, die von denen unserer Vögel gänzlich verschieden sind, und daher wegen ihrer Seltsamkeit und Fremdartigkeit unsere Bewunderung erregen. Singvögel gibt es hier überhaupt wenige, und deren Gesang kann in keinem Falle mit den schönen Melodien unserer Singvögel in Parallele gestellt werden, allein statt des Gehörsinnes wird ein anderer Sinn, d. h. der Gesichtssinn, in bedeutendem Grade ergözt. Das prächtigste Farbenspiel, das hier die befiederte Welt entwikelt, hat in unsern kalten Klimaten seines Gleichen nicht. Wir erwähnen hier nur der prachtvollen Schmukvögel, des mit dem schönsten Blau gezierten Honigsaugers, des Procnias mit dem wechselnden Farbenspiel im Lichte, mehrerer Tanagras (wie des eleganten Tanagra mit hochgelbem Kopfe und schwarzgelb gestricheltem Rüken, und des blutrothen brasilianischen Tanagra), mehrerer Pipra-Arten, der Pirolen, der im schönsten Blau und Roth schimmernden Aras, mehrerer Papagayarten, der Tukane mit dem kolossalen aufgeblasenen Schnabel, der schön orangenfarbenen Kehle, die mit dem schwarzen Gefieder in auffallendem Kontraste steht und mehrerer Spechtarten ꝛc. Der niedlichen durch den herrlichen Metallschmelz sich auszeichnenden Kolibri's erwähnen wir hier nicht, da sie den Gras- und Gartenfluren angehören. — Aus der Klasse der Reptilien finden wir im tropischen Urwalde viele Arten von giftigen und ungiftigen Schlangen, wovon einige auf Bäume klettern und sich um Aeste schlängeln, so die Riesenschlange, die einige Win-

dungen um Aeste macht, und von da aus sich auf ihre Beute, wohin selbst die größten Raubthiere gehören, stürzt, und denselben vermittelst ihrer Riesenkraft die Knochen zerbricht und sie erdrükt; andere, und zwar die Mehrzahl, kriechen blos auf dem Boden, oder liegen ruhig unter Felsstüken oder unter niedergefallenen Baumstämmen; unter diesen ist eine Art durch ihre lebhaft rothe Färbung im Wechsel mit schwarzen und weißen Ringen ausgezeichnet, die Corallenschlange; eine andere höchst giftige und ziemlich große Art ist dadurch auffallend, daß sie im Schwanzende mehrere kleine Knochen besizt, die gelenkartig aneinander gereiht sind und vermittelst deren dieselbe ein klapperndes Geräusch hervorbringt, und die von den Negern sorgfältig gesammelt werden, da sie denselben eine mystische Kraft zuschreiben: sie heißt deßhalb Klapperschlange. Die meisten giftigen Arten haben eine dunkle Färbung. Von den Fröschen gibt es welche, die sich auf Bäumen aufhalten und von der Höhe herab zwischen Bromeliagesträuchen ihre quakende Stimme erschallen lassen; die meisten leben auf dem Boden und im Wasser. Es gibt mehrere Arten, die sich durch ihre Größe auszeichnen, andere durch ihre sonderbaren und sehr lauten Töne. Eine Art, die die gehörnte genannt wird, hat auf den Augenliedern hornartige Erhöhungen, sie hält sich auf der Erde unter feuchtem Laube auf; eine andere ist mit einem Panzer bekleidet und wird daher der Panzerfrosch genannt; eine weitere Art von röthlicher Farbe ist ausgezeichnet durch ein dreifaches schwarzes Kreuz, das sie auf dem Rüken hat. — Einen ungeheuren Reichthum zeigt der brasilianische Urwald an Insekten. Von Käfern zeichnen sich viele aus durch den glänzenden metallischen Schmelz; sie wohnen theils auf den Bäumen, auf dem Laube oder unter der Rinde im Holze, theils auf oder in der Erde, oder auf den Blättern und Blüthen manchfacher Strauch- und Krautarten. Durch Schönheit ragt besonders der Brillantkäfer hervor; ferner sind wegen ihrer schönen Farben bemerkenswerth viele Arten aus der Gattung der Prachtkäfer und den Fami-

lien der Chrysomelinen, Coprideen und Carsideen, die auf dem Laube der Gesträuche gleich Edelsteinen hervorschimmern. Die brasilianischen Schmetterlinge sind berühmt sowohl wegen ihrer Größe als besonders wegen der herrlichsten und glänzendsten Farben, mit denen sie geziert sind, und die den Reisenden in Staunen und Entzüken versezen. Mehrere sehr große Arten von schöner himmelblauer Farbe sind um Rio sehr häufig, sowie dergleichen von weißer Farbe, und ihre glänzenden Farben heben sich in dem dunkeln Urwalde sehr schön hervor. Die die Urwälder bewohnenden Thiere erregen nicht blos wegen ihrer Farben und Formen die Aufmerksamkeit des Naturfreundes, sondern auch noch durch ihre Töne, daher wir hier denselben eine kleine Betrachtung widmen wollen. Zur Mittagszeit, wenn die Sonne hoch steht, herrscht im tropischen Urwald eine Todesstille, keine Stimme ertönt, und der Wanderer fühlt sich höchst einsam; allein wenn die Sonne niedriger steht und es dem Abende zugeht, so erschallen da und dort einzelne Stimmen, die uns überraschen; von der Höhe der höchsten Baumstämme erschallen die gellenden Töne der Araponga, die mit den rhythmischen Ambosschlägen eine auffallende Aehnlichkeit zeigen, die Aras geben ihre krächzende Stimme weithin kund, Schaaren von Pirikitos und Papagayen, die über den höchsten Gipfel in pfeilschnellem Fluge dahin eilen, erfüllen die Luft mit ihrem geschwäzigen Geschrei; die gelbbauchige Surucu ruft sehr laut und ist auf große Entfernungen hörbar, verschiedene kleinere Vögel lassen sich in manchfaltigem Gezwitscher und Pfeifen hören, die Tauben girren, und die kleinen Baumhäker und Spechte bringen durch das Piken an die Baumstämme ein stark pochendes Geräusch hervor. Allein dieß sind nur schwache und vereinzelte Töne im Vergleich zu denen, die erschallen, wenn die Sonne sich in ihren purpurnen Mantel kleidet und unter den Horizont herabsinkt; dann vereinigen sich vierfüßige Thiere, Vögel, Insekten und Reptilien, um in Gemeinschaft einen Chorgesang anzustimmen, der den neuen Ankömmling in Erstaunen

und Entzüken zugleich versezt, und wovon der, der dieß nie mit angehört hat, keinen Begriff hat. Die Thierwelt stimmt dann ihr heiteres Abendlied an und äußert ihre Lebensfrohheit und Lebensfülle durch die mannigfaltigsten und lautesten Töne. Bei diesem Konzert macht sich vor Allem bemerklich das gewaltige Schwirren und das gellende Schnarren der Grillen und Cikaden, und das starke paukende Geräusch des Ochsenfrosches, worein die andern Frösche und Kröten mit quakenden, brüllenden, schlagenden, trommelnden, ächzenden Tönen mit einstimmen und welchem Affen ihr entsezliches heulendes, pfeifendes und zischendes Geschrei beimengen. Sehr wohl ist mir noch der große Genuß erinnerlich, den mir ein solches Thierkonzert verschaffte, als ich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft in Rio Janeiro einen Abend auf einem Landhause, das einem Brasilianer gehörte und an einen Urwald grenzte, in der Nachbarschaft von Rio zubrachte. Tritt wirkliche Finsterniß ein, so wird das Auge durch den glänzenden Schimmer ergözt, den so viele Insekten aus der Gattung der Schnellkäfer und der Leuchtkäfer ausstrahlen, und die bald ein grünliches, bald ein bläuliches Licht von sich geben. Man sieht dann Wald und Fluren in einem beständig wechselnden Feuermeer erglänzen. Wir dürfen jedoch auch nicht die Schattenseiten dieses schönen Gemäldes übersehen. Es finden sich hier nicht blos wilde und grimmige Thiere und eine Unzahl giftiger Schlangen, die das Leben des Menschen bedrohen, sondern auch eine unendliche Menge von Insekten, die den dasigen Bewohner ungeheuer belästigen und quälen, und besonders in neuen Gegenden, sowie in der Nähe von größeren Flüssen höchst belästigend werden. Der Mensch kann sich daher nicht lange dem Genusse im Schauen der großartigen Naturszenen hingeben, denn bald wird er von einer großen Schaar lustiger und stechender Insekten verfolgt, die ihre Stechwuth an ihm auslassen und ihm allen Genuß verbittern. Diese Thiere verfolgen den Menschen bei Tag und bei Nacht, denn einige Arten sind des Tages geschäf-

tig und gehen auf Beute bei Tag aus, andere bei Nacht, und wenn die Verfolgungen einer Art aufhören, fangen die andern an den Menschen zu quälen, so z. B. die Schnaken und die verschiedenen Arten von Stechfliegen. Außer diesen findet man da ein rothbräunliches Insekt, Carapato im Portugiesischen genannt, von verschiedener Größe, bald sehr klein, bald von der Größe einer Linse, welches auf Gesträuchen in großer Zahl sich aufhält, und welches sich an den vorüberstreifenden Wanderer anhängt, sich in die edlen Theile des Körpers einfrißt und daselbst ein heftiges Juken veranlaßt. Das Eingraben geschieht aber so unmerklich, daß ich es nie vorher entdekt habe, als wenn es sich schon mit dem ganzen Kopf in die Haut versenkt hatte. Ein anderes sehr lästiges, und man sagen mikroskopisches Insekt ist der Sandfloh, der sich im Sande vorfindet, und in den Körper, vorzugsweise in die Zehen einnistet, wo er seine Eier legt, die sich fortwährend vermehren, wodurch zulezt große Löcher entstehen. Auch dieses Insekt veranlaßt ein heftiges Juken, besonders bei Nacht; bei der ersten Untersuchung, wenn man sie vornimmt, sobald man das Insekt spürt, sieht man gewöhnlich nichts; aber am nächsten Tage bei erneuerter Untersuchung sieht man einen kleinen mißfarbigen Flek, gewöhnlich auf der Spize der Fußzehen, und beim Aufschneiden kommt eine zähe schleimige Flüssigkeit heraus. Auf dem Grunde findet man einen schwarzen Punkt, der das eigentliche Insekt darstellt; dieses muß mit Sorgfalt entfernt werden, wenn man nicht den nämlichen Prozeß fortgesezt sehen will, der zulezt ganz unerträglich wird und tiefe Geschwüre veranlaßt. Außerdem finden sich in diesen Gegenden giftige Spinnen, Skorpionen und Tausendfüße, die Geschwüre und schwer heilbare Verwundungen veranlassen. Ferner gibt es eine Menge anderer Insekten, die zwar nicht den Menschen selbst peinigen und verlezen, allein in Feldern und im Hause in Folge ihrer Gefräßigkeit und Zerstörungswuth sehr großen Schaden anrichten; so die Termiten und verschiedene Arten Ameisen, die Alles benagen und zerstören, was

ihnen in den Weg kommt; manche Ameisen machen großartige unterirdische Höhlungen auf den Feldern, die einen großen Flächenraum einnehmen, und zerstören die da wachsenden Pflanzen gänzlich."

Dieß ist ein Bild des Urwaldes und seines Thierlebens, wie es sich dem Beschauer innerhalb der Wendekreise darbietet. Auch der südbrasilianische Urwald macht auf den europäischen Ankömmling im Allgemeinen denselben gewaltigen Eindruk, obgleich er sich mehrfach von jenem unterscheidet, manche jenem eigenthümliche Pflanzen- und Thierarten nicht besizt. So kommen z. B. in Südbrasilien wohl Ameisen vor, die genug Schaden anrichten, aber die eigentliche verheerende Termite nicht; von Moskiten sind die südlichen Hochebenen fast ganz verschont; Schlangen und besonders giftige sind in diesen Provinzen nicht häufiger, als in Nordamerika, ja die Klapperschlange lebt nur in den warmen Hochländern, nicht außerhalb des Wendekreises, die Riesenschlange bloß in den heißesten Tropenländern u. s. w.

Wir haben in der obigen Schilderung des Urwaldes manche Erzeugnisse des Pflanzen- und Thierreiches kennen gelernt. Wir müssen aber nun noch eine Menge anderer Produkte anführen, wenn wir auch nur ein halbwegs vollständiges Bild des natürlichen Reichthums von Brasilien entwerfen wollen, und dabei erwähnen wir insbesondere diejenigen, aus welchen der Mensch Nuzen zieht, und auch von diesen nur die wichtigern. Beginnen wir abermals mit der Pflanzenwelt. Die eßbaren, wildwachsenden und kultivirten Früchte sind von großer Mannigfaltigkeit; viele davon sind in Europa nicht einmal dem Namen nach bekannt, während andere, wie die Melonen, Feigen, Mandeln, Apfelsinen, Zitronen und Orangen, auch in den wärmern Ländern unsers Welttheils zu Hause sind; endlich kommen in den südlichsten Provinzen auch unsere einheimischen Obstarten wie unsere Gemüse und Getreidearten ganz gut fort. Die Wurzel- und Schotengewächse sind ebenfalls zahlreich und dienen theils zur Speise, theils zur Stärke-

bereitung. Andere Pflanzen liefern ihre Blätter, wie der Gongonhastrauch den Maté oder Paraguaythee, das tägliche Bedürfniß des Volkes, und einige Palmarten den Palmkohl, ein angenehmes Gemüse, andere ihre Blätter zum Dachdeken oder, wenn sie wie Flachs behandelt werden, zur Hanfbereitung. Die verschiedenen Schlingpflanzen dienen als Strike. Mehrere Bäume erzeugen köstliche Harze; im heißen Tieflande gibt es große Wälder von Kautschukbäumen; die Gewinnung ihres Saftes, des Gummielastikums, macht jezt, da die Anwendung dieses Stoffes sich immer mehr erweitert, einen beachtenswerthen Erwerbszweig aus. Von andern Bäumen eignet sich die Rinde als treffliches Gerbemittel; von manchen endlich, besonders Nußbäumen verschiedener Art, wird Oel gewonnen. An Gewürzen und Arzneipflanzen ist ebenfalls Ueberfluß. Ein Hauptertrag des brasilianischen Waldes liegt aber in der ungeheuren Auswahl der verschiedensten Holzarten: der prächtigsten Möbel- und Farbhölzer, der dauerhaftesten Bauhölzer. Die wichtigsten Kulturpflanzen und Ausfuhrartikel sind Kaffee, Zuker und Baumwolle, die am feinsten in der Provinz Pernambuco gedeiht; weniger wird Tabak gepflanzt, obgleich er von vorzüglicher Güte ist; auch Reis, der neben den verschiedenen Knollengewächsen, Bohnen und Mais ein Hauptnahrungsmittel bildet, wird nicht so viel gebaut, als das Land verbraucht. Am meisten wächst die Kultur des Kaffee's, von dem jährlich wohl 300 Millionen Pfund produzirt werden; Zuker wurde im J. 1851 112,000 Tonnen ausgeführt. Der Anbau von Vanille, Cacao und Indigo ist unbedeutend; er wartet, wie der chinesische Thee, nur auf Hände, um eine Quelle des Reichthums für Brasilien zu werden; desgleichen die Seidenkultur, denn der Maulbeerbaum wächst vortrefflich; der Cochenillecactus kommt häufig wild vor, es gibt sich aber niemand mit dem Sammeln der Cochenille ab. Ueberall Mangel an Händen, an fleißigen und betriebsamen Leuten; überall ein vielversprechendes Feld für den Auswanderer.

Nicht minder reichlich sind die Erzeugnisse des Thierreiches vertreten. Das Meer und die Flüsse bieten eine Menge eßbarer Fische; Schildkröten sind sogar ein Ausfuhrartikel; zahlreich sind die jagdbaren Thiere des Waldes. Aber alle diese einheimischen Thierarten verschwinden gegen die aus Europa eingeführten. Unsere Hausthiere hat man bis auf das Geflügel herab vollständig in Brasilien. Das Rindvieh, dessen Zucht in dem fruchtbaren und gesunden Lande der Südprovinzen mit ihren ungeheuren Campos fast mühelos ist, liefert zur Ausfuhr nach Europa Häute und Talg, während das getroknete Fleisch in Brasilien und andern südamerikanischen Ländern verzehrt wird; zur Milchnuzung ist hingegen dieses verwilderte Vieh nicht geeignet. Das Pferd, ein dem Brasilianer, der selten zu Fuß geht, unentbehrliches Hausthier, zeichnet sich zwar nicht durch Schönheit aus, wohl aber durch Zahmheit, Genügsamkeit und Ausdauer. Noch mehr Werth sezt man auf die Maulthiere, die in seltener Vollkommenheit gezogen werden. Schafzucht wird wenig betrieben, Schweine hingegen hält man viel, da sie durchaus keiner Pflege bedürfen und überall selbst reichliche Nahrung finden.

Die Produkte des Mineralreiches nahmen früher in Brasilien den ersten Rang ein, der ihnen jezt durch die andern Naturreiche streitig gemacht wird. Edelsteine besizt Brasilien im Ueberflusse: Diamanten, früher nur in den Provinzen Minas Geraes, Matto Grosso und San Paulo, werden seit 1844 auch in der Provinz Bahia gewaschen, wo sie im Flußgebiete des Paraguassu auf einer Streke von 20 Stunden Länge und 10 Stunden Breite häufig vorkommen. Den Gesammtertrag an Diamanten vom Beginn der Ausbeutung im J. 1728 bis jezt berechnet man auf etwa 400 Millionen Franken. Andere Edelsteine sind Granaten, Amethyste, Topase, Smaragde, Saphire und Aquamarine. — Gold ist in Brasilien sehr verbreitet; am meisten lieferte bis jezt die Provinz Minas Geraes. Ein neuer sehr reichhaltiger Golddistrikt ist erst vor etwa zwei Jahren zwischen Para und Maranhao entdekt worden. Der Ge-

sammtgewinn an Gold von der Entdekung Brasiliens bis heute wird ungefähr 4500 Millionen Franken gleich geschäzt. Ferner birgt der Schooß der Erde Platina, Silber, Kupfer, Eisen in ungeheurer Menge, Blei, Zinn, Quecksilber, Spießglanz; Steinkohlen kommen in unermeßlichen Lagern vor; Schwefel, Alaun, Salpeter, Steinsalz, Seesalz harren auf bessere Ausbeutung.

Das Klima Brasiliens ist natürlich bei der weiten Ausdehnung des Landes ein sehr verschiedenes. Brasilien genießt im Allgemeinen den Ruf, daß es in gesundheitlicher Beziehung von keinem andern Lande unter gleichen Breitegraden übertroffen werde, wohl aber für den Europäer viel zuträglicher sei, als weitaus die meisten derselben. Ungesund kann mit Recht nur das feuchtheiße Tiefland des Amazonenstromes genannt werden und einige andere sumpfige Flußniederungen und Küstenstriche von geringer Ausdehnung. In den Städten zwischen dem Wendekreis des Steinboks und der Sonnenlinie leben einige tausend Deutsche und Schweizer als Kaufleute und Handwerker und befinden sich wohl; ja es gibt sogar in der Küstenebene dieser heißen Zone ein paar landwirthschaftliche deutsche und schweizerische Ansiedlungen, was wir hier anführen, jedoch ohne die Absicht, dieselben unsern auswandernden Landsleuten zu empfehlen. Denn, wird auch das Klima ertragen, so erschlafft es doch troz der zeitweise wehenden kühlen Seewinde den Körper und macht ihn zu andauernder ländlicher Arbeit untauglich; auch ist diese Küstenstreke den Verheerungen des gelben Fiebers ausgesezt, welche Geißel die deutschen Kolonien Südbrasiliens noch nie erreicht hat. Die Durchschnittstemperatur jener Gegenden ist 19 ° Reaumur; doch finden sich je nach den Oertlichkeiten bedeutende Abweichungen. In Bahia z. B. soll das Thermometer nie über 21 ° Reaumur steigen, während es in dem obgleich 10 Grade südlicher liegenden Rio Janeiro bisweilen auf 30 ° kommt. Von einem Winter ist in diesen Gegenden keine Rede; doch sind die Monate Juni, Juli, August und September, welche

man hier die kalte Jahreszeit nennt, kühler und trokener; die stärkste Hize herrscht vom Oktober bis Januar, im Hornung, März und April der meiste Regen. In Südbrasilien hingegen gibt es Winter mit Reifen und Eis, auf dem Hochlande auch bisweilen mit etwas Schnee, der aber nicht liegen bleibt. Gewöhnlich fällt im Tieflande der südlichen Provinzen das Thermometer nur bis zum Gefrierpunkt und bleibt selten länger als drei Tage darauf stehen. Der niedrigste beobachtete Thermometerstand, ein ganz ungewöhnlicher, war in St. Leopold in der Provinz Rio Grande do Sul im Winter (Juni) 1846; da sank das Quekfilber bis auf — 8° Reaumur und tödtete nach Dr. Blumenau's Schrift die Kälte die Krone vieler Apfelsinen und selbst Pfirsichbäume, während merkwürdiger Weise die Palmen nicht Noth litten. In demselben Winter war, ebenfalls unerhört, der höchste Thermometerstand 26° Reaumur, während nach zweijährigen Beobachtungen des Dr. Meister in St. Leopold der Thermometer im Sommer nie über 29½° stieg, gewöhnlich nur 20—28° zeigte. Solche auffallende Temperaturschwankungen kommen im benachbarten Tieflande von Santa Catharina nicht vor; da ist der Sommer etwas weniger heiß, der Winter wärmer; ebenso nach Beobachtungen in der Kolonie Superaguhy an der Küste der Provinz Parana. Auf dem Hochlande von San Paulo, wo die Parceriakolonien der Herren Vergueiro liegen, schwanken die äußersten Thermometerpunkte zwischen 0°, also dem Gefrierpunkte und 26°. Man vergleiche mit diesen Thatsachen die so plözlichen und weitauseinanderstehenden Temperaturwechsel Nordamerika's, und unsere mitteleuropäischen im Vergleich mit den nordamerikanischen immer noch milde zu nennenden jährlichen Thermometerschwankungen. Eine Hauptursache der meisten Krankheiten liegt bekanntlich überall in den unverhältnißmäßigen Veränderungen der Luftwärme. Man darf sich daher auch nicht darüber wundern, daß das Klima Südbrasiliens im Allgemeinen gesunder ist, als dasjenige unserer Heimath, von Nordamerika nicht zu sprechen. Wo fände man einen

treffendern Beweis hiefür, als in dem Beispiel der kleinen deutschen Kolonie Vargem Grande im Küstenlande von Santa Catharina, die im J. 1837 mit 44 Köpfen gegründet bis zum Juli 1853 neben 67 Geburten nur 4 Todesfälle zählte und deren Bevölkerung in diesen 16 Jahren sich fast ohne Zuzug von außen verdreifachte?

Zweites Kapitel.

Kurze Beschreibung der Provinzen.

Der politischen Eintheilung nach zerfällt Brasilien in zwanzig Provinzen. Die Unterabtheilung der Provinz heißt Comarca, Gemarkschaft, und diese theilt sich wieder in Gemeindebezirke, Municipios. Leztere sind bei der dünnen Bevölkerung oft sehr weitläufig; es gibt welche so groß wie ein kleines deutsches Königreich.

Bevor wir die Provinzen Brasiliens mit ihren merkwürdigsten Gegenden und Städten durchgehen, bemerken wir noch, daß die hiebei vorkommenden Zahlenangaben über die Größe der Provinzen und die Bevölkerung, ihrer Mehrheit nach nicht ganz genau, sondern nur das Ergebniß von Wahrscheinlichkeitsberechnungen sind; — und ferner, daß wir uns für die hier nur der Vollständigkeit wegen mit aufgeführten Provinzen von Südbrasilien eine einläßlichere Darstellung vorbehalten, weil diese vorzugsweise und mit vollster Berechtigung die Masse der deutschen und schweizerischen Einwanderung in sich aufnehmen.

1) Die Provinz **Amazonas**, sonst Rio Negro, die nordwestlichste und größte von Brasilien, mit gegen 30,000 Quadratmeilen, aber nur etwa 200,000 Einwohnern, von denen weitaus die Mehrzahl Indianer sind. Sie besteht aus unermeßlichen Ebenen und Niederungen, die zur Zeit der tropischen Regen von den vielen und gro-

ßen Flüssen überschwemmt werden. Der äußerst fruchtbare Boden ist meistens mit ungeheuern Wäldern bedekt und sehr wenig angebaut. Die Hauptflüsse, welche der Provinz auch ihre beiden Namen gegeben haben, sind der Amazonenstrom und der Rio Negro. Andere wichtige Flüsse sind der Yapura, der in Ecuador entspringt, und der Rio Branco, der aus dem englischen Guyana kommt und in den Rio Negro fällt. Auf der rechten Seite münden in den Marannon der Yavary, Grenzfluß gegen Peru, Yutay, Yurua, Tefe, Purus und sein größter Zufluß, der Madeira, welcher die Grenze gegen Para bildet. Von den insgemein sehr unbedeutenden Ortschaften erwähnen wir bloß die Hauptstadt Barra do Rio Negro, jezt Manoas genannt, am Rio Negro unweit von dessen Mündung in den Marannon, ein ziemlicher Handelsplaz mit 1000 Einwohnern. Die eine der beiden im Jahr 1852 neu errichteten Dampfschifffahrtslinien erstrekt sich von Para bis hieher, die andere geht von hier bis zum Hafen Nauta in Peru.

2) Die Provinz Para mit denselben Bodenverhältnissen wie die vorhergehende, über 20,000 Quadratmeilen und ungefähr 300,000 Einwohnern, unter denen ebenfalls die Weißen neben einer großen Anzahl verschiedener Indianerstämme und vielen Negern weitaus die Minderheit bilden. Die Hauptstadt und Siz eines Bischofs ist Para oder Belem. Sie hat eine ungesunde Lage am Para, der sich 13½ Meilen weiter unten in's Meer ergießt. Ihre 31,000 Einwohner treiben beträchtlichen Handel, da die größten Schiffe auf dem Para einlaufen können. Die Stadt hat ansehnliche Straßen, schöne massive Häuser und prächtige Kirchen. — Cameta, Hafenplaz am Tocantins mit 10,000 Einwohnern. — Santarem, ein kleines Städtchen am Topayoso, nahe bei seiner Mündung in den Marannon, wichtig für die Flußschifffahrt, treibt bedeutenden Handel mit den am Topayoso gelegenen Ortschaften. — Obydos am Marannon mit 2200 Einwohnern pflanzt trefflichen Cacao.

— Macapa, Stadt und Fort am Marannon, nicht weit vom Meere. — In den Mündungen des Para und Amazonenstromes liegen viele Inseln; die größte, welche von diesen Strömen gebildet ist, heißt S. Joannes oder Marajo, ist 30 Meilen lang und ebenso breit und sehr fruchtbar. Außer den bereits genannten Strömen haben wir noch den Xingu, der von Süden her kommt und zwischen dem Tapajoz und Tocantins in den Amazonas fällt.

3) Die Provinz **Maranhao**, östlich von Para, ein wellenförmig ebenes, nur im Südwesten an der Grenze von Goyaz etwas gebirgiges Land von 4500 Quadratmeilen, mit gegen 300,000 Einwohnern. Auf der plantagenreichen Insel Maranhao, nur durch einen engen Kanal, den sogenannten Maranhamfluß, vom Festlande getrennt, liegt die Hauptstadt und der Bischofssiz San Luis de Maranhao mit einem von drei Forts geschüzten sichern Hafen und 33,000 Einwohnern, worunter viele Fremde, besonders Engländer und Nordamerikaner. Der Handel ist sehr beträchtlich. Gegenüber auf dem Festlande liegt die Hafenstadt Alcantara mit Fort und Salzwerken. In den Maranham ergießen sich die beiden beträchtlichen Flüsse Mearim und Itapicuru. — Guimaraens, Hafenstadt an einer Meeresbay. — In der Landschaft Tury, welche früher zu Para gehörte, seit 1852 aber mit dieser Provinz vereinigt wurde, ist im Spätjahr 1853 zwischen den Flüssen Gurupi und Turiassu ein neuer reicher Golddistrikt entdekt worden, der nun ausgebeutet wird.

4) Oestlich von Maranhao, jenseits des 150 Meilen langen Parnahybaflusses, liegt die Provinz **Piauhy**, die etwa 4000 Quadratmeilen groß ist und hinsichtlich der Gestalt ihrer Bodenoberfläche sich ganz wie Maranhao verhält. Sie hat ihren Namen von dem Fluß Piauhy, der in den Parnahyba fällt und zählt gegen 170,000 Einwohner. — Die Hauptstadt Oeiras mit nicht völlig 4000 Einwohnern liegt im Innern in einem

von niedrigen Bergen umgebenen Bergkessel. — Das Städtchen Paranagoa am gleichnamigen See ist nur 12 Meilen von der Südgrenze entfernt. — Der wichtigste Ort der Provinz ist aber die Hafenstadt Parnahyba mit 5000 Einwohnern am östlichen Mündungsarme des gleichnamigen Flusses, drei Meilen vom Meere.

5) **Ceara** hat etwa 1400 (1371) Quadratmeilen und 330,000 Einwohner. Das Land ist an der Küste flach, erhebt sich aber allmälig nach dem Innern zu Gebirgen, unter welchen die Serra Hybiappaba die Grenze gegen Piauhy macht. Unter den Flüssen ist der Jaguaribe der größte, der Ceara fließt mitten durch die Provinz. In großer Menge wächst hier der Serango- oder Kautschukbaum und es verdankt die Hauptstadt Ceara, auch Cidade de Fortaleza genannt, ihre Wichtigkeit dem Handel mit Kautschukgummi. Sie liegt am Meere unweit der Mündung des Ceara, hat einen Hafen und ein Fort und zählt 20,000 Einwohner. — Aracaty, Hafenstadt und Handelsplaz am Jaguaribe, zwei Meilen von seiner Mündung, mit 5000 Einwohnern.

6) Die Provinz **Rio Grande do Norte**, so benannt nach dem Flusse gleichen Namens, bildet die nordöstliche Eke Brasiliens. Das Vorgebirge, von welchem aus die bis hieher in südöstlicher Richtung verlaufende Küste sich südwärts wendet, heißt Cap St. Roque. Das Land ist außer einem schmalen flachen Küstenstreif gebirgig und wird nur von kleinern Küstenflüssen bewässert. Der Flächeninhalt beträgt 1500 Quadratmeilen, die Bevölkerung 100,000 Seelen. Die Hauptstadt Natal am Rio Grande do Norte hat 18,000 Einwohner und einen Hafen an der Mündung des Flusses.

7) Die Provinz **Parahyba**, 932 Quadratmeilen groß mit 320,000 Einwohnern, südlich von der vorigen, hat ihren Namen von dem Hauptfluß, ist an der Küste flach, im Innern Gebirgsland. Die Hauptstadt Parahyba do Norte am gleichnamigen Flusse, 2¼ Meile von

dessen Mündung, wo die Stadt ihren von zwei Forts beschüzten Hafen hat, zählt 15,000 Einwohner und treibt Küstenhandel. Die untere Stadt liegt an einem See, der durch die Vereinigung von drei Flüssen gebildet wird, welche von da in einem breiten Strome dem Meere zufließen.

8) Die Provinz **Pernambuco**, ein langgezogener 6480 Quadratmeilen großer Landstrich, der sich vom Meere in südwestlicher Richtung bis an die Grenzen von Minas Geraes und Goyaz erstrekt. Der Rio San Francisco bildet fast drei Viertheile der Südgrenze dieser Provinz, während sie im Norden Gebirge von Parahyba, Ceara und Piauhy, im Westen von Goyaz scheiden. Eines dieser Gebirge im Hochlande heißt die Serra Borborema. Die Baumwolle von Pernambuco gilt für die beste Brasiliens. Die Hauptstadt Pernambuco oder Fernambuco am Capibaribe besteht eigentlich aus drei Städten, nämlich Recifé, auf einer Landzunge, Santo Antonio, auf einer Insel, und Boa Vista, auf dem Festlande, zusammen mit etwa 65,000 Einwohnern. Auf einem Berge der Landzunge von Recifé, eine kleine Meile von der Stadt, liegt Olinda, Siz eines Bischofs. Diese Stadt hat 7000 Einwohner, ein Seminar, eine Akademie für die Rechtskunde und einen botanischen Garten. Pernambuco ist ein sehr wichtiger Handelsplaz und hat einen stark besuchten, durch mehrere Forts beschüzten Hafen. Zuker und Baumwolle sind Hauptausfuhrartikel; von jenem werden jährlich für 2¼ Millionen und von dieser für nahe an 2 Millionen Thaler ausgeführt. Die Gesammtausfuhr schlägt man auf 6 Millionen Thaler (22½ Million Franken) und die Einfuhr auf 7 Millionen Thaler (26¼ Million Franken) an. Unter den zahlreichen Handelsleuten dieser Stadt gibt es auch viele deutsche und schweizerische Häuser. Im Jahr 1847 bildete sich in Pernambuco ein deutscher und schweizerischer Hülfsverein. Auch viele vermögliche Handwerker deutscher Zunge zählt Pernam-

buco, von denen manche Land in der Umgebung der Stadt besizen und bepflanzen. Im Ganzen leben über 100 deutsche und schweizerische Familien in und um Pernambuco. Sechs Stunden von der Stadt befindet sich seit dem Jahr 1826 eine kleine deutsche Kolonie, Catacon, deren Bewohner durch Kohlenbrennen wohlhabend geworden sind. — Die unweit der Küste gelegene, kleine, gutangebaute Insel Itamarica mit Salinen, zwei Ortschaften und 2000 Einwohnern wird wegen ihres Klimas und der Vorzüge und Fülle ihrer Früchte der Garten von Pernambuco genannt. — Goyanna, Stadt mit 4000 Einwohnern. — Zu dieser Provinz gehören auch die Inseln Fernando do Noronha, mit einer Verbrecherkolonie, 500 freien Bewohnern und einer Besazung von 100 Mann, 45 Meilen nordöstlich vom Kap St. Roque und Trinidad, ein bloßes Felseneiland mit einer Besazung, 150 Meilen von Espiritu Santo.

9) Die Provinz **dos Alagoas**, 910 Quadratmeilen mit 300,000 Einwohnern, zwischen Pernambuco und Sergipe, von welch lezterer Provinz sie durch den unteren Theil des San Franciscoflusses geschieden wird, erstrekt sich nicht weit in's Innere. Villa do Forte dos Alagoas, Hauptstadt an der Südseite eines großen Sees, hat 6000 Einwohner und lebhaften Handel. — Macejo, Stadt, ¼ Meile vom Meer, mit 5000 Einwohnern. Das belebte Städtchen Jaragua ist ihr Hafenplaz. — Porto Calvo am Manguaba, 4 Meilen vom Meere, hat einen Hafen mit Schiffswerften, wo auch Kriegsschiffe gebaut werden, und 6000 Einwohner, die starken Rothholz- und Blauholzhandel nach Pernambuco treiben. — Penedo de Sao Francisco, Hafenort am San Francisco, 5 Meilen von dessen Mündung mit 4000 Einwohnern.

10) Die Provinz **Sergipe**, 856 Quadratmeilen groß, mit 250,000 Einwohnern, fast ganz eine Ebene, auf der sich blos landeinwärts einige Berge erheben, hat

außer dem schon erwähnten Sao Francisco nur geringe Küstenflüsse. Die Hauptstadt Sergipe oder Cidade de Sao Christovao liegt 4 Meilen vom Meere, hat einen Hafen, Zukersiedereien, eine Tabaksfabrik, Gerbereien und 20,000 Einwohner, welche Verkehr mit den westlich liegenden Bergwerksdistrikten und bedeutenden Küstenhandel treiben. — Villa nova, Städtchen am San Francisco, Penedo gegenüber.

11) Die Provinz Bahia hat ihren Namen von der herrlichen Bai, Bahia de todos os Santos (Allerheiligenbai), an welcher die Hauptstadt liegt. Die Größe der Provinz wird zu 4500 Quadratmeilen, die Einwohnerzahl zu 880,000 angegeben. Das Küstenland ist niedrig, aber zwischen ihm und dem San Franciscofluß liegt ein Gebirgsland, das von der Serra de Mantiqueira durchzogen wird. In einem Nebenaste dieser Gebirgskette, der Serra Cincora, befinden sich die 1844 entdekten reichen Diamantgruben. Bahia, mit ihrem vollen Namen Sao Salvador da Bahia de todos os Santos, durch viele Forts und Festungswerke vertheidigte Hauptstadt, Siz eines Erzbischofs, nächst Rio Janeiro die größte und reichste Handelsstadt Brasiliens, liegt theils an einer steilen Höhe, theils am Fuße derselben auf der Spize einer Landzunge in der Allerheiligenbai, welche sich von Norden gegen Süden fünf Meilen und von Osten nach Westen über sechs Meilen ausbreitet, so geräumig ist, daß sie die Seeschiffe der ganzen Erde, vor jedem Winde geschüzt, aufnehmen könnte und den durch mehrere Forts vertheidigten Hafen der Stadt bildet. Sie besteht aus der obern und untern Stadt, wozu noch drei Vorstädte kommen, und hat eine Citadelle, mehrere Forts, 36 Kirchen, worunter die Jesuitenkirche, das größte und prächtigste Gebäude der Stadt, das ganz aus europäischem Marmor aufgeführt und im Innern sehr kostbar verziert ist und jezt zur Kathedrale dient, viele Klöster, worunter das der Franziskaner sich auszeichnet, eine neue Börse, ein

Seezeughaus, eine Schiffswerfte, eine Münze, ein Seminar, ein Gymnasium, eine medizinische und eine chirurgische Schule, eine öffentliche Bibliothek, bedeutende Zukersiedereien und Rumbrennereien, Tabaks- und Cigarrenfabriken, Baumwollenwebereien. Die am Bergesabhang gebaute Stadt mit ihren vielen Klöstern und Kirchen, eingeschlossen von dem schönsten Grün von Cocospalmen und Bananen, gewährt vom Meere aus einen entzükenden Anblik. Aber nicht so günstig ist der Eindruk, den sie im Innern macht; denn die meisten Straßen der eigentlichen Stadt sind eng und schmuzig. Sie zählt 200,000 Einwohner, die wichtige Waaren- und Geldgeschäfte machen, auch ziemlichen Wallfischfang treiben. Schon im Jahr 1851 betrug die Einfuhr etwa 38 Millionen und die Ausfuhr 29 Millionen Franken. Die eingeführten Fabrik- und Luxuswaaren gehen zum Theil durch den Küstenhandel nach den südlich liegenden brasilianischen Häfen, zum Theil in's Innere. Die vornehmsten Ausfuhrartikel sind Zuker, Tabak, Kaffee, Baumwolle, Rum, Häute, Färbeholz ꝛc. Die Plantagen in der Umgegend erzeugen den trefflichsten Tabak, Reis, Zuker, Kaffee und Baumwolle. Bahia mit Umgebung ist derjenige Theil Brasiliens, wo die größte Volksmenge zusammengedrängt ist. Unter seinen Bewohnern sind auch Deutschland und die Schweiz durch viele Kaufleute und Handwerker vertreten. Auch eine landwirthschaftliche Kolonie befindet sich in der Provinz, nämlich in der Nähe der Hafenstadt Ilheos. Sie wurde in der Mitte der Zwanzigerjahre mit mehreren hundert Deutschen, Franzosen und Schweizern gegründet. Allein das Klima erwies sich als ungünstig; manche unterlagen den dort herrschenden Fiebern, viele zogen weg und so schmolz die Kolonie zusammen. Aber was zurükgeblieben ist, erfreut sich eines schönen Wohlstandes; die Hauptprodukte der Kolonie sind Kaffee und Cacao. — Ilha Taparica, eine fruchtbare, von 16,000 Menschen bewohnte Insel in der Allerheiligen-

bai, welche den Eingang derselben in zwei Straßen theilt. — Caroeira, ansehnliche Stadt am schiffbaren Paraguassu, treibt lebhaften Handel und zeichnet sich durch ihre guten Cigarren von selbstgepflanztem vortrefflichem Tabak aus. — Paraguassu und Lancoes, zwei Dörfer mit 20,000 Einwohnern, in der Gegend der 1844 entdekten Diamantengruben. Besonders das erstere ist der Mittelpunkt des Diamantenhandels. — Jacobina am Itapicuru und Villa de Contos am Rio Brumado sind zwei Städte im Innern.

12) Die Provinz **Espiritu Santo**, 1788 Quadratmeilen groß mit 170,000 Einwohnern, ist größtentheils gebirgig und wird von vielen Küstenflüssen bewässert. Die bedeutendsten sind der Rio Grande de Belmonte, der Doce und Espiritu Santo. Außer diesen führen wir noch an den Mucury, der ungefähr in der Mitte der Provinz von der Grenze von Minas im Westen nach Osten in's Meer fließt und wichtig ist wegen der auf ihm neu erstellten Dampfschifffahrt zur Verbindung der binnenländischen reichen Provinz Minas Geraes mit den Seehäfen. In den Gebirgen von Espiritu Santo befinden sich auch noch freie Indianer, nämlich Puris und Botocudos. Die Hauptstadt Vittoria liegt auf einer Insel in einer Bai, hat einen befestigten Hafen, Küstenschifffahrt und 12,000 Einwohner. — Porto Seguro, Hafenstadt an der Mündung des gleichnamigen Flusses, verschikt viel Holz und Fische nach Bahia. — Espiritu Santo, Hafenort mit Küstenfahrt. — Caravellas, regelmäßig angelegte Stadt von 4000 Einwohnern mit einem Hafen an der Mündung des gleichnamigen Flusses. Unweit davon liegt die Kolonie Leopoldina mit beträchtlichen Kaffeepflanzungen, zu gleicher Zeit wie die oben erwähnte Ansiedlung bei Ilheos von Deutschen, Franzosen und Schweizern gegründet; auf sie paßt auch alles das, was wir über jene gesagt haben. — Einer gesunderen Lage scheint sich die Kolonie Santa Isabel drei Stunden von der Haupt-

stadt zu erfreuen. Ihre Entstehung datirt sich vom Jahre 1848. Von Antwerpen war ein Trupp deutscher Auswanderer unberufen nach Rio de Janeiro gekommen. Die hochherzige Regierung nahm sich der Rathlosen an, sandte einen Theil nach Rio Grande do Sul und 163 nach Vittoria, wo ihnen nach einiger Zeit die jezige Kolonie nebst reichlichen Unterstüzungen angewiesen wurde. Anfangs hatten die Kolonisten mit vielen Krankheiten zu kämpfen; jezt aber sind sie auf mehr als 200 Köpfe angewachsen, unter denen wenige Brasilianer. Sie besizen Pferde, Kühe und Schweine und leben im Ueberflusse. Kaffee und Mandioka werden schon zu Markte gebracht; außerdem pflanzen sie Bohnen, Mais, Bataten, Bananen und Gemüse. Der Boden ist fruchtbar und gut bewässert, und die Kolonie hat eine Verbindung zu Wasser mit der Stadt, aber ein guter Landweg dahin mangelt ihr.

13) Die Provinz **Goyaz**, ein Binnen- und Hochland, das sich im Süden am meisten erhebt und reich an Gold und andern Mineralien ist, grenzt an die Provinzen Para, Maranhao, Piauhy, Pernambuco, Minas Geraes, San Paulo und Matto Grosso und hat ungefähr 14,000 Quadratmeilen und 200,000 Einwohner, worunter sehr viele Indianer. Ausgedehnte Campos, die sich trefflich zu Viehweiden eignen, bedeken einen großen Theil des Hochlandes. Das höchste Gebirge sind die Montes Pyreneos, von denen die Montes Claros eine südliche Fortsezung sind. Die wichtigsten Flüsse haben wir schon bei der allgemeinen Betrachtung der brasilianischen Alpen aufgeführt. Die Hauptstadt Villa Boa oder Cidade de Goyaz ligt am Flusse Vermelho, unweit seiner Quelle und hat 7000 Einwohner.

14) Die Provinz **Matto Grosso**, von ihren großen Wäldern so genannt, westlich von Goyaz, südlich von Para, 20,000 Quadratmeilen groß und mit den in den Wäldern lebenden Indianern (man zählt deren 66 Stämme, darunter die wohlberittenen Guaycurus) von

85,000 Menschen bewohnt, ist, den südlichen Theil ausgenommen, noch wenig bekannt. Berge, Campos, ungeheure Wälder und sumpfige Niederungen wechseln auf ihrer Oberfläche ab. Die großen Flüsse der nördlichen Hälfte sind dieselben, die wir als das südliche Para durchziehend schon erwähnt haben. Auch die südwärts fließenden haben wir bereits genannt. Der Paraguay bildet hier durch seine Ueberschwemmungen die Sumpfseeen de los Xarayes und wird durch die Flüsse Rio de Sao Lourenço (mit dem Cuyaba) und Taquary verstärkt. Auch in Goyaz findet man viel Gold und Diamanten. Die Hauptstadt Cuyaba, in der Nähe des gleichnamigen Flusses, treibt Produktenhandel und hat 10,000 Einwohner. — Villa bella, oder Cidade de Matto Grosso, am Guaporé, mit 6000 Einwohnern, war bis 1835 Hauptstadt der Provinz. — Villa Maria, Städtchen am Paraguay, nur bemerkenswerth durch seinen Handel mit Ipecacuanha (Brechwurzel).

Es bleiben uns nun noch übrig:

15) Die Provinz **Minas Geraes** mit 11,961 Quadratmeilen und 1,050,000 Einwohnern. Sie wird eigentlich nicht mehr zu Südbrasilien gerechnet, aber wegen ihrer Wichtigkeit für die deutsche Auswanderung und Kolonisation von uns doch mit den nachbenannten Provinzen später genauer abgehandelt werden.

16) Die Provinz **Rio de Janeiro** mit 800 Quadratmeilen und 982,000 Einwohnern.

17) Die Provinz **San Paulo** mit 5600 Quadratmeilen und 400,000 Einwohnern.

18) Die Provinz **Parana** mit 3000 Quadratmeilen und 65,000 Einwohnern.

19) Die Provinz **Santa Catharina** mit 800 Quadratmeilen und 90,000 Einwohnern.

20) Die Provinz **San Pedro do Rio grande do Sul**, abgekürzt Rio Grande do Sul mit 2800 Quadratmeilen und 450,000 Einwohnern.

Drittes Kapitel.

Geschichtlicher Ueberblik.

Daß schon mehr als 500 Jahre vor der Entdekung Amerikas durch Columbus die Normannen von Grönland aus Reisen nach den nordamerikanischen Küsten unternahmen und dort in Neu-England, das von ihnen Weinland genannt wurde, Niederlassungen gründeten, ist eine geschichtliche Thatsache. Sie scheinen aber noch viel weiter südlich gekommen zu sein und auch Brasilien entdekt zu haben. Man fand im Jahre 1753 in der Provinz Bahia die Mauern einer alten Stadt mit runischen Inschriften, die von einer normännischen Ortschaft, wahrscheinlich zum Betrieb eines Bergbaues angelegt, herrühren sollen. Nach in der Bibliothek von San Paulo aufgefundenen Handschriften soll es ferner schon acht Jahre vor Columbus erster Fahrt nach Amerika in Brasilien einzelne portugiesische Niederlassungen, vielleicht von verschlagenen Schiffern, gegeben haben.

Im Jahre 1499 landete der Spanier Pinçon, einer von Columbus Gefährten, beim Cap St. Agostinho in der Provinz Pernambuco und hiemit beginnt die eigentliche Geschichte Brasiliens. Pinçon gründete zwar keine Niederlassung, nahm aber das Land für den König von Spanien in Besiz und brachte Spezereien, Edelsteine und Brasilienholz mit sich nach Europa zurük. Am Charfreitag des nächsten Jahres (1500) landete auch der portugiesische Admiral Cabral an der brasilianischen Küste, nachdem er auf der Fahrt nach Ostindien durch Stürme nach Westen getrieben worden war. Auf dem Gestade der Bucht von Porto Seguro errichtete er ein steinernes Kreuz, nannte davon das Land Terra da vera Cruz, nahm es für den König von Portugal in Besiz und schikte, als er dann die Reise nach Indien fortsezte, nur ein kleines Schiff mit der Kunde von seiner Entdekung

nach Lissabon. Mit großem Jubel wurde sie dort aufgenommen. König Emanuel sandte den Amerigo Vespucci mit drei Schiffen ab, um den neuen Besiz genauer zu untersuchen. Seine erste Reise mißglükte, aber auf der zweiten erreichte er die Bay, an der jezt Bahia steht und weihte sie allen Heiligen. Er untersuchte das umliegende Land, erbaute ein Fort, ließ eine Besazung von 12 Mann darin zurük und fuhr nach fünfmonatlichem Aufenthalt, seine Schiffe mit Affen, Papagayen und Brasilienholz beladen, wieder nach Lissabon. Seine Nachrichten befriedigten die Erwartungen des Hofes nicht; man war durch die Schäze Afrikas und Indiens verwöhnt. Lange Zeit bildete Farbholz den Hauptgewinn, den Portugal von der neuen Besizung zog und dieses war auch die Veranlassung des Namens, den Brasilien noch heute trägt. (Das rothe Färbeholz heißt Pao do Brazil, Holz der glühenden Kohle.) Außerdem benuzte man das Land als Verbannungsort für Verbrecher. Erst unter Johann III., dem Brasilien (um 1549) von dem Papst zugesprochen wurde, begann die wirkliche Kolonisation nach einem bestimmten Plane. Die Küste wurde in neun Erbhauptmannschaften, Capitanias, von ungefähr 50 Legoas Länge eingetheilt, deren Grenze nach dem Innern unbestimmt war, und die der König an begünstigte Personen, welche eine Niederlassung begründen wollten, mit unbeschränkter Rechtsgewalt verlieh. Die erste derartige Kolonie war St. Vincente an der Küste von San Paulo. Sie wurde von Martin Alfonso da Souza im Jahre 1531 gegründet. Auf der Reise dahin entdekte er zuerst die Gegend von Rio de Janeiro, von ihm so genannt, weil dieß am 1. Januar des genannten Jahres geschah. Auf seiner Kolonie wurde Akerbau und Viehzucht getrieben und Souza verpflanzte das Zukerrohr von Madeira hieher. Andere Capitanias entstanden nun rasch nach einander, zunächst bei San Vincente, San Amaro, von Verdez Lopez da Souza, dem Bruder Martin Alfonsos gegründet, dem

auch die erste Kolonie zwischen Parahyba und Pernambuco ihre Entstehung verdankt. Von San Amaro nach Norden war die nächste Ansiedelung Espiritu Santo, von Vasco Fernandez Coutinho angelegt und nach Besiegung der Eingebornen bald zu hoher Blüthe gebracht. Porto Seguro erhob sich durch Pedro de Campo Tourinho und führte bald große Ladungen Rohzuker nach dem Mutterlande aus. — Eine eigene romantische Geschichte hatte die Capitania zwischen dem San Francisco-Fluß und der Bahiabay. Als der Lehnsherr Franz Pereira Coutinho das Land untersuchte, fand er da, wo jezt Velha steht, eine vornehme Portugiesin, die früher an der Küste Schiffbruch gelitten hatte, dann durch die Macht ihres Geistes und der geretteten Schießgewehre unter dem Stamme der Tupinambasindianer zu großem Einfluß gelangt war und als Mutter Caramaru eine förmliche Herrschaft über sie ausübte. Durch ihre Vermittlung gestaltete sich ein freundliches Verhältniß zwischen den Indianern und den Portugiesen; aber gegen die Tyrannei Coutinhos empört, zwangen jene bald die Fremden die Gegend zu verlassen. Erst später kehrten mit der Mutter Caramaru einige portugiesische Ansiedler zurük und gründeten eine bleibende Niederlassung. — In Pernambuco hatte schon vor der Zeit der Capitanias eine portugiesische Faktorei bestanden, ward aber von einem Marseiller Schiff weggenommen und mit einer französischen Besazung von 70 Mann versehen. Als der Generalkapitän Pereiro das ihm verliehene Gebiet in Besiz nehmen wollte, mußte er es den Franzosen und den mit ihnen verbündeten Indianern Schritt vor Schritt abkämpfen und gelangte erst zu ungetheilter Herrschaft, nachdem er seinerseits ebenfalls sich mit einem andern Indianerstamme verbunden hatte.

So wurde vom Jahr 1531 bis 1548 ein großer Strich der brasilianischen Küste mit einer Reihe von Kolonien besezt. Der nördliche und südliche Theil und in der Mitte die Streke von S. Amaro bis Espiritu Santo

erhielt erst von dem leztgenannten Zeitpunkte an und noch später Niederlassungen. Mit dem Jahr 1548 kam ein neuer Zuzug zu der bisher hauptsächlich aus Edelleuten und Verbrechern bestehenden weißen Bevölkerung, nämlich Juden, die gewaltsam aus Portugal nach Brasilien geführt wurden. Die Ansiedelungen waren aber insgesammt noch sehr schwach und sowohl den Wilden als einem Angriff von der See her um so weniger gewachsen, als die einzelnen Lehnsherren, jeder auf die Macht der andern eifersüchtig, nur den eigenen selbstsüchtigen Vortheil verfolgten. Das Volk der neuen Welt litt, wie das der alten, unter dem Druk einer unbeschränkten Feudalherrschaft. Um diesen Uebelständen abzuhelfen und aus seinen Kolonien Nuzen zu ziehen, erkannte es der König von Portugal als nothwendig, die Gewalt der Lehensherren zu beschränken und einen Generalgouverneur hinzusenden, in dessen Hand die Macht in Krieg und Frieden vereinigt wurde. Unter ihm als dem obersten Befehlshaber standen die Kolonisten, die als Landesvertheidiger in Ordonnanzas, die nur innerhalb ihrer Provinz und in Milicias, die auch außerhalb der Provinz Kriegsdienste zu thun hatten. Dem Gouverneur war ein Ouvidor für die Besorgung des Gerichts- und Finanzwesens und ein Generaleinnehmer, der für die Erhebung der Kronabgaben sorgte, beigegeben.

Der erste Gouverneur, Thomas von Souza, landete im April 1549 mit sechs Schiffen und tausend Personen, darunter sechs Jesuiten, in der Allerheiligenbay und baute San Salvador (Bahia) neu auf. Die Mutter Caramaru wußte die Eingebornen für ihre Landsleute zu gewinnen und die Jesuiten begannen das Werk der Bekehrung der Wilden. Da von dieser Seite keine Hindernisse kamen, so blühte die neue Hauptstadt rasch auf. Schon nach einem Jahre dehnten sich außer ihrer Mauer große Zukerpflanzungen aus, zu deren Bebauung man eine Ladung Negersklaven aus Afrika einführte. Im Jahr 1552 erhielt Brasilien seinen ersten

Bischof und 1553 kam mit Huarte da Costa, der an Souzas Stelle Gouverneur wurde, ein frischer Trupp Jesuiten, darunter Nobrega, das Haupt der Mission und Stifter der ersten höhern Schule, die troz der Mißgunst des Gouverneurs doch Bestand hatte und von dem Nachfolger des leztern, de Sa (1558), sich desto größerer Unterstüzung zu erfreuen hatte. Ueberhaupt wirkte de Sa während seiner ganzen Regierung Hand in Hand mit der Priesterschaft kräftig zum Wohl der Kolonien. — In demselben Jahre, als de Sa in Brasilien ankam, landete da, wo die jezige Haupt- und Residenzstadt steht, eine bedeutende Schaar französischer Kolonisten. Es waren Hugenotten unter der Anführung des kühnen Seefahrers Nicolas Durand de Villegagnon, der angeblich im Auftrage des Admirals de Coligny handelnd den verfolgten französischen Protestanten eine sichere Wohnstätte versprochen hatte. Kaum glaubte sich aber Villegagnon in Sicherheit, so bedrükte er die Hugenotten auf jede Weise. Viele kehrten, um seiner Tyrannei zu entfliehen, nach Frankreich zurük und Tausende ihrer Glaubensgenossen, die schon bereit waren, ihnen nach Brasilien zu folgen, änderten den Entschluß. Da dieser Zuwachs ausblieb, war die Kolonie zu schwach, um sich gegen die Portugiesen zu halten. Rio de Janeiro wurde portugiesisch und von da an die zweite Hauptstadt des Landes. — Unter dem Statthalter de Sa und seinem Nachfolger Diego Laurenço da Viega ging Brasilien zusehends einer blühenden Entwiklung entgegen und gewann an innerer Kraft. Nun aber trat ein Zeitraum der Störung ein, der sein Gedeihen auf lange hemmte.

Im Jahr 1580 war Portugal an Spanien gekommen. Diesen Umstand benuzten Spaniens Feinde, die schon lange mit neidischen und gierigen Augen nach den blühenden Kolonien Portugals geschaut hatten. Engländer, Franzosen und Holländer fielen nach einander über das hülflose Brasilien her. Die Engländer plünderten

1586 Bahia, verbrannten 1591 St. Vincent und sezten sich 1595 in Olinda fest. Die Franzosen behaupteten sich von 1612 bis 1618 auf Marajo. Die holländisch-westindische Gesellschaft bemächtigte sich 1624 der Stadt Bahia, befestigte sie und zog durch eine Proklamation des Gouverneurs, in welcher Allen Freiheit, Schuz und Duldung zugesichert wurde, eine Menge Indianer, Neger und Juden auf ihre Seite. Portugiesen und Spanier vermochten zwar durch vereinte Anstrengung im folgenden Jahre die Holländer zu vertreiben, aber schon 1630 kehrten sie zurük und eroberten Olinda. Der Graf Johann Moriz von Nassau-Oranien, ein Mann von großem Geist und Thatkraft, der von 1637—40 Statthalter war, breitete bald die holländische Herrschaft über halb Brasilien aus und ergriff die rechten Mittel, um dieselbe zu befestigen. Nicht nur einen großen Theil der Landeseinkünfte, sondern auch seines eigenen Vermögens verwandte er auf die Befestigung der Strommündungen und Städte, auf deren Verschönerung und Erstellung von Straßen und Brüken zur Verbindung mit dem Innern. Durch allgemeine Duldung in Religionssachen und durch das Vertrauen, das er den Portugiesen schenkte, suchte er die mannigfach gemischte Bevölkerung für sich zu gewinnen. Graf Moriz hätte in Brasilien ein mächtiges holländisches Reich gegründet, aber die westindische Gesellschaft, besorgt und unzufrieden über die Verwendung der Reichthümer, die nicht ausschließlich in ihre Tasche floßen, sondern theilweise dem dauernden Wohl des fremden Landes zu gute kamen, berief ihn zurük und sezte ihm Nachfolger, deren Selbstständigkeit sie nicht zu fürchten hatte, die aber auch den Gegnern nicht gewachsen waren. Unter diesen erlitt die innere Politik eine Aenderung und der Druk, den sie auf Eingeborne und Portugiesen ausübten, veranlaßte eine Empörung der Plantagenbesizer, die 1645 mit der gänzlichen Vertreibung der Holländer endigte. Cavalcante, ein kühner Abentheurer, nöthigte sie am 28. Januar 1654 zur Ka-

pitulation und 1661 wurde das ganze holländische Brasilien um die Summe von acht Millionen Crusaden (350,000 Pfund Sterling) an Portugal abgetreten.

Immer wichtiger wurde nun Brasilien für Portugal, immer mehr öffneten sich seine Schäze. Die Goldgruben wurden 1696 bekannt, 1727 die Diamanten entdekt, oder vielmehr deren wahrer Werth; denn schon früher wurden sie von den bei der Goldwäscherei beschäftigten Negern gelegentlich gefunden; da man sie aber für werthlose Bergkristalle hielt, so ließ man sie ihnen zum Schmuk. Endlich wurde die politische Macht der Portugiesen durch die Vertreibung der Jesuiten (1759) unbeschränkt. Aber Portugals Streben ging nur dahin, Brasilien möglichst auszubeuten, den Gewinn für sich selbst zu erhöhen und zu sichern. Zur Heranbildung des Volkes geschah nichts, im Gegentheil wurde es durch unwürdige Bedrükungen und Einschränkungen darniedergehalten; hohe Zölle und Abgaben wurden angeordnet, der Handelsverkehr nur in wenigen Küstenpläzen erlaubt, Fremden der Eintritt erschwert, die Erzeugung und Gewinnung einzelner Produkte, welche das Mutterland lieferte, wie Oel, Wein, Salz, verboten; Fabriken durften nicht angelegt werden, da die Portugiesen die von Fremden erhandelten Manufakturwaaren zu hohen Preisen einführten. Die Rechte und Freiheiten der Kolonisten wurden beschränkt und nur gebornen Portugiesen die wichtigsten Staats- und Kirchenstellen übertragen. Dieses unnatürliche Verhältniß blieb sich bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts gleich und die natürliche Folge davon war ein allgemeiner steigender Haß gegen die portugiesische Regierung.

Ein großes Ereigniß und mittelbar die Ursache seiner Unabhängigkeit war für Brasilien die Flucht der königlichen Familie Bragança aus Portugal vor Napoleons Schaaren. Im Januar 1808 kam Johann VI. nach Brasilien und wählte im März Rio de Janeiro zu seiner Residenz. Ein neues Leben zog mit dem portugiesischen

Hofe ein. Fabriken und gemeinnüzige Anstalten (auch Buchdrukereien) entstanden, die Bank von Brasilien wurde errichtet, die Häfen allen Nationen eröffnet, mit Ausnahme der Franzosen, welche dieser Begünstigung erst nach der Rükkehr der Bourbonen mittheilhaftig wurden; die Einfuhr fremder Waaren war fortan gegen einen Eingangszoll von 24 Prozent erlaubt; man zog Fremde zur Betreibung des Akerbaues in's Land und am 17. Dezember 1815 erhob Johann VI. die bisherige Kolonie zu einem Königreich. Auch die Vermählung des damaligen Kronprinzen Dom Pedro mit der Erzherzogin Leopoldine von Oesterreich, die leider schon 1826 starb, war ein Glük für Brasilien. Damit wurde das bis jezt jedem Forscher verschlossene Brasilien auch den Gelehrten und Künstlern geöffnet, die nicht ermangelten, der Welt von seinen Schäzen und Wundern zu erzählen, und es entstanden viele bedeutende Niederlassungen von Deutschen und Schweizern, wie St. Leopold, Neu-Freiburg, Sao Pedro d'Alcantara u. s. w. Aber die Neugeburt des Staates sollte nicht eine ganz friedliche Umwälzung sein; die neugewährten Freiheiten erwekten in den Brasilianern die Sehnsucht nach mehrerem, nach voller Selbstständigkeit; das Beispiel der spanischen Republiken Amerikas fand Bewunderer und Nachahmer. Freimaurer erhoben im Jahr 1817 die Fahne des Aufruhrs zu Pernambuco, wurden jedoch bald besiegt. Als aber im August des Jahres 1820 eine Revolution zu Oporto in Portugal ausbrach, welche den König in's Mutterland zurükrief, da fürchteten die Brasilianer durch die Abreise desselben ihre Freiheiten wieder zu verlieren und in das alte Abhängigkeits-Verhältniß zurük zu fallen. Diese Besorgniß war allgemein; man wollte daher den König nicht ohne vorherige Sicherung der brasilianischen Freiheit ziehen lassen und es entzündete sich den 26. Februar 1821 ein heftiger Aufstand in Rio de Janeiro, in Folge dessen Johann VI. den Brasilianern eine Verfassung versprach und ihnen den Kronprinzen Pedro (geb. 1798)

bei der Abreise nach Portugal am 26. April als Stellvertreter zurükließ. Neue Stürme erhoben sich, als man in Lissabon versuchte, Brasilien zur vormaligen Abhängigkeit zurükzuführen. Die portugiesischen Truppen mußten Brasilien räumen; Dom Pedro schloß sich selbst dem Volke an und berief auf den Rath des berühmten Jose Bonifacio d'Andrada im Mai 1822 eine konstituirende Versammlung. Dieser Verfassungsrath sprach die völlige Trennung Brasiliens von Portugal aus (1. August) und Dom Pedro wurde am 12. Oktober konstitutioneller Kaiser von Brasilien.

Dom Pedro schien wenig Werth auf diese hohe Ehre zu sezen und entfremdete sich die Brasilianer vollends durch auffallende Begünstigung der im Lande ansäßigen Portugiesen, deren Mißfallen er sich durch seine ersten freisinnigen Schritte zugezogen hatte. In Aenderung seiner Politik entließ er das populäre Ministerium d'Andrada und löste sogar die konstituirende Versammlung auf. Diese Maßregeln brachten im ganzen Lande einen ungeheuren Eindruk hervor und Dom Pedro sah sich durch die öffentliche Meinung gezwungen, dem Reiche eine Verfassung zu geben, die mit einigen Abänderungen noch heutzutage besteht. Sie wurde von einem großen Theile der Bevölkerung (Januar bis März 1824) beschworen, aber mehrere Provinzen des Nordens verweigerten unter Führung des Präsidenten von Fernambuco die Anerkennung und erklärten sich sogar als unabhängigen Freistaat unter dem Namen Union des Aequators. Er war von kurzer Dauer, wurde schon im Herbst 1824 mit Hülfe Englands unterworfen und die Häupter des Widerstandes in Rio de Janeiro hingerichtet. Englischer Vermittlung hat Brasilien auch die Anerkennung seiner Unabhängigkeit durch das Mutterland Portugal zu verdanken, welche am 29. August 1825 erfolgte.

Die schöne Aufgabe, die sich nun dem Kaiser bot, durch Versöhnung der entzweiten Gemüther die Ruhe im Innern zu befestigen und sein Reich der Segnungen des

Friedens theilhaftig zu machen, behagte ihm nicht. Er wollte die Macht Brasiliens dem Ausland gegenüber beweisen. Schon im 17. Jahrhundert hatten die Portugiesen eine Kolonie San Sagramento am Laplata, die sie aber 1679 an Spanien verloren. Streitigkeiten zwischen Portugal und Spanien im Jahr 1812 hatten zur Folge, daß die Portugiesen einen Einfall in die Banda oriental machten, um Montevideo zu erobern. Aber England intervenirte und die brasilianische Armee mußte das Land wieder räumen. Ein zweiter Versuch im Jahr 1816 gelang besser und König Johann breitete seine Herrschaft über ganz Uruguay aus, das auch nach der brasilianischen Unabhängigkeitserklärung als cisplatinische Provinz ein Theil des Kaiserthums blieb. Allein die Staaten des ehemaligen spanischen Vizekönigreichs am Laplata, behaupteten ebensoviel Recht auf den Besiz der Banda oriental zu haben und forderten sie mehrmals von Brasilien zurük. Als dieß 1825 wieder geschah, antwortete der Kaiser am 10. Dezember mit einer Kriegserklärung gegen Buenos-Ayres, das Haupt des Laplatabundes. Dieser Staat fand kräftige Unterstüzung an der republikanischen Parthei, die, nicht nur in Uruguay, sondern auch in Rio Grande do Sul mächtig, besonders über die kaiserliche Politik erbittert war, welche überhaupt die Portugiesen begünstigte, zumal aber die Regierung der Südprovinzen ganz Männern dieser Partei übertrug. Hiezu kam der angestammte Nationalhaß der größtentheils spanischen Bevölkerung der Banda oriental gegen ihre Beherrscher. Dem Kaiser wurden die zur Führung des Krieges nothwendigen Gelder von der im Jahre 1826 einberufenen Deputirtenkammer nach einigem Widerspruche bewilligt, aber der Krieg selbst, zu Wasser und zu Lande, war kein ruhmvoller und endigte im August 1828 mit der Räumung der Banda oriental und ihrer Anerkennung als selbstständige Republik. Auch die Deutschen, die in diesem Kriege mitkämpften, ernteten geringe Lorbeeren: die regelmäßigen Truppen, weil sie vorzugs-

weise aus allerlei Gesindel in Europa zusammengeworben worden waren; eine Anzahl deutscher Kolonisten aber, die man wider Vertrag und Recht unter das Militär gestekt hatte, konnte schon wegen dieser an ihnen begangenen Ungerechtigkeit nicht zu guten Soldaten werden. — Der zweifelhafte Ruhm, der für den Kaiser aus diesem Kriege hervorging und die Vermehrung der Staatsschulden, die er zur Folge hatte, trugen nicht wenig dazu bei die Unbeliebtheit Dom Pedros zu erhöhen. Er wußte das und suchte seine Herrschaft anfangs dadurch zu befestigen, daß er sich immer mehr auf die portugiesische Partei stüzte, welche darauf ausging, aus der Verfassung die freisinnigsten Bestimmungen zu entfernen. Aber die Opposition, welche die öffentliche Meinung, die Zeitungspresse, die Jugend des Landes für sich hatte, wurde immer mächtiger. Nun schwankte der Kaiser und suchte sich wohl auch hie und da der brasilianischen Partei zu nähern, wurde aber von seiner Umgebung beständig daran gehindert, sich ihr in die Arme zu werfen und damit das Volk zu versöhnen. Der Entschluß Dom Pedros, die Rechte seiner Tochter Donna Maria da Gloria gegen ihren abtrünnigen Gemahl Dom Miguel in Portugal, wo König Johann VI. gestorben war, mit den Waffen zu behaupten, die Auflösung der gesezgebenden Versammlung, deren Untersuchung der Staatsfinanzen dem Kaiser mißbeliebig war, am 3. Sept. 1829, seine zweite Vermählung mit der Prinzessin von Leuchtenberg, waren neue Gründe der allgemeinen Unzufriedenheit. Endlich brach am 6. April 1831 zu Rio de Janeiro die offene Empörung aus, der Kaiser, von allen Seiten hart bedrängt, dankte am folgenden Tage zu Gunsten seines fünfjährigen Sohnes Dom Pedro II. ab, ernannte zum Vormund und Erzieher desselben seinen ehemaligen Minister und nachherigen Gegner im Parlament, José Bonifacio d'Andrada, und schiffte sich nach Europa ein.

Während der Minderjährigkeit Dom Pedros II. lag anfangs die Regierung in den Händen einer Regentschaft

aus drei angesehenen Männern, der das Ministerium zur Seite stand. Die bis anhin vom Kaiser im Zaume gehaltene gesezgebende Versammlung hatte nun freien Spielraum. Es bleibt ihr das Verdienst, durch weise Sparsamkeit die Einnahmen und Ausgaben des Reiches in's Gleichgewicht und dadurch die zerrütteten Finanzen in diejenige Ordnung gebracht zu haben, der Brasilien seine Blüthe verdankt. Aber nicht zum Besten des Landes waren ihre Bestrebungen, die Befugnisse der vollziehenden Gewalt zu beschränken, wodurch der Regentschaft ein kräftiges Einschreiten gegen die folgenden Parteikämpfe und Empörungen erschwert, ja in manchen Fällen unmöglich gemacht ward. Die Periode der Minderjährigkeit des Kaisers Dom Pedro II. war eine unruhige Zeit, bezeichnet durch erbitterte Kämpfe zwischen einer extremen republikanischen Partei, einer gemäßigten liberalen, welche die Stüze der konstitutionellen Verfassung war, und der Rükschrittspartei, welche an der Wiedereinsezung Dom Pedros I. arbeitete. Die erste und die lezte erhoben abwechselnd in verschiedenen Provinzen die Fahne des Aufruhrs, wobei es an gräßlichen Auftritten nicht fehlte; doch gelang es dem thatkräftigen Justizminister Pater Fejo mit Hülfe der neuerrichteten Bürgergarde in den meisten Provinzen die Unzufriedenen zu bemeistern; nur in der Provinz Rio Grande do Sul dauerte der republikanische Aufstand bis zum Jahr 1844 fort. Nachdem die Regentschaft und die Minister mehrmals gewechselt hatten, änderten die Vertreter der Nation im Jahr 1834 die Verfassung insofern, als sie Brasilien zu einer föderalistischen Monarchie erklärten und den einzelnen Provinzen größere Befugnisse als früher einräumten. Dem Volke wurde, wie dem nordamerikanischen, die volle Souveränität und dem Monarchen ungefähr dieselbe erbliche Stellung angewiesen, welche der Präsident der Vereinigten Staaten nur auf vier Jahre besizt. Durch die gleiche Kammer wurde zur Verwaltung des Reiches während der Minderjährigkeit des Kaisers ein einziger auf vier Jahr zu wählender

Regent aufgestellt und mit dieser Stelle in Erinnerung seiner Verdienste als Justizminister im Oktober 1835 Diego Fejo bekleidet. — Unmittelbar auf das Verfassungswerk folgte ein Zeitraum voll großer Leiden. Der gegenseitige Haß der Parteien reizte in mehrern Städten den plünderungslustigen Pöbel und die Sklaven zum Aufstande. Der Schauplaz der größten Gräuel wurde Para. Im Jahr 1835 plünderten und mordeten zuerst der weiße und schwarze Pöbel und kaum war dieser Aufruhr unterdrükt, so zogen im August die Indianer aus den Wäldern daher, überfielen und verwüsteten die unglükliche Stadt und rotteten die weiße Bevölkerung aus. Erst im Januar 1836, nachdem die belagerten Indianer so lange den Anstrengungen einer vereinten englischen, französischen, portugiesischen und brasilianischen Flotte Widerstand geleistet hatten, wurde Para wieder erobert. — In Bahia empörten sich im Juli 1835 die Neger; eine viel gefährlichere Revolution brach aber daselbst im November 1837 aus. Sie wurde von dem Mulatten Sabino, einem in Paris studirten Arzte, geleitet und hatte ebenfalls die Freiheit der Sklaven zum Hauptzwek. Die neue Republik Bahia dauerte aber nicht lange; denn schon Mitte März 1838 wurde die Stadt von den Regierungstruppen durch Sturm erobert. — Der Regent Fejo hatte sich unter diesen schwierigen Umständen nicht als den Mann gezeigt, der er früher als Justizminister gewesen war. Als die Empörung zu Bahia begann, reichte er seine Entlassung ein und überließ die Regierung dem Minister des Innern, Araujo Lima, unter dessen Regentschaft zwar Bahia beruhigt, dagegen aber der Krieg in Rio Grande do Sul noch erbitterter und für die Republikaner siegreich geführt wurde. Die durch Limas Erhebung bei Seite geschobenen Liberalen stürzten ihn im Jahr 1841, indem sie die Volljährigkeit Dom Pedros II. beschleunigten und den noch nicht sechszehnjährigen Jüngling auf den Thron erhoben. Es vergingen nun zwar noch mehrere Jahre, bevor Brasilien

vollständig zur Ruhe kam; Ministerwechsel, Parteigezänke und unduldsame Parteiherrschaft dauerten noch fort; allmälig aber machten sich die Anstrengungen einiger ausgezeichneten Männer, welche das Wohl des Reiches über Parteiinteressen stellten, geltend; solche waren der kenntnißreiche Finanzmann und Rechtsgelehrte Alves Branco, der durch seinen unbestechlichen Charakter wie durch seine wissenschaftliche Bildung bekannte Paulo Souza und der thätige Finanzminister Rodriguez Torrez, dem Brasilien einen großen Theil der Verbesserungen in seinem Staatshaushalt verdankt. Die Bürgerkriege wurden seltener, verloren an Umfang, bekamen mehr den Charakter bloßer örtlicher Aufstände, je mehr die Herrschaft des Kaisers an Kraft gewann. Gleich im Anfang derselben erhoben sich die Liberalen in Minas Geraes wegen einiger von den Kammern erlassener wichtiger Geseze. Aber die Aufständischen wurden von den Regierungstruppen bei Santa Luzia geschlagen und zerstreut. Von dieser Ortschaft führen seither die Liberalen Brasiliens den Namen Santa Luzias; die Konservativen heißen Saquaremos, ein Name, welcher von dem Burgfleken Saquarema herrührt, in dessen Nähe der Minister Rodriguez Torrez eine Plantage besaß. Den nach dem Treffen bei Santa Luzia gefangenen liberalen Führern sollte der Prozeß gemacht werden; aber bald befreite sie ein Amnestiedekret und schuf die Feinde der neuen Regierung zu deren Freunden um. Auch die Revolution in Rio Grande do Sul, wo der Kampf in der lezten Zeit der Regentschaft besonders hartnäkig geführt worden war, erreichte durch die gleiche versöhnliche Maßregel, als Ausfluß der milden Gesinnung des Kaisers, ihr Ende. Die lezte Revolte, die sich aber auf die Provinz Pernambuco allein beschränkte und auf bloß lokalen Ursachen beruhte, fand im Jahr 1848 statt und wurde bald bewältigt. So befestigte sich die Gewalt der Regierung immer mehr; Handel und Gewerbe kamen zur Blüthe; die Kolonisation des Landes wurde ernstlich zur Hand genommen und die

Einwanderung aufgemuntert; dieß besonders seit 1850. Dasselbe Jahr ist auch denkwürdig durch ein von den Kammern erlassenes kräftiges Gesez gegen den Sklavenhandel. Ein großer Antheil am Verdienste, diesen Zustand des Fortschrittes herbeigeführt und zur Dauer gebracht zu haben, gebührt der hochherzigen Politik des Kaisers. Dom Pedro II. ist ein ebenso talentvoller als hochgebildeter Mann, dem nicht nur seine persönliche Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit, sondern auch seine weise Regierung die allgemeine Liebe und Anerkennung seines Volkes verschafft hat. Und sein segenreiches Wirken hat sich nicht auf Brasilien beschränkt, sondern ist auch den unruhigen Nachbarstaaten am Silberstrome zu gute gekommen, indem durch sein bewaffnetes Einschreiten vor drei Jahren der Diktator Rosas besiegt und vertrieben und dem Bürgerkrieg in den Laplatastaaten Schranken gesezt wurden. Wie vortrefflich aber auch die Nachwirkungen des schnell und glüklich geführten Krieges gegen Rosas für Argentinien, Uruguay und Paraguay waren, Brasilien selbst zog keinen geringern Nuzen daraus. Ein unermüdlicher Aufhezer der Republikaner in Rio Grande wurde dadurch entfernt, die Südgrenze des Reiches gesichert und den innern Provinzen durch die Festsezung der freien Schifffahrt auf dem Laplatastrome eine prächtige Wasserstraße zur Ausfuhr ihrer reichen Produkte eröffnet. Betreffend die leztere, ohne Zweifel wichtigste Errungenschaft erhob zwar der Staat Paraguay, das südamerikanische China, einige Schwierigkeiten; aber zu schwach gegen das kräftig auftretende Brasilien gab auch er im Laufe des gegenwärtigen Jahres seine Zustimmung.

Viertes Kapitel.

Die Bevölkerung.

Ein buntes Bild bieten die menschlichen Bewohner Brasiliens dar. Zieht man auch die einzelnen Malayen, welche auf Handelsschiffen die Hafenpläze Brasiliens besuchen und die wenigen Chinesen, die sich zeitweise in diesen Städten aufhalten oder um des Theebaues willen eingeführt worden sind, in Betracht, so kann man sagen, daß alle fünf Racen, in die man die Menschheit gewöhnlich eintheilt, auf dem brasilianischen Boden vertreten sind. Zahlreich und im Lande wirklich angesessen sind die übrigen Racen, die weiße oder kaukasische, die schwarze oder afrikanische und die rothe oder amerikanische und die mannigfaltigen Mischlinge, welche aus der Vereinigung derselben hervorgegangen sind und durch deren Vermittlung eine Stufenleiter aller auf dem ganzen Erdenrund vorkommenden menschlichen Farben vom hellsten Weiß bis zum dunkelsten Schwarz hergestellt wird. So verschieden die Einwohner Brasiliens nach ihrer Hautfarbe und ihrer Abstammung sind, ebenso ungleich sind ihre Sitten und Gebräuche, ihre Bildungsstufe, Lebenslage, gesellschaftliche und politische Stellung.

Obenan stehen in jeder dieser Beziehungen die Weißen. Die Herren des Landes sind Nachkommen der Portugiesen, jenes einst mächtigen Volkes, das im Glanzpunkte seiner Geschichte die Rolle der heutigen Engländer spielte und in jener Zeit seiner Größe und seines Ruhmes Brasilien in Besiz nahm und zu kolonisiren begann. Die Abkömmlinge der romanischen Völker Amerikas heißen gemeiniglich Creolen; aber die Beherrscher Brasiliens wollen nichts von diesem Namen wissen; sie nennen sich mit Stolz Brasileiros, Brasilianer. Sie fühlen sich namentlich ihren ehemaligen Bedrükern, den Portugiesen gegenüber als ein unabhängiges selbstständiges

diges Volk, ein ähnliches Verhältniß, wie es zwischen den Bürgern der Vereinigten Staaten Nordamerikas und den Engländern besteht. Unter Creolen versteht man in Brasilien die im Lande geborenen weißen Kinder der Fremden, aber schon deren weiße Nachkommen nicht mehr. — Trozdem, daß sich die Unabhängigkeit Brasiliens erst vom Jahr 1822 herschreibt, hat der Brasilianer in Charakter, Sitten und Gewohnheiten und in seinem öffentlichen Leben Vieles, was ihn von dem frühern Stammesgenossen unterscheidet. Manche dieser Eigenthümlichkeiten kommen auf Rechnung der selbstständigen politischen Entwiklung und der freiern Verfassung, des immer mehr sich äufnenden Reichthums, andere freilich haben sich schon im Laufe früherer Zeiten ausgebildet; mancher nicht portugiesische Tropfen Blutes fließt in den Adern des Brasilianers und überhaupt verändert sich ja jedes Volk, das unter einem von seinem ursprünglichen verschiedenen Himmel wohnt. So ist z. B. dem Brasilianer der Geiz und die Habsucht des Portugiesen fremd; er theilt gerne mit und übt die Gastfreundschaft in ausgedehntem Maßstabe. Zur Vergeltung des Wohlwollens und der Gefälligkeiten, die er dem Fremden erweist, verlangt er nur, daß ihm dieser auch mit derselben Treuherzigkeit und Offenheit entgegenkomme, welche den Brasilianer auszeichnet, daß er seine Mildthätigkeit nicht mißbrauche oder gar mit Undank und Feindseligkeit belohne. Bildet er sich auch, und in sehr vielen Beziehungen mit Recht, nicht wenig auf die Vorzüge seines Vaterlandes und auf seine eigenen Eigenschaften ein, so achtet und schäzt er doch den einsichtsvollen, fleißigen und rechtlichen Fremden und vertraut ihm oft mehr als den eigenen Landsleuten. Stößt ihn aber dieser durch ein rüksichtsloses Benehmen, durch Hochmuth oder Rohheit, die dem überaus höflichen Brasilianer ganz besonders zuwider ist, von sich ab, beeinträchtigt er ihn in seinem Eigenthum oder überhaupt in seinen Rechten, so hat die Gutmüthigkeit des Brasi-

lianers ein Ende; er ist leidenschaftlich und reizbar wie die Bewohner aller warmen Länder. Man redet ihm auch nach, daß er gerne, mit Schlauheit und Geschik betrüge und in der That gehört Ehrlichkeit nicht zu seinen Tugenden, sondern ist im Gegentheil deren Mangel von seinen Stammvätern, den Portugiesen, auf ihn vererbt worden. Uebrigens scheint sich die Redlichkeit im Handel und Wandel im Allgemeinen nicht Amerika zum Wohnsiz auserkoren zu haben; denn der nordamerikanische Yankee und der spanische Creole stehen hinsichtlich dieser Eigenschaft im gleichen Geruch, wie der Brasilianer. In geistiger Beziehung besizt das Herrschervolk des südamerikanischen Kaiserthums viel Talent, schnelle Fassungsgabe, klare Denkkraft; diese Lichtseite wird aber verdunkelt durch die ihm inwohnende Trägheit, einen Charakterzug, der nun freilich dem fleißigen und geschikten Einwanderer zum Nuzen gereicht, weil deßwegen der Spielraum seiner Thätigkeit erweitert wird. Endlich wirft man dem Brasilianer große Sinnlichkeit vor, nicht in den Genüssen der Kehle und des Magens; denn meistens ist er hierin mäßig, genügsam, nüchtern; sondern geschlechtliche Ausschweifungen. Faulheit und Sinnlichkeit zeigen sich mehr in den heißen, nördlichen Provinzen mit ihrer überwiegenden Sklavenbevölkerung und treten weniger grell auf in den gemäßigten südlichen, wo das umgekehrte Zahlenverhältniß von Freien und Sklaven besteht. Das Bild, das wir hier vom Charakter, Gemüth und Verstand des Brasilianers entworfen haben, gilt von der großen Masse des Volkes. Abweichungen finden natürlich wie überall statt. So zeichnen sich die höhern Stände durch größere Bildung aus; sie haben vieles von den Sitten der englischen und französischen Gesellschaft angenommen. Junge vornehme Brasilianer bringen häufig ihre Jünglingsjahre auf Reisen in Europa zu, oder besuchen die Schulen Frankreichs, Englands und Deutschlands. Auch der Bürgerstand in den Städten hat die Einwirkung der zahlreich

niedergelassenen Europäer erfahren. Der Volksunterricht steht zwar noch auf einer niedrigen Stufe; allein es darf doch nicht verkannt werden, daß auch er schon löbliche Fortschritte gemacht hat und weitere Verbesserung in der Absicht der aufgeklärten Regierung liegt. Die Geistlichkeit, deren Pflicht die Hebung des Schulwesens zunächst wäre, hat dazu weder den Willen, noch die Einsicht der Nothwendigkeit, noch die Kraft; denn ihre Bildung ist im Allgemeinen selbst sehr dürftig. Die vom Geiste des Freisinns durchdrungene Regierung ist auch dieser sehr zahlreichen Klasse ihrer Mitbürger nicht besonders hold und der Einfluß der leztern auf das Volk ist lange nicht so gewaltig, wie sonst in ganz katholischen Ländern. Darum werden alle christlichen Bekenntnisse geduldet und der Ausübung des Gottesdienstes nichtkatholischer Christen kein Hinderniß in den Weg gelegt. Der Brasilianer ist in Religionssachen eher gleichgültig, als bigott und fanatisch.

Ueber den Umgang mit den Brasilianern und deren Charakter möge zur Bestätigung des eben Gesagten folgende Stelle aus dem Briefe eines deutschen Kolonisten in Blumenau dienen, welchen die Hamburger Auswanderungszeitung vom 23. Mai 1855 mittheilt: „Wenn wir Deutschen,“ heißt es daselbst, „so im gewöhnlichen Leben mit Brasilianern verkehren, sind dieselben, mit nur höchst seltenen Ausnahmen, sehr artig, freundlich, gefällig und zuvorkommend gegen uns, und ist man als Gast in ihrem Hause, so sezen sie oftmals der Gastfreundschaft keine Schranken, zumal wenn man sich mit ihnen in ihrer Sprache zu unterhalten weiß, welches sie sehr lieben, da sie sehr gesprächig sind und sehr eingebildet auf ihre Sprache, als sei diese die schönste der Erde. Fast immer beobachtet der Brasilianer gegen den Ausländer einen ritterlichen Anstand, so arm, so ungebildet und unwissend er auch sein möge, und bietet dieses manchmal einen lächerlichen Kontrast, wenn man das äußere Erscheinen mit den ritterlichen Manieren ver-

gleicht. Das lange schwarze Haar hängt verworren und ungekämmt um den Kopf herum, die Kleidung besteht aus einem blendend weißen baumwollenen Hemde und ein Paar baumwollenen, gewöhnlich einfach gestreiften Hosen. Der Kopf ist gewöhnlich mit einem feinen Filz- oder Strohhut bedekt. In demselben Habit erscheint er auch zu Pferde, nur daß da mitunter das Lächerliche dazu kommt, daß an einem der bloßen Füße ein Sporn angeschnallt ist. Der Brasilianer ist Gentleman durch und durch, und es läßt sich ganz gut mit ihm leben, wenn man ihn nicht grob und brutal behandelt. Aber leider, leider ist eine gewisse Tappigkeit und Brutalität den Deutschen wie angeboren. Die neu ankommenden Deutschen betrachten den Brasilianer als untergeordnetes Wesen, und sich als Heilande der neuen Welt, an deren Ankunft es hier nur gefehlt, um der Sache einen stärkern Impuls, einen höhern Aufschwung zu verleihen, und voll übermüthigen Stolzes und Hochmuthes bliken sie nicht nur mitleidig auf die Brasilianer herab, sondern auch auf die Deutschen, die schon vor ihnen hier waren und ihnen den Weg gebahnt haben; das geht so lange, bis sie sich ihre langen Hörner abgestoßen und die Kämpenzähne, wie man hier scherz- und spottweise die Vatermörder zu nennen beliebt, bei Seite gelegt haben. Was nun das Uebelste dabei ist, so versteht der neu ankommende Deutsche weder Portugiesisch, noch der Brasilianer Deutsch, und dieser empfindet recht gut das anmaßende Wesen der neuen Deutschen, fühlt sich in seinem Innern verlezt und zieht sich von denselben zurük, oder sucht einen Deutschen dafür wo möglich auch einmal derb über's Ohr zu hauen."

Unter den Ausländern erwähnen wir zuerst die Portugiesen, die mit den Brasilianern die gleiche Sprache reden. Sie sind durchaus nicht beliebt, im Gegentheil allgemein verhaßt und verachtet. Die Brasilianer sagen, sie haben von jeher nur ihr Land auf jede Weise ausgesogen und kommen auch heutzutage immer nur her,

um durch Wucher und Betrug, durch heimlichen Sklavenhandel und andere schlechte Mittel Geld zusammenzuscharren und damit nach Portugal zurükzugehen. Sie sind die Schacherjuden Brasiliens. Ehrenwerthe Ausnahmen gibt es auch unter den Portugiesen. Hin und wieder werden landwirthschaftliche Kolonien mit Arbeitern aus Portugal besezt, namentlich in den heißern Provinzen, deren Klima sie, weil selbst aus einem warmen Lande kommend, besser ertragen, als Auswanderer aus Mittel- und Nordeuropa. — Die spanischen Creolen aus den Nachbarländern werden ebenfalls gründlich gehaßt und gefürchtet, namentlich die Argentiner. Auch die Nordamerikaner, die bei Ausführung ihres Grundsazes, Geld zu machen, sich nicht immer der redlichsten Handlungsweise befleißen, sieht man nicht gerne und die Franzosen gelten als unzuverlässig. Geachtet ist der Engländer, schon wegen der Macht seines Vaterlandes, aber auch wegen seines rechtlichen Charakters, seiner Thatkraft und Einsicht und seines Reichthums, durch den er viel zur Hebung des Handels und der Industrie Brasiliens beiträgt. Deutsche und Schweizer, deren Zahl sich wohl auf 60,000 beläuft, stehen im besten Rufe und haben durch Sittlichkeit, Fleiß und Unternehmungsgeist sich eine angesehene Stellung erworben. Die übrigen europäischen Nationen sind in zu geringer Anzahl vertreten, als daß sie in Betracht kämen. Belgier und Italiener haben einige Kolonien gegründet, die aber größtentheils nicht aufgekommen sind.

Neger und Mischlinge, in denen das afrikanische Blut vorherrscht, gibt es in Brasilien zwischen drei und vier Millionen. Die Mehrheit sind Sklaven, aber im Lande selbst geboren und verhältnißmäßig nur gering ist die Anzahl derjenigen, die wie die Vorfahren jener noch selbst aus Afrika eingeführt wurden. Denn durch das Machtwort Englands ist der Sklavenhandel verboten und wenn auch durch seine Kriegsschiffe nicht ganz unmöglich gemacht, so doch erschwert worden. Im Jahre 1831 trat

die brasilianische Regierung dem Vertrage zur Unterdrükkung des Handels mit Menschenfleisch bei und zeigt je länger je mehr, daß es ihr mit der Bekämpfung des heimlichen Sklavenhandels Ernst sei. Es ist durch amtlich aufgenommene Zählungen und durch die Erfahrung bewiesen, daß die Sklavenbevölkerung sich aus sich selbst nicht vermehrt, sondern im Gegentheil vermindert, wenn sie nicht durch frische Zufuhr von Außen vollzählig erhalten wird. Und eine solche Verminderung ist wenigstens in den südlichen Provinzen bemerkbar, wo zum Segen des Landes der schwarze Sklave dem freien weißen Einwanderer allmälig Plaz macht. — Die brasilianischen Neger stammen aus sehr verschiedenen Gegenden Afrikas her, doch meistens aus dem ungeheuren Gebiete im Westen und Osten der südlichen Hälfte dieses Welttheils, das jezt noch Eigenthum der Portugiesen ist; sie unterscheiden sich daher auch durch ihr körperliches Aussehen, ihre größern oder geringern geistigen Fähigkeiten, ihre Sitten und Gebräuche von einander; sie behalten bisweilen ihre heimathlichen Mundarten bei, nehmen aber gewöhnlich bald die Sprache ihrer Herren an. Häufig sieht man bei ihnen die besondern Abzeichen des Stammes, dem sie angehörten, in die Haut eingegraben und der Haß, den feindliche Stämme im Vaterlande gegen einander hegen, pflanzt sich oft auch in die neue Heimath hinüber. Die Neger sind ein fröhliches Volk; sie lieben Musik und Tanz. Das Loos des brasilianischen Sklaven ist keineswegs ein so trauriges, wie man sich wohl bei uns, wo Jedermann vom Bewußtsein der Menschenrechte durchdrungen ist, gemeiniglich vorstellt; denn der bloße Gedanke Sklave zu sein drükt sie um so weniger, als auch ihre und ihrer Vorfahren Stellung in Afrika meist keine bessere war. Der gemüthliche Brasilianer ist insgemein seinen Sklaven ein milderer Herr, als der Nordamerikaner; er verlangt von ihm nicht so viele und strenge Arbeit, wie dieser. Die Rechte der Eigenthümer über die Sklaven sind durchaus nicht unbeschränkt, Geseze bestimmen z. B. die Strafen,

die ihm auferlegt werden dürfen. Ferner liegt es schon im Interesse des Herrn, daß er seinen Sklaven, der ihn viel Geld gekostet hat, schont. Der Neger hat seine Arbeitsstunden; nach dem Feierabend, an Sonntagen und oft halbe Tage in der Woche darf er für sich selbst arbeiten; der Herr gibt ihm Land, auf dem er zum eigenen Gebrauch oder zum Verkauf pflanzen kann. Daneben erhält er Wohnung, Kleidung, Nahrung, Pflege in Krankheiten und im Alter, er ist im Allgemeinen besser daran, als der arme Mann im freien Europa. Da er keine geistigen Bedürfnisse hat und für sein leibliches Wohlbefinden gesorgt ist, so fehlt ihm eigentlich nichts. Manche genießen auch einen gewissen Grad von Freiheit. Sklaven, die ein Handwerk verstehen, haben oft ihre ganze Zeit zur eigenen Verfügung und bezahlen dem Herrn dafür täglich, wöchentlich, monatlich eine gewisse Summe. Was sie darüber hinaus verdienen, gehört ihnen. Dadurch gelingt es manchem, sich frei zu kaufen. Will der Neger seine Freiheit um einen annehmbaren Preis erstehen, so kann sich sein Herr diesem Verlangen nicht widersezen, ohne die Ungunst der öffentlichen Meinung auf sich zu ziehen. Es ereignet sich wohl auch, daß ein Sklave, dem man die Rükzahlung zutraut, Geld zum Loskauf geliehen bekommt. Am meisten aber geschieht die Freilassung des Sklaven durch ein Testament. Die Zahl der freien Schwarzen und Farbigen vermehrt sich nur langsam; sie mag etwa den zehnten Theil der ganzen afrikanischen Bevölkerung ausmachen. Daß sie nicht größer ist, muß eben nicht für ein Unglük angesehen werden; denn diese Leute gereichen keinem Lande zum Segen. Wenn es auch unter denen, die durch Verstand, Fleiß und gute Aufführung, überhaupt durch eigenes Verdienst sich frei gemacht haben, solche gibt, welche eine ihrer nunmehrigen höhern Stellung in der Gesellschaft würdige Lebensweise fortführen, so sind dieß im Ganzen seltene Ausnahmen; den meisten fehlt der sittliche Antrieb und die Charakterstärke hiezu; sie verstehen unter Freiheit nichts anderes als Ungebundenheit,

entwöhnen sich der Arbeit, sobald der Zwang aufhört und ergeben sich dem Müssiggang und damit allen Lastern.

Die amerikanischen Ureinwohner oder Indianer sind theils noch freie, wilde, heidnische, theils unterworfene und zum Christenthum bekehrte, in höherm oder geringerm Grade zivilisirte Stämme. Jene nennt man Indios bravos, auch Tupayos, Gentios oder Bugres, diese Indios mansos oder Capoclos. Die Indianer sind meistens nicht groß gewachsen, aber gedrungen und muskelkräftig gebaut. Ihre Farbe wechselt vom dunkeln Roth bis zum bräunlichen Weiß. Sie haben schwarze, dünne, schlichte Haare, kleine schwarze Augen, ein rundes Gesicht mit stark entwikelten Bakenknochen, eine niedere zurükweichende Stirn, eine plumpe, oft eingedrükte Nase, dike Lippen, einen kurzen Hals, kleine wohlgebildete Hände und Füße. Ihre sehr verschiedenen Sprachen sind arm an Wörtern und von einfachem Bau. Es gibt mehr als hundert unabhängige Stämme; die meisten wohnen in den Provinzen Amazonas, Para und Matto Grosso. In Südbrasilien kommen nur wenige vor: im Norden von San Paulo, in den Urwäldern von Minas Geraes, in den Einöden des Gebirges, welches die Provinz Santa Katharina von der Hochebene scheidet. Auch diese sind verschiedene Völkerschaften, man nimmt sie aber oft unter dem Namen Botocudos zusammen, den sie von ihrer Gewohnheit, einen Holzpflok (botoque) in der durchbohrten Unterlippe, bisweilen auch in den Ohrläppchen, zu tragen erhalten haben. Diese Indianer sind nicht zu fürchten; denn sie sind feige und ziehen sich vor den Weißen beständig in die Tiefe der Urwälder zurük. Ihre Bewaffnung besteht aus Bogen und Pfeilen, bisweilen auch Keulen und Speeren. Die Pfeile sind bei den südlichen Indianern nicht vergiftet; nur einige Stämme im Gebiete des Amazonenstromes bedienen sich dieses Mittels, das sie im Kampfe gefährlicher macht. Die Furcht vor den Weißen und die Feindschaft gegen dieselben sind die natürliche Folge der Verfolgungen und Ungerechtigkeiten aller Art,

die sie seit Jahrhunderten von jenen zu erdulden hatten; noch jezt werden sie bisweilen wie Thiere gejagt; doch beginnt auch gegen sie ein milderer und gerechterer Geist die Oberhand zu gewinnen. Daß gar viele dieser Stämme eines gesitteten Lebens fähig sind, beweisen die großen Erfolge, welche die Jesuiten früher in dieser Beziehung erzielten.

Mit den nordamerikanischen Indianern haben die brasilianischen Wilden den Gebrauch gemein, sich den Körper mit grellen Farben zu bemalen. Bei den meisten Stämmen gehen beide Geschlechter ganz nakt oder beschränkt sich die Kleidung auf eine kleine Schürze um die Lenden. Allein bei dieser Naktheit haben sie doch große Liebe zum Puz und schmüken sich mit Schnüren von Beeren, Thierzähnen, bunten Vogelfedern und allerlei anderem Tand. Die geistigen Kräfte der brasilianischen Urvölker werden von der rohesten Sinnlichkeit beherrscht; allein sie sind nichts weniger als schwach; ihre Urtheile sind verständig, sie begreifen leicht und erwerben sich vermöge eines starken Nachahmungsvermögens bald manche Handfertigkeiten, sobald sie mit Weißen in Berührung kommen. Sie sind hinterlistig, reizbar, rachsüchtig; aber eben so gutherzig, treu und dankbar, wenn sie offen und wohlwollend behandelt werden. Alle diese Völker sind träge, besonders die Männer, die sich außer um Jagd und Krieg um nichts bekümmern. Das Weib ist die Sklavin des Mannes; der Bau der Hütte, das Aufsuchen der Nahrung ist ihr Geschäft. Das leztere erheischt freilich in dem reichen Lande, wo die Natur so vieles aus dem Pflanzen- und Thierreich dem Menschen beut, keine große Mühe. Die wilden Indianer sind auch in ihrer Nahrung gar nicht wählerisch; sie essen nicht nur Affen, Faulthiere, Ameisenfresser, Wildschweine und Tapire, sondern auch Kazen, einige Schlangen, Eidechsen, Käferlarven, Ameisen; das Füllen des Bauches ist ihnen die Hauptsache; denn sie sind insgesammt starke Esser. Man behauptet, manche Stämme seien noch Menschenfresser, nicht aus besonderem Appetit nach Menschen-

fleisch, sondern aus wüthender Rachgier. Von andern Seiten wird aber diese scheußliche Gewohnheit überhaupt in Abrede gestellt, so wie auch die noch unwahrscheinlichere Sage, daß die Xerentes ihre Anverwandten tödten und verzehren, wenn sie durch Alter oder Krankheit unvermögend seien, sich selbst zu ernähren. — Die eben geschilderten unabhängigen Indianer stehen auf der niedrigsten Kulturstufe, sind herumschweifende Jägervölker. Aber es gibt andere Stämme, welche schon die zweite Stufe erreicht haben, wie die Guaycurus am obern Paraguay, treffliche Reiter, die im Besize großer Viehheerden sind; bei noch andern bemerkt man sogar die rohen Anfänge des Akerbaues und seßhaften Lebens. Das Christenthum hat bei den wenigsten erst leichte Wurzeln gefaßt. Auch bei den sogenannten christlichen Indianern beschränkt es sich so ziemlich auf die Beobachtung der äußerlichen Formen des Katholizismus. Wenn man von einer Religion der im wilden finstersten Heidenthum befangenen Indianer reden kann, so besteht sie in dem Glauben an böse und gute Geister, gegen welche leztere Zauberer ihre Künste machen; auch eine dunkle Vorstellung von einem künftigen Dasein muß roh in ihrer Brust wohnen, denn sie versehen ihre Todten zur Reise dahin mit Wildpret.

Hr. Robert Schlobach aus Leipzig, der von Philadelphia in der Provinz Minas Geraes aus einige Mal mit den Wilden in Berührung kam, erzählt in einem Briefe über diese Begegnisse Folgendes:

„Es ist Dir gewiß nicht uninteressant, wenn ich Dir ein kürzlich erlebtes Abenteuer im Urwald mittheile. — Schon oft mußt Du gehört oder gelesen haben von einem Indianerstamme, Chiperokes genannt, dem schlimmsten und mächtigsten Stamme in den hiesigen Wäldern; sie fressen noch das Fleisch ihrer Feinde, leben von der Jagd und Fischfang und führen fortwährend Krieg mit dem Stamme der Nachimuks. Leztere sind ein gutmüthiges Volk und verkehren sehr viel mit uns; ich kenne alle Dörfer (Aldeas) dieses Stammes auf einen Umkreis

von 20 Meilen und viele dieser Leute sind mir beim Aufsuchen der Wegelinien sehr nüzlich gewesen und versprachen mir oft, wenn ich den Distrikt der Chiperoken zu passiren habe, mich zu begleiten. Meine lezte Reise kam aber sehr unverhofft und rasch, so daß meine Freunde mich nicht begleiten konnten; von der Regierung ist jedoch Militär hierhergeschikt, wovon ein Unteroffizier, ein Gefreiter und 30 Mann immer zu meiner Disposition stehen. Die Regierung betreibt nämlich das Unternehmen hier am Mucury mit der Kompagnie gemeinschaftlich. Den 1. Oktober 1854 trat ich meine Reise in Begleitung von einem Unteroffizier und 24 Mann Soldaten und vielen Negern zur Picade- (Waldpfad-) Arbeit in den Urwald an; es war nothwendig, daß ich die große Serra May, May Kraf, 6 Meilen unterhalb Philadelphia, untersuchte und schon einige Tage hatten wir Spuren von Indianern angetroffen, weßhalb ich den Soldaten die strengste Wachsamkeit empfahl. Eines Tages entdekte ich einen kleinen hübschen Fluß mit kristallhellem Wasser, der seinen Quell in der großen Serra hat und in den Todos os Santos mündet, und da uns schon ein paar Tage Wasser fehlte, taufte ich diesen Bach Riberao Sanda, er diente mir zum Führer durch die Serra, wo die Felsen himmelhoch und unübersteigbar sind. Die Serra bildet eine kolossale Zitadelle, zu welcher nur zwei Zugänge existiren und möglich sind; von einem Felsenvorsprung hatte ich eine Uebersicht über die Serra und war überrascht über die wildromantische Partie, wo hohe Wasserfälle bisweilen wie in den Gebirgen der Schweiz himmelhoch herunterstürzten. Ich ließ am Eingange der Serra die Zelte aufschlagen, und der Unteroffizier Prikoto theilte meine Ansicht, daß vielleicht die Herren Chiperoken sich diesen festen Plaz gewählt hätten und gewiß hier einige wohnten. Am andern Morgen ertheilte ich meine Befehle, schikte einen Theil der Leute den Fluß hinauf und wollte selbst mit einer andern Patrouille die Ostseite der Serra

untersuchen, als im nämlichen Augenblike, wo wir fertig zum Aufbruche waren, auf der Spize des vor uns liegenden glatten Felsens ein Indianer mit Pfeil und Bogen (Freches und Arco) erschien und zu uns herab schrie: „Jai Jemenuk — Jai Jemenuk", d. h. er frug an, ob wir Krieg wollten oder friedlich gesinnt seien und was wir in ihrem Lande suchten. Als ihm mein Dolmetscher erklärte, daß wir hier nur passiren wollten und sein Volk zu Freunden wünschten, war er zufrieden, nahm die Einladung, zu uns herabzukommen, an, umarmte uns nach der Reihe, hob dabei jeden von uns hoch in die Luft und schrie „Machekom, Machekom", d. h. ich bin ein tapferer Mann, ich komme allein und fürchte nichts. Ich muß gestehen, daß ich überrascht war, einen einzelnen Mann so furchtlos zu sehen, da er zuerst nicht wissen konnte, ob wir friedlich gesinnt seien. Er frühstükte mit uns und nachdem er für drei Mann gegessen hatte, ging er weg, um einige seiner Leute zu holen; es vergingen auch kaum 20 Minuten, als im Dikicht des Waldes sich ein ungeheures Geschrei erhob, woraus mein Dolmetscher entnahm, daß sie anfrugen, ob sie zu uns herankommen dürften, und als wir bejahten, kamen einige 40 Männer und Frauen wie Pfeile angeschossen und umarmten uns nach der Reihe, was aber gerade nicht sehr zärtlich geschah. Die Männer waren kurze untersezte Gestalten, die Frauen sehr groß und dik, aber proportionirt gebaut, alle ganz nakend, den Körper hatten sie mit einer Frucht Uruin bemalt. Mein Diener verschloß eilig meine Kisten, da sie, jedoch wahrscheinlich nur aus Neugierde, jeden Gegenstand in die Hand nahmen, indem er glaubte, daß sie uns bestehlen wollten, was ich jedoch nicht fürchtete, da ich von einem andern Stamme schon daran gewöhnt war. Sie befühlten unsere Kleider und versicherten unserm Dolmetscher, daß sie noch nie Menschen mit Kleidern gesehen, und nur einer ihrer Gefährten war schon ein Mal in die Nähe einer Ansiedelung herangekommen.

Als ich ihnen einige kleine Präsente machte und Waffen und sonstige Geräthschaften gegen Tabak u. s. w. eintauschte, waren sie sehr erfreut, und als ich ihnen in einem kleinen Spiegel, den ich in meinem Necessaire hatte, ihr Bild zeigte, küßten sie den Spiegel in der Meinung, daß ein anderes Wesen dahinter verborgen sei.

„Später kam ich auf meinen Streifzügen in die Nähe ihres Dorfes, fand aber nicht einen einzigen unserer neuen Freunde, die ihr Dorf verlassen hatten, und entweder in den Krieg mit einem andern Stamme oder auf einen Jagdzug ausgegangen waren. Dieses Dorf heißt Aldea Jnkena, d. h. das Dorf der Frauen. Du findest auf der Karte den Riberao Uruin; hier ist ein großes Dorf der Chiperoken, und obgleich wir dieses Dorf schon zwei Mal passirt sind, fanden wir immer ihre Hütten leer; dieses Dorf soll schlimme Bewohner haben, die keinen Verkehr mit Weißen wollen. Mir war zwar ein kleiner Krieg mit diesem Stamme ganz interessant, aber ich habe ausdrüklichen Befehl, Feindseligkeiten zu vermeiden und jedem Zusammenstoße mit ihnen so lange als möglich auszuweichen, vielmehr auf jede mögliche Weise diese Nationen zu Freunden zu machen."

Die christlichen in festen Wohnpläzen angesiedelten Indianer waren früher zahlreicher als jezt. Zwei Jahrhunderte lang, von der Mitte des sechszehnten bis zur Mitte des achtzehnten, waren die Jesuiten mit der Bekehrung der wilden Brasilianer beschäftigt; über das ganze weite Reich waren ihre Missionen zerstreut. Was dieser Orden auch sonst in der Welt verschuldet haben mag, er war der Wohlthäter der südamerikanischen Ureinwohner. Der Feuereifer der Jesuiten überwand alle Schwierigkeiten. Sie suchten die Wilden in den Einöden auf, lehrten sie den Boden urbar machen und anbauen; tauften, vereinigten sie in Dörfern und hielten sie mit kräftiger Faust in Zucht und Ordnung; sie vertheidigten die Rechte der Eingebornen gegen ihre weißen Bedrüker,

welche sie als ihre Sklaven behandelten. In San Paulo allein hatten sie 60,000 Indianer angesiedelt; die große Guaranination am Paraguay, Uruguay und Parana war unter ihrer Botmäßigkeit; vom Laplata bis zum Orinoco breiteten sich ihre Missionen aus, Maranham und Bahia waren damit bedekt. Sie verfügten über Tausende indianischer Krieger und fochten an ihrer Spize tapfer für die portugiesische Regierung gegen die Holländer. Aber die Macht des von den Jesuiten beherrschten Indianerreiches erregte endlich die Eifersucht und Furcht der Regierung. Ein von den Jesuiten angestifteter Aufstand der Guaranis, die sich der Theilung ihres Landes zwischen Spanien und Portugal widersezen wollten, gab den Anlaß zur Vertreibung der Jesuiten aus allen ihren Besizungen (1759). Es war zugleich der Tod ihrer Schöpfung; der Indianer-Staat zerfiel sowie die Lenker fehlten; in San Paulo findet man nur noch Spuren davon und in den meisten andern Provinzen hie und da kleine Gemeinden; manche fielen wieder in Barbarei zurük, viele unter die Knechtschaft der Weißen und diese, mit den Blattern und dem Branntwein, denselben Geschenken der Europäer, die auch den nordamerikanischen Indianern so verderblich waren, räumten stark unter ihnen auf. Heutzutage gibt man die Gesammtzahl der christlichen Indianer Brasiliens auf 300,000 an, jedenfalls viel zu hoch; denn die neueste amtliche Zählung der in Pfarrdörfern (aldeas) vereinigten Indianer, welche zwölf Provinzen umfaßt, ergibt nur 19,354 solche seßhafte Christen. Die Guaranis sind immer noch das bemerkenswertheste Volk unter ihnen. In den Gegenden am Uruguay und Parana leben sie neben der dünngesäeten weißen Bevölkerung, meist als Viehhirten im Dienste derselben und wie diese nur wenig Akerbau treibend.

Was die Mischlinge aus den reinen Racen betrifft, so ist man in Brasilien mit deren Unterscheidung nicht so genau wie im übrigen Amerika, wo sie je nach der nähern oder entferntern Verwandtschaft mit der einen oder andern

Race eingetheilt und nicht nur die ersten Grade, die direkten Racenmischlinge, sondern auch die weitern aus der Verbindung der leztern hervorgegangenen Nachkommen streng unterschieden werden und besonders die Abstammung von Weißen sehr ängstlich ausgerechnet wird. Bei amtlichen Volkszählungen in Brasilien sind nur drei Klaßen der Bevölkerung angegeben: Brancos, Weiße, Pretos, Schwarze und Pardos, Braune oder Farbige. Im gemeinen Leben sind aber für die Mischlinge folgende Namen gebräuchlich: Mulatos heißen die Abkömmlinge von einem Weißen und einer Schwarzen; Pardos, Pardos claros die Nachkommen von Weißen und Mulatten in allen ihren Abstufungen; Cabros, Cabros oscuros, Mischlinge von Negern und Mulatten in allen ihren Abstufungen; Chinos, Kinder von Negern und Indianern (in einigen Gegenden, z. B. in San Paulo, auch Cafusos genannt); Mamelucos, Abkömmlinge von Weißen und Indianern und ihre weitern Mischlinge. Die weiblichen Individuen heißen Chinas, Cabras u. s. w.

Fünftes Kapitel.

Verfassung und Staatswesen.

Die Verfassung Brasiliens ist eine den Bedürfnissen des Landes wohl angepaßte; das beweist ihre nun zweiunddreißigjährige Dauer, die politische Ruhe, welche sie dem Reiche zu geben vermochte und der stetige Fortschritt, den es nicht zum mindesten Theil ihrem Einflusse in dieser Richtung zu verdanken hat.

Die brasilianische Regierungsform ist die monarchisch-konstitutionelle, ein erbliches Kaiserthum, dessen Befugnisse durch die Verfassung beschränkt sind. Die staatliche Einrichtung Brasiliens ist so frei, wie die englische und freisinniger als die irgend einer andern kon-

stitutionellen Monarchie, namentlich insofern, als den einzelnen Provinzen große Rechte eingeräumt sind. Jede Provinz hat eine eigene gesezgebende Behörde, welche die nur sie allein betreffenden Angelegenheiten erledigt. Für das ganze Reich aber bestehen zwei Kammern, von denen die eine die Deputirten, die andere die auf Lebenszeit erwählten Senatoren umfaßt. Die Deputirten oder Repräsentanten wählt das Volk, für jeden Senator hingegen hat es einen Dreiervorschlag zu machen, aus welchem der Kaiser den Senator ernennt. Die Wahlen sind indirekte d. h. das stimmfähige Volk wählt in den Kirchgemeinden seine Wahlmänner und diese bestimmen dann die Vertreter des Volkes für die Provinzial- und allgemeinen Landesversammlungen. Stimmfähig ist der selbstständige, im Genusse der politischen Rechte befindliche brasilianische Bürger und der naturalisirte Fremde, wenn er ledigen Standes das 24. Altersjahr oder verheirathet das 21. Altersjahr zurükgelegt und ein jährliches Einkommen von wenigstens 100 Milreis hat. Ausgenommen sind die Klostergeistlichen und die Dienstboten, wozu aber Angestellte der gebildetern Klasse, wie Handlungskommis, Buchhalter, Verwalter von Landgütern und Fabriken nicht gehören. Sklaven genießen natürlich keine politischen Rechte, auch die Freigelassenen nicht; aber schon die Söhne der leztern treten ohne Ansehen ihrer Hautfarbe in die allgemeinen Rechte des brasilianischen Bürgers ein. Die Wahlfähigkeit betreffend gelten folgende Regeln: der Wahlmann muß ein Weißer sein, die eben angegebenen Erfordernisse der Stimmfähigkeit und ein Jahreseinkommen von wenigstens 200 Milreis haben. — Um Deputirter werden zu können, muß man katholischer Brasilianer*) sein (die naturalisirten Fremden und Nichtkatho-

*) Der Ausschluß der nichtkatholischen Bürger von den höhern Aemtern ist allerdings eine Beschränkung, unwürdig des liberalen Geistes, der Brasilien durchweht, wird aber diesem Geiste ebenso gewiß weichen, als die engherzige

liken sind davon ausgeschlossen) und eine jährliche Einnahme von wenigstens 400 Milreis haben. — Der Senator muß außer den für die Wahl der Deputirten gültigen Bedingungen noch die des zurükgelegten 40. Altersjahres und eines Jahreseinkommens von mindestens 800 Milreis erfüllen. Die Senatoren werden aus der Mitte der Deputirten gewählt. Die Prinzen des kaiserlichen Hauses aber sind geborne Senatoren und erhalten mit 25 Jahren Siz und Stimme im Senate.

Jede Gesezgebungsperiode (Legislatur) dauert vier Jahre und jede jährliche Sizungsperiode vier Monate. Die Sizungen der Kammern sind, besondere Fälle ausgenommen, öffentlich. Das absolute Stimmenmehr entscheidet über die Gültigkeit der Beschlüsse. Die Mitglieder beider Kammern sind wegen der in den Sizungen geäußerten Meinungen unverlezlich. Kein Deputirter oder Senator darf während seiner Abgeordnetenschaft gefangen gesezt werden, außer auf Befehl der Kammer oder wenn er bei einem todeswürdigen Verbrechen betroffen wird. Die Deputirten empfangen eine durch die vorhergehende Legislatur bestimmte Entschädigung (die Senatoren die Hälfte mehr) und Reisegeld. Beide Kammern vereint üben als Generalversammlung unter Sanktion des Kaisers die gesezgebende Gewalt und die Aufsicht über die Verwaltung aus.

Die Befugnisse der *gesezgebenden* Staatsbehörden sind folgende: In das Gebiet der allgemeinen gesezgebenden Versammlung gehört die Beeidigung des Kaisers, Thronfolgers, Regenten oder der Regentschaft; die Ernennung eines Vormundes für den minderjährigen Kaiser, wenn nicht das Testament des Vaters schon

Bestimmung (die einzige, welche der freien Ausübung des protestantischen Bekenntnisses entgegensteht), daß die Kirchen dieser Konfession keine Thürme und Gloken haben dürfen; werden ja schon seit Jahren an manchen Orten protestantische Pfarrer und Lehrer von Staatswegen besoldet.

6

einen solchen bestimmt hat; die Entscheidung über etwaige Zweifel hinsichtlich der Thronfolge; die Wahl einer neuen Herrscherfamilie, wenn die jezt regierende erlöscht; Geseze zu geben, auszulegen, abzuändern oder aufzuheben; die Bestimmung der Staatssteuern, und die jährliche Feststellung des Bestandes der Land- und Seestreitkräfte. — Der Deputirtenkammer gehört ausschließlich zu das Vorschlagsrecht über Abgaben, Militärausbebungen und das Recht, Minister und Mitglieder des Staatsrathes in Anklagezustand zu versezen. Dagegen steht dem Senate ausschließlich zu: das Richteramt über die persönlichen Vergehen der Mitglieder der kaiserlichen Familie, der Staatsminister, Staatsräthe und Senatoren und über die Abgeordneten während der Gesezgebungsperiode; das Urtheil über die Verantwortlichkeit der Staatssekretäre und Staatsräthe; die Zusammenberufung der Kammern, falls der Kaiser es nicht binnen zwei Monaten nach der von der Verfassung gesezten Zeit gethan. Jede Kammer kann Geseze vorschlagen, billigen oder zurükweisen. Wenn die eine Kammer einen Gesezesvorschlag der andern nicht billigt, diese aber doch darauf beharrt, so kann sie eine Vereinigung beider Kammern verlangen, in welcher Versammlung das Gesez dann besprochen und angenommen oder verworfen wird. Jeder Beschluß der Versammlung muß dem Kaiser vorgelegt werden und dieser ertheilt oder verweigert seine Genehmigung innerhalb eines Monats. In lezterem Fall, oder wenn, was als gleichbedeutend angesehen wird, der Kaiser gar nicht darauf eintritt, sondern das Gesez mit Stillschweigen übergeht, so kommt es zu neuer Berathung an die Versammlung und wird es nun in zwei folgenden Gesezgebungsperioden auf's neue in denselben Bestimmungen eingebracht, so tritt es in Kraft, wie wenn ihm der Kaiser seine Genehmigung ertheilt hätte.

Dieß sind die obersten gesezgebenden Behörden des Reiches. Die regierende und vollziehende Ge-

walt liegt in der Hand des Kaisers und seines Ministeriums. Die Person des Kaisers ist unverlezlich und geheiligt; er ist keiner Verantwortlichkeit unterworfen. Er ist nach zurükgelegtem 18. Altersjahr volljährig. Er übt folgende ihm allein zukommende Rechte aus: die Ernennung der Senatoren aus den Vorschlägen der Wahlversammlungen, die außerordentliche Einberufung der obersten gesezgebenden Behörden je nach Erforderniß; die Bestätigung der Beschlüsse derselben, wodurch sie die Gesezeskraft erlangen; die Verlängerung und Vertagung der allgemeinen Versammlung und, wenn es das Wohl des Staates verlangt, die Auflösung der Deputirtenkammer und unmittelbar darauf folgende Berufung einer andern; die freie Ernennung und Entlassung seiner Staatsminister; das Begnadigungsrecht. Der Kaiser wird „kaiserliche Majestät" angeredet und führt den Titel „konstitutioneller (verfassungsgemäßer) Kaiser und immerwährender Vertheidiger von Brasilien." Er darf das Reich ohne Erlaubniß der allgemeinen Versammlung nicht verlassen; thut er es dennoch, so wird sein Schritt als Abdankung angesehen. — Die Staatsminister gegenzeichnen alle Akte der Exekutionsgewalt; ohne ihre Unterschrift sind dieselben ungültig. Die Staatsminister sind verantwortlich: wegen Verrath, Bestechung oder Erpressung, Mißbrauch der Gewalt, Nichtbeachtung des Gesezes, Verschleuderung des Staatseigenthums, wegen jeder Handlung gegen die Freiheit, Sicherheit oder das Eigenthum der Staatsbürger. Minister kann nur der geborne Brasilianer werden, Fremde nie, auch wenn sie eingebürgert sind.

Außer dem Ministerium steht dem Kaiser noch eine andere Behörde zur Seite, nämlich ein Staatsrath aus zwölf ordentlichen Mitgliedern, zu welchen in besondern Fällen noch zwölf außerordentliche Staatsräthe erwählt werden können. Hiezu kommen noch der Kronprinz mit zurükgelegtem 18. Lebensjahre und andere Prinzen des kaiserlichen Hauses, diese aber nur nach ausdrüklicher

Ernennung durch den Kaiser. Die ordentlichen Staatsräthe dürfen nicht abgesezt werden, wohl aber kann sie der Kaiser auf unbestimmte Zeit im Amte einstellen. Der Staatsrath hat dem Kaiser in allen Angelegenheiten gutachtlichen Bericht zu erstatten, in welchen er eines seiner besondern Kronvorrechte ausüben will, ferner in allen wichtigen Maßregeln, welche die Staatsverwaltung erfordert, besonders aber bei Unterhandlungen mit fremden Nationen, bei Kriegserklärungen und Friedensschlüssen. Er kann für seine Räthe zur Verantwortung gezogen werden, wenn dieselben den Gesezen und dem öffentlichen Wohl zuwiderlaufen.

Das brasilianische Gerichtswesen läßt noch Vieles zu wünschen übrig, sowohl was die Zivilgerichte, als die Strafrechtspflege betrifft. Dieser fehlt es oft an einem schnellen, thatkräftigen Einschreiten und hinsichtlich jener wird allgemein über den langsamen schleppenden Gang der Zivilprozesse geklagt. Die Schuld dieser Mängel liegt weniger in der Gesezgebung, als in der weiten Ausdehnung der Gerichtssprengel, wie sie die Natur des ungeheuern und größtentheils noch wenig bevölkerten Landes mit sich bringt und in den Schattenseiten des brasilianischen Volkscharakters, von denen sich manche Richter nicht genug frei zu machen wissen. Die Regierung thut sehr viel für das Gerichtswesen. Sie ist unausgesezt bemüht durch Errichtung neuer Gerichtssprengel die bisherigen großen zu verkleinern und verstärkt fortwährend die Zahl der Richter. In welch bedeutendem Maße dieß geschieht, ergibt sich aus einer Vergleichung des Budgets des Justizministeriums vom Jahr 1845 und 1855. Im erstern Jahre waren die Kosten der Justizpflege zu 664,326 Milreis (in runder Summe 1,936,500 Franken) veranschlagt, im Jahr 1855 aber zu 1,103,506 Milreis, also zu ungefähr 3,200,000 Franken. Diesen löblichen Bestrebungen und Maßregeln der Regierung kann ein endlicher Erfolg nicht ausbleiben. Schon jezt wird es dem Verbrecher in be-

völkertern Gegenden und namentlich in den größeren Städten, wo die Polizei gut organisirt ist, nicht mehr so leicht, sich dem strafenden Arm der Gerechtigkeit zu entziehen, wie nur vor wenigen Jahren. Einen harten Kampf gilt es, wohl noch für lange, mit der bösen Sitte der Blutrache zu kämpfen. Mord und Todschlag kommt erschrekend häufig vor in den Verzeichnissen der Kriminalstatistik; verhältnißmäßig groß ist auch die Zahl der fleischlichen Vergehen und Verbrechen; dagegen sind die gemeinen Verbrechen des Raubes und Diebstahls selten, vielleicht seltener als in irgend einem andern Lande. Der entsittlichende Einfluß der Sklaverei läßt sich in Brasilien ebensowenig verkennen, wie in Nordamerika. Es weisen daher auch diejenigen Provinzen, in denen die Sklavenbevölkerung viel zahlreicher ist, mehr Verbrecher auf, als die südlichen. Je mehr dieselbe im Verhältniß zur weißen Bevölkerung schwindet, desto sittlicher wird auch diese werden, desto mehr wird die Zahl der begangenen Verbrechen abnehmen. — Die richterliche Gewalt wird von Richtern und Geschwornen ausgeübt, diese sprechen über die Thatsache ab, jene wenden das Gesez darauf an. In jedem Kirchspiele gibt es einen durch direkte Abstimmung ernannten Friedensrichter, welcher in allen minderbedeutenden Rechtsfällen zu entscheiden hat. Außer diesen Friedensrichtern bestehen Distriktsgerichte, wo mit Zuziehung von Geschwornen in erster Instanz Recht gesprochen wird; ebenso gibt es Richter, welchen die Wahrung der Interessen der Wittwen und Waisen, der Abwesenden, der Geisteskranken und der Sklaven anvertraut ist. Von allen Entscheidungen der Distriktsgerichte können die Verurtheilten an die Obergerichte appelliren, deren es vier gibt, welche in Rio de Janeiro, Bahia, Fernambuco und Maranham ihren Siz haben. Außerdem ist noch in lezter Instanz ein Rekurs an eine Art von Oberappellationsgericht gestattet, welches das Urtheil entweder von einem andern Unterappellationsgerichte sprechen läßt oder dasselbe bestätigt. Dieses leztere Tribunal

zählt außerdem zu seinen Pflichten, in vorkommenden Fällen über die Provinzial-Präsidenten, die Mitglieder des diplomatischen Korps und die Magistratspersonen zu Gericht zu sizen. — Zivilprozesse werden, je nach dem Gegenstande, in erster Instanz vom Friedensrichter, vor welchem überhaupt jeder Rechtsstreit zuerst angebracht werden muß und der eine friedliche Ausgleichung der Sache zu versuchen hat, vom Munizipal-, Waisen- oder Rechtsrichter (Juiz de direito) erledigt, in zweiter Instanz kommen sie an das Appellationsgericht (Relaçao), das auch als Revisionshof in dritter Instanz gilt, in besonderen Fällen entscheidet endlich in lezter Instanz das höchste Reichs-Justiz-Tribunal, welches in Rio de Janeiro seinen Siz hat. Die Rechtsrichter werden für immer angestellt, können aber von einem Ort an den andern versezt werden; ferner kann sie der Kaiser, wenn Klagen vorliegen, vorläufig im Amte einstellen und eine Untersuchung gegen sie anheben lassen; vollständig abgesezt können sie nur durch richterlichen Spruch werden.

Das Hypothekarwesen ist in neuerer Zeit geordnet und sind genaue Hypothekenbücher eingeführt worden. Notare (Tabelliães) gibt es in allen bedeutendern Ortschaften.

Die brasilianische Verfassung enthält nach den oben angeführten Bestimmungen über die drei Gewalten in ihrem Artikel 179 eine Reihe allgemeiner Säze, durch welche die bürgerlichen und politischen Rechte des brasilianischen Bürgers ausgesprochen werden. So sind durch die Verfassung gewährleistet die Freiheit der Presse, die Unverlezlichkeit des Privathauses, die persönliche Freiheit, das Eigenthum, die Freizügigkeit, die Gleichheit vor dem Geseze und in der Besteuerung, das Petitionsrecht, das Briefgeheimniß und unentgeltlicher Elementarunterricht für die gesammte Bevölkerung. Der leztgenannte Punkt enthält wohl eine der größten Wohlthaten für das Land und den mächtigsten Hebel zur Beförderung desselben auf der erst betretenen Bahn der

Zivilisation. Zur Beurtheilung der Fortschritte, welche das Schulwesen in den lezten Jahren gemacht hat, führen wir folgende Zahlen an. Die Regierung verwendete für den Primar- und Sekundarunterricht in der Reichshauptstadt Rio de Janeiro nach dem 1845 den Kammern vorgelegten Budget im Ganzen 39,280 Milreis, nach dem 1855 vorgelegten Budget 102,400 Milreis, für die Reichsakademien der Jurisprudenz, der Medizin und der schönen Künste nach dem Budget von 1845 194,596 Milreis und nach dem von 1855 362,102 Milreis. Eine ähnliche Steigerung der Verwendungen für das Schulwesen ergibt sich in den einzelnen Provinzen. Im ganzen Reiche betrug im Jahre 1846 die Zahl der Schüler der höheren Unterrichtsanstalten 1078, im Jahre 1854 mehr als dreimal soviel, nämlich 3713. Die Zahl sämmtlicher Schüler aller Staatsschulen war 1854 65,413 und dazu kamen in demselben Jahre in vierzehn von den zwanzig Provinzen des Reiches noch 23,641 Schüler von Privatunterrichtsanstalten.

Um unser Bild von der brasilianischen Verfassung zu vervollständigen, müssen wir noch einen Blik auf die den Provinzen eigenthümlichen gesezgebenden und Vollziehungsbehörden und deren Rechte werfen. An der Spize jeder Provinz steht ein vom Kaiser ernannter Präsident und ihm gegenüber eine Vertretung, die von der Provinzialbevölkerung auf dieselbe Weise, durch die gleichen Wahlmänner gewählt wird, wie die Abgeordneten zur allgemeinen gesezgebenden Versammlung. In den Bereich ihrer Wirksamkeit gehört die Ordnung aller Angelegenheiten, welche die Provinz für sich allein angehen: die Eintheilung der Provinz in Gerichtssprengel und Gemeinden; die Bestimmung der Hauptstadt; das Schulwesen der untern Grade; die Expropriation, d. h. die Abschäzung von Liegenschaften, deren Erwerbung für öffentliche Zweke, sowohl der Provinz als der Gemeinden, nothwendig ist; die Polizei; die Anstellung der

Pfarrgeistlichen; das provinzielle Steuer- und Zollwesen; öffentliche Arbeiten, Straßen und Schifffahrt im Innern der Provinz, Gefängnisse, Zuchthäuser, Spitäler, Bekehrung und Zivilisation der Eingebornen, Gründung von Kolonien u. s. w. Der Präsident hat das Recht, Geseze, welche die Versammlung beschlossen hat, zu neuer Berathung an sie zurükzuweisen. Wird ein solcher Entwurf dann von zwei Dritttheilen der Mitglieder angenommen, so erhält er, wenn auch unverändert, die Genehmigung des Präsidenten. Auf wiederholte Weigerung des Präsidenten, falls er den Entwurf als ungesezlich, den Rechten anderer Provinzen oder Staaten widersprechend erklärt, wandert dieser zur Entscheidung an die allgemeine Reichsversammlung. — Die jährlichen Sizungen der Provinzialkammern dauern zwei Monate, können aber von den Präsidenten nach Bedürfniß verlängert werden.

Diese Selbstständigkeit der Provinzen bis zu einem gewissen Grade ist von sehr wohlthätiger Wirkung für den Gesammtstaat, indem sie die allseitige Kraftentwiklung durch den Wetteifer fördert, welchen sie zwischen den einzelnen Provinzen hervorruft. Brasilien hat ihr ohne Zweifel viel von seinen Fortschritten zu danken. Auch wurde durch diese Einrichtung bewirkt, daß die früher so häufigen Trennungsgelüste verstillt sind, der Friede im Innern des Reiches sich befestigt hat. Eine streng durchgeführte Zentralisation der Regierung und übrigen Staatsgewalten wäre übrigens in einem Lande von so riesiger Ausdehnung und so geringer Bevölkerung von selbst eine Unmöglichkeit.

Die Erwerbung des brasilianischen Bürgerrechts ist sehr leicht. Sie steht im Allgemeinen jedem Fremden, der vier Jahre in Brasilien gelebt hat, ohne Kosten offen; und für angesiedelte Kolonisten fällt nach einem Gesez vom Jahr 1854 auch diese Bedingung des vierjährigen Aufenthalts weg. Sie haben nur unter Angabe des Bestandes ihrer Familie vor Amt die Erklä-

rung abzugeben, daß sie das Bürgerrecht zu erlangen wünschen und ihren festen Wohnsitz im Kaiserreich zu nehmen gesonnen sind, worauf sie von dem Provinzpräsidenten auf die Verfassung beeidigt werden und ihren Bürgerbrief unentgeltlich erhalten. Zählt eine Kolonie mehr als sechszig großjährige männliche Einwohner, so kann sie sich sofort als Gemeinde mit eigener Verwaltung und selbstgewählten Behörden konstituiren. Ausnahmsweise sind die meisten Kolonien auf zehn Jahre von allen Abgaben frei. Die Erwerbung des Bürgerrechts ist für jeden Einwanderer in Brasilien ein räthlicher Schritt, weil er dadurch manche Vortheile vor dem Fremden vorauserhält; lezterer ist z. B. außerdem, daß er kein Stimm- und Wahlrecht hat, in manchen Abgaben höher besteuert und kann kein Schiff für die Küstenfahrt besizen. Nur in Einem Punkt steht der Neubürger, wie der Bürger überhaupt, gegen den Fremden im Nachtheil; dieser ist nämlich vom Nationalgardendienst frei. Der Bürger muß ihn, wie in den Vereinigten Staaten mitmachen und sich jährlich einige Mal zu den Uebungen einfinden, die aber im Innern in Ermangelung von Waffen sich meist bloß auf's Marschiren beschränken.

Die Einnahmen des brasilianischen Staates wie der Provinzen fließen weitaus zum größten Theile aus indirekten Steuern her. Diese sind demnach theils Reichssteuern, theils solche, die von den einzelnen Provinzen erhoben und verwendet werden und natürlich nicht überall gleich bedeutend sind. Jene betrugen schon im Rechnungsjahre 1852—1853 38,367,872 Milreis, diese im Jahre 1854—1855 8,738,725 Milreis, das Gesammtjahreseinkommen Brasiliens aus allen (Reichs-, Provinz- und Gemeinde-) Steuern im Jahr 1854—1855 in runder Summe 49 Millionen Milreis. Diese Abgaben sind nur zum geringsten Theile direkte, weitaus den Hauptbeitrag liefern die Grenzzölle. Am besten kommt bei der Besteuerung der landbautreibende Bürger weg; denn der

ländliche Grundbesiz,*) der Akerbau und die landwirthschaftliche Industrie sind völlig frei von Abgaben. Die innern Steuern des Reiches, gegenwärtig jährlich etwa 5½ Millionen Milreis ertragend, sind Abgaben von den Sklaven, besonders beim Verkaufe derselben, der Zehnten beim Verkaufe von Grundstüken, der Ertrag der Marineländereien, das Stempelpapier, Abgaben von Kaufläden, gewissen ausländischen Handelsartikeln, von der Flußschifffahrt, dem Minenbau und der Diamantenwäscherei, endlich von den konzessionirten Lotterien. Außer diesen allgemeinen innern Steuern fließen den Reichsfinanzen auch noch zu die innern Steuern der Reichshauptstadt Rio de Janeiro nach Abzug des für den eigentlichen Gemeindehaushalt bestimmten Antheils, eine Summe, die sich auch auf mehr als eine Million Milreis beläuft und von der Besteuerung der Häuser (städtischer Zehnten), des Branntwein- und Fleischverbrauchs, des Sklavenverkaufs und vom Erbschafts- und Vermächtnißstempel herrührt. Die Reichszölle vom auswärtigen Handel betragen über 29 Millionen Milreis, wovon etwa 4½ Millionen auf die Ausfuhr und etwa 350,000 Milreis auf die Schifffahrt kommen; die ganze übrige große Summe, also über 70 Millionen Franken, ist jährliches Einkommen von den Einfuhrzöllen.

Die innern Steuern der Provinzen sind im Wesentlichen diejenigen der Reichshauptstadt, wozu noch Weg- und Flußschifffahrtszölle, Abgaben vom Handelsbetrieb mit gewissen Waaren, von Branntweinbrennereien, Pfandhäusern und von der Einfuhr aus andern Provinzen kommen. So zahlen z. B. Sklaven, die aus einer andern Provinz eingeführt werden, meist einen

*) Von dieser Regel sind ausgenommen die sogenannten Marineländereien, d. h. das unmittelbare Ufer des Meeres und der größern Flüsse, ein Streifen Landes von etwa hundert Schritt Breite, den sich der Staat überall vorbehält und von dem er sich, wo er besezt ist, einen jährlichen geringen Zins bezahlen läßt.

ziemlich hohen Eingangszoll. Die äußern Steuern der Provinzen sind fast nur Ausfuhrzölle, deren Maß je nach den Verhältnissen der betreffenden Provinz verschieden ist. Der ausgehende Kaffee zahlt z. B. in Rio de Janeiro 4 %, in Pernambuco 5 %, in Ceara nur 1½ %; Baumwolle in Bahia 4 %, in Pernambuco und Sergipe 5 %; Zuker in Pernambuco 3 %, in Alagoas 4 %, in Sergipe 5 %, in Maranhao und Espiritu Santo wird von allen ausgeführten Erzeugnissen 5 % bezahlt u. s. w.

Man sollte meinen, ein sozusagen ausschließlich indirektes Steuerwesen, wie das brasilianische, müßte schwer auf dem Lande lasten und namentlich den Handel und Verkehr, von dem es seine Haupteinnahmen bezieht, in hohem Grade beeinträchtigen und seinem Aufblühen hemmend entgegenstehen. Allein man darf eben nicht den Maßstab europäischer Verhältnisse an ein so junges Land, wie Brasilien, anlegen. Gerade die Zolltabellen beweisen, daß der Verbrauch ausländischer Waaren und die Erzeugnisse des Reiches sich in 21 Jahren mehr als verdreifacht haben, daß also der Nationalreichthum ungeheuer gestiegen ist; es bekunden nämlich die Zollregister des Landes in dem Zeitraum vom Jahre 1831—1832 bis 1852—1853 eine Vermehrung der Einkünfte aus den Reichssteuern und den Reichszöllen, ohne daß inzwischen eine Erhöhung der einzelnen Steueransäze stattgefunden, von 12,089,527 Milreis auf 38,367,872 Milreis. Eine in gleichem Maße fortschreitende Ergiebigkeit zeichnet die Steuern und Zölle der Provinzen aus. Die Gesammteinnahme sämmtlicher Provinzen aus ihren Steuern und Zöllen war im Jahre 1846—1847 5,242,585 Milreis, im Jahre 1854—1855 8,738,725 Milreis und hatte somit in acht Jahren um mehr als 50 % zugenommen.

Wie der Handel sich unter diesem Steuersystem auffallend vermehrt hat, so läßt sich auch ein günstiger Einfluß desselben auf die einheimische Industrie, die sich mit Verarbeitung von Landeserzeugnissen beschäftigt, nicht verkennen. Wenn die

brasilianische Industrie auch den vorhandenen Bedürfnissen bei weitem nicht genügt, so ist sie doch keineswegs so bedeutungslos, als sich Mancher vorstellt und in raschem Aufschwung begriffen. Wir erinnern hier nur an die großartigen Schlächtereien und Salzereien in Rio Grande do Sul, die zahlreichen Gerbereien in derselben und andern Provinzen, die Baumwollenweberei in Minas und Bahia, die Holzschneidemühlen, welche über das ganze Land verbreitet sind, die Leim-, die Talg- und Wachslichterfabriken, die Seilereien, die Ziegeleien, die Rohzukerfabriken und Branntweinbrennereien, die bedeutenden Eisenschmelzen in Minas Geraes, Rio de Janeiro, Bahia und Pernambuco, — vieler anderer Industriezweige, die in geringerer Ausdehnung betrieben werden, nicht zu gedenken.

Vertheilt man sämmtliche Steuern und Zölle, welche das Reich Brasilien, die Provinzen und die Gemeinden beziehen, auf die sieben Millionen Einwohner, so trifft es auf den Kopf 7 Milreis, also (Milreis zu Fr. 2. 90 Rp. berechnet) Fr. 20. 30 Rp. In Preußen belaufen sich die Staatsabgaben allein, ohne die beträchtlichen Kreis- und Gemeindesteuern, höher; in Hamburg beträgt die Summe, die im Durchschnitt jeder Kopf der Bevölkerung an Steuern zu entrichten hat, 12⅘ preußische Thaler, also 48 Franken. Was diese Verhältnisse in der Schweiz betrifft, so ist unsers Wissens noch gar keine Berechnung aufgestellt worden, welche alle direkten und indirekten, vom Bunde, den Kantonen und Gemeinden erhobenen Steuern umfaßte. Unbedeutend sind zwar im Ganzen die an den Bund und die Kantone zu bezahlenden Abgaben, dagegen die Gemeindslasten an manchen Orten übergroß; es gibt ja sogar Gemeinden, in denen die Besteurung des Korporations- und Privatvermögens zur Dekung des Gemeindehaushalts gar nicht hinreicht, indem besonders die Armensteuern alles Maaß überschreiten. Wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir sagen, daß das Gesammtsteuerbetreffniß der schweizerischen Bevölkerung auf den Kopf vertheilt nicht weit unter demjenigen von Ham-

burg steht. Eine solche Durchschnittsberechnung ist nun freilich für unsere Verhältnisse nicht statthaft; denn unser Steuersystem ist von dem brasilianischen durchaus verschieden, da dieses fast ausschließlich indirekte Abgaben aufweist, während bei uns die indirekten vor den direkten und zwar besonders vor der Vermögenssteuer fast ganz verschwinden, also die öffentlichen Lasten bei uns viel ungleicher vertheilt sind. Insofern findet aber doch wieder zwischen den beiden Steuersystemen eine Aehnlichkeit statt, als hier wie dort billigermaßen der Reiche mehr besteuert ist, als der Arme: bei uns bezahlt der Vermögliche sein baares Geld dem Staat und der Gemeinde; in Brasilien verbraucht er vorzugsweise die Einfuhr, zumal die Luxuswaaren und erzeugt den größern Theil der Ausfuhr; die Haupteinnahme des Staates fließt aber eben aus den Zöllen her; der Unvermögliche, der wenig Bedürfnisse hat, ist daher auch nur sehr unbedeutend besteuert und ebenso der Landmann, der das meiste, was er braucht, durch seine eigene Arbeit gewinnt und überdieß, was er mehr baut, wegen der den innern Markt schüzenden Zölle zu sehr guten Preisen verwerthen kann und, wie oben bemerkt, in gewissen Beziehungen ganz steuerfrei ist.

Außer den Einnahmen aus den Steuern und Zöllen fließen dem Reiche noch einige andere zu als Ertrag der Staatsdomänen und Staatsanstalten: der Post, Staatsdrukerei, Münze, der Pulverfabriken und Hochschulen und aus dem Verkauf des Brasilienholzes, welcher bekanntlich Regal ist.

Nach dieser Aufzählung der Einnahmen des Reiches haben wir uns nun mit den Staatsausgaben zu beschäftigen. Manche Lasten, die in Ländern mit zentralisirter Verfassung und Verwaltung vom Staate getragen werden müssen, fallen natürlich in Brasilien den Provinzen anheim, denen jedoch in gewissen Fällen das Reich mit Unterstüzungen zu Hülfe kommt. Die Einkünfte der Provinzen werden von diesen für diejenigen Ausgaben verwendet, über welche sie vermöge ihrer besondern Rechte

Beschlüsse fassen. Die Ausgaben des Reiches können wir am besten darstellen, indem wir das Büdget für das Jahr 1856—1857 und zur Vergleichung dasjenige von 1846—1847 hieherſezen. Wir entnehmen die Zahlen dem neuen Buche von Charles Reybaud über Brasilien, haben aber dabei den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß Reybaud Milreis immer zu 3 Franken rechnet, während diese brasilianische Rechnungsmünze gegenwärtig in Wirklichkeit einen Werth von Fr. 2. 90 Cent. hat, daß also die von Reybaud angegebenen Summen in dem vorbemerkten Verhältnisse vermindert werden müssen.

Dem Ministerium des Innern sind für 1856—1857 angewiesen Fr. 15,937,617; es hat daraus zu bestreiten die Zivilliste des Kaisers und des kaiserlichen Hauses (sie beträgt nach einem Gesez vom Jahr 1840 zusammen 1,083 contos de reis gleich 3,140,700 Fr., wovon dem Kaiser allein 800 contos zukommen), die Ausgaben für beide Kammern und für den Staatsrath, für die höhern und Sekundarschulen, die wissenschaftlichen Anstalten, die Akademie der schönen Künste, das Gesundheitswesen, die Reichspost, die Staatsländereien und gewisse Ausgaben für die Reichshauptstadt. Das Büdget für 1846—1847 hat für das Ministerium des Innern Fr. 8,828,970.

Eine Unterabtheilung des Ministeriums des Innern ist diejenige der öffentlichen Arbeiten. Diesem Departement ist in dem neuen Büdget die Summe von Fr. 1,200,000 (1846—1847 bloß 336,000 Fr.) ausgesezt. Sie hat namentlich zum Zwek, Provinzen und Gesellschaften in großartigen Werken und Unternehmungen zum allgemeinen Besten unter die Arme zu greifen. Das Reich muntert dadurch zur Erstellung mancher neuen und zur Verbesserung vieler schon bestehenden Verkehrsmittel auf. Es geschieht dieß im eigenen wohlverstandenen Interesse; denn seine Haupteinnahmen rühren von den Einfuhrzöllen her; wegen der Mangelhaftigkeit der Verbindungen mit dem Innern ist der Verbrauch der Einfuhr bis jezt aber fast nur auf die Mee-

resküste und die derselben nahe liegenden Gegenden beschränkt; können nun die eingeführten Waaren leichter und billiger verbreitet werden, so wächst natürlich die Einfuhr und damit der Zollertrag für die Reichskasse. Ein hervorragendes Beispiel derartiger Staatsunterstüzungen liefern die Eisenbahnbauten, die gegenwärtig ihrer Ausführung entgegengehen. Bis jezt gibt es in Brasilien erst einen einzigen nur wenige Meilen langen Schienenweg, der wirklich im Betriebe ist, nämlich die Bahn von Maua, die vom Norduser der Bay von Rio de Janeiro bis zum Fuße der Serra d'Estrella geht und am 30. April 1854 eröffnet wurde. Nun aber liegen drei viel längere und für den reichsten Theil Brasiliens, die mittlern Provinzen, unendlich wichtige Linien im Plane, von denen die erste seit drei Vierteljahren im Bau begriffen ist. Diese führt von Rio de Janeiro aus nach dem Thale des Parahyba, wo sie sich in zwei Zweige theilt, von denen der eine die Richtung nach Minas Geraes nehmen, der andere nach San Paulo führen soll. Sie wird von einer englisch-brasilianischen Aktiengesellschaft gebaut, welcher gegenüber die Reichsregierung eine Zinsgarantie von 5 % und die Regierung der Provinz Rio de Janeiro eine solche von 2 % übernommen hat. — Die zweite ebenfalls gesicherte Bahn läuft von Pernambuco aus in's Innere bis zum Fluß San Francisco. Auch für diese garantirt das Reich 5 %, die Provinz Pernambuco 2 %, also zusammen 7 % Zinsen des Baukapitals. — Das dritte noch in der Schwebe begriffene Eisenbahnunternehmen, das sehr wahrscheinlich auch zu Stande kommt, ist das von Bahia nach dem San Francisco. — Außer diesen drei Hauptlinien sind noch zwei kürzere projektirt, die eine vom Seehafen Santos über San Paulo nach der Stadt Jundiahy, die andere von Nitheroy, der Provinzialhauptstadt von Rio de Janeiro nach dem betriebsamen Hafenplaz Campos. Die Pläne liegen der Reichsregierung zur Genehmigung vor; die Provinzialregierungen

haben vorläufig in der Hoffnung, das Reich werde sich in gleicher Weise wie bei den oben erwähnten Linien betheiligen, zu einer Zinsgarantie, San Paulo von 2 %, Rio de Janeiro von 5 %, sich bereit erklärt. — Man vergißt übrigens in Brasilien über den Eisenbahnprojekten durchaus nicht die ebenso nothwendigen Straßenbauten, sondern arbeitet eifrig an der Erstellung von Wegen, welche anstatt des theuern bis jezt fast ausschließlich gebräuchlichen Waarentransportes auf Maulthieren den auf Frachtwagen möglich machen werden. Auch hierin gehen Staat, Provinzen und Gesellschaften Hand in Hand, indem wie bei den Eisenbahnen der Grundsaz geübt wird, die Straßenbauten Privatunternehmern gegen Gewährleistung eines bestimmten Zinsmaßes anheimzugeben. Die Provinz Rio de Janeiro verwendete im Jahr 1854 allein für ihre Straßen und Wege über 600,000 Milreis. Nicht weniger regsam ist die Provinz San Paulo, deren gesezgebende Versammlung ein vollständiges Nez von Wasser- und Landstraßen über das ganze Land zu bauen beschlossen hat und im lezten Jahre zu diesem Zweke mehrere hundert Arbeiter aus der Schweiz und Deutschland kommen ließ. Um von den zahlreichen derartigen Unternehmungen nur noch zwei zur deutschen Kolonisation Brasiliens in inniger Beziehung stehende anzuführen, erwähnen wir endlich die Straßenbauten des Hamburger Kolonisationsvereines von Dona Francisca nach dem Innern und diejenigen der Mucurygesellschaft in Minas Geraes. — Einmal mit den zeitgemäßen Fortschritten Brasiliens in Beziehung auf seine Verkehrsmittel beschäftigt dürfen wir der vielen seit einigen Jahren in's Leben getretenen Dampfschiffverbindungen nicht vergessen. Von den drei großen Wasserstraßen, welche Brasilien zu Gebote stehen: dem Meere, das seine Küsten bespült, dem mächtigen Amazonenstrom im Norden und dem Laplata mit seinen großen Nebenflüssen im Süden und Westen, ist einzig das leztgenannte Stromgebiet noch ohne regelmäßige

Dampfschifffahrt. Schon vor Jahren war eine solche zwischen Rio de Janeiro und der Hauptstadt von Matto Grosso, Cuyaba, der Ausführung nahe, als die inzwischen ausgebrochenen Streitigkeiten mit den Laplatastaaten sie verhinderten; nun, da diese beigelegt sind, wird die Wiederaufnahme und die Verwirklichung dieses wichtigen Planes nicht auf sich warten lassen; Schifffahrtsverträge mit den betheiligten Staaten sind bereits abgeschlossen. — Die Dampfschifffahrtslinien zur Verbindung der einzelnen Meeresküstenpunkte unter einander vermehrten sich überraschend schnell. Sie haben sich in den lezten zehn Jahren fast verdoppelt. Im Jahr 1855 vermittelten 33 Dampfboote, welche 13 brasilianischen Aktiengesellschaften gehörten, den Verkehr zwischen Rio de Janeiro und andern nördlichen und südlichen Hafenstädten (von leztern erwähnen wir besonders Santos, San-Francisco, Desterro, Rio Grande do Sul und Porto Allegre, welche Städte nun monatlich zwei Mal in regelmäßiger Dampfschiffverbindung mit Rio de Janeiro stehen), wozu noch die 6 Dampfer kommen, die den Dienst zwischen Rio de Janeiro, Portugal und England versehen und auch Bahia und Pernambuco anlaufen. Gegenwärtig (im Herbst 1856) gibt es wieder drei neue europäisch-brasilianische Dampfbootlinien, die ebenfalls bei den bedeutendsten Hafenstädten anlegen: eine Hamburger mit drei großen Dampfern, eine von Marseille mit sechs Schiffen und eine von Havre. Ein anderer Mittelpunkt für die Küstendampfschifffahrt ist Bahia, von welcher Stadt aus vier Dampfboote das Meeresufer von Porto Seguro in Espiritu Santo bis Macayo in Alagoas befahren; ferner geht eine Linie mit dem Mittelpunkt Pernambuco von Macayo nach Ceara; Fortsezungen dieser Linie nach Süden, wie nach den nördlichen Hafenstädten gehen ihrer Begründung entgegen. Ein reges Dampfschifftreiben zeigt die Bay von Rio de Janeiro zur Verbindung der Hauptstadt mit ihrer nächsten Umgebung und sehr bedeutend ist auch die Dampf-

schifffahrt auf den Binnengewässern der Provinz Rio Grande do Sul: die Städte Rio Pardo, San Leopoldo und Rio Grande stehen in regelmäßiger Verbindung mit Porto Alegre; der Abfluß der Lagoa Mirim in die Lagoa dos Patos ist nun auch schiffbar gemacht. Große Arbeiten zur Erleichterung der Schifffahrt auf mehreren Küstenflüssen der Provinzen Sergipe und Espiritu Santo, sowie ein Kanal zwischen den Flüssen Pomanga und Japaratuba in ersterer Provinz sind unlängst glüklich vollendet worden. Man geht daran, die Schwierigkeiten, die bis jezt der Dampfschifffahrt auf dem San Francisco und Paranahyba entgegenstanden, hinwegzuräumen und der Mucury hat bereits seine regelmäßige Linie mit drei Booten zur Verbindung des von ihm durchströmten Theils von Espiritu Santo und der gewerbereichen Provinz Minas Geraes mit der Reichshauptstadt. Der Amazonenstrom besizt eine doppelte Linie, nämlich von Para bis Barra do Rio Negro und von dieser Ortschaft nach Nauta in Peru. Mit dieser stehen zwei neue Linien auf den Nebenströmen Tocantins und Rio Negro in Verbindung. Die Amazonasgesellschaft, welcher diese Unternehmungen mit Beihülfe der Regierung ihr Dasein verdanken, hat vorläufig sechs Dampfboote im Dienste und zwei fernere sind im Bau begriffen.

Nach dieser Abschweifung kehren wir wieder zur Darstellung des Wirkungskreises der Ministerien und der ihnen zu Gebote stehenden Geldmittel zurük.

Das Justizministerium, das außer dem Gerichtswesen auch die Angelegenheiten der Kirche, der Polizei und der Nationalgarde besorgt, ist im neuen Büdget mit Fr. 9,007,417 aufgeführt; 1846—1847 Fr. 4,723,115.

Das jezige Büdget für das Ministerium des Auswärtigen weist mit Fr. 1,766,160 den geringsten Unterschied gegen dasjenige von 1846—1847 mit Fr. 1,649,220 auf.

Marineministerium 1856—1857: Fr. 13,611,849; 1846—1847: Fr. 10,336,189.

Kriegsministerium: 1856—1857 Fr. 26,079,052; 1846—1847 Fr. 17,409,925.

Das stehende Heer wird theils durch Rekrutirung, theils durch Werbungen ergänzt. Der verheirathete brasilianische Bürger ist gesezlich vom Militärdienst frei; überdieß ist die Stellvertretung gestattet. Ein großer Theil des Landheeres besteht aus Negern und in der Marine werden viele Caboclos oder zivilisirte Indianer verwendet. Die Armee ist zwar nicht sehr zahlreich, denn sie beläuft sich blos auf ungefähr 20,000 Mann; dafür ist sie aber gut diszíplinirt und befindet sich überhaupt in einem vortrefflichen Zustande. Die Arsenale für die Kriegsflotte sind wohl ausgerüstet. Diese besteht aus vierunddreißig größern und kleinern Segelschiffen und sechszehn Kriegsdampfbooten, zusammen von 2000 Pferdekraft.

Endlich haben wir noch das Finanzministerium, dessen Hauptsummen die Kosten für Erhebung der Reichssteuern, besonders der Zölle, die Zinsen der Staatsschuld und Abzahlungen zu deren Tilgung sind; seine Ausgaben betragen im gegenwärtigen Büdget Fr. 34,954,048, in dem von 1846—1847 Fr. 29,403,687. Eine kurze treffliche Schilderung des brasilianischen Finanzwesens lesen wir in einem neulich zu Hamburg erschienenen Schriftchen über die Kolonie Dona Francisca von einem ungenannten Verfasser.

„Das Finanzwesen Brasiliens," heißt es dort, „ist eines der geordnetsten der Welt. Wie der übrige Staat, hat es gleichfalls seine schweren Krisen durchmachen müssen. Denn nicht nur, daß die Zeiten der bürgerlichen Unruhen ihm seine Einnahmequellen theils völlig abgruben, theils wesentlich verkümmerten, so nahm auch gleichzeitig die Nothwendigkeit der Unterdrükung derselben einen erhöhten Aufwand der Staatsverwaltung in Anspruch. Die Defizits waren auf diese Weise unvermeidlich und dem Staate blieb nichts übrig, als seine Zuflucht zu Anleihen und zur Schö-

pfung von Papiergeld zu nehmen. Unverrükt aber war und blieb es Grundsaz der brasilianischen Finanzverwaltung, vor allem Andern ihren Kredit aufrecht zu erhalten, und auch in den allertrübsten Zeiten und in den allerdringendsten Verlegenheiten wurde die Befriedigung der Staatsgläubiger in pünktlichster Weise bewirkt. Jedenfalls hat denn auch diese strenge Rechtlichkeit nicht wenig dazu beigetragen, Brasilien die Ueberwindung seiner Krisen zu erleichtern. Seit 1844 wurden die Defizits immer geringer und seltener und nach und nach traten an ihre Stelle vielmehr Ueberschüsse der Einnahmen über die Ausgaben, so daß als Resultat der Jahre von 1844—1845 bis 1852—1853 (das brasilianische Finanzjahr beginnt mit dem ersten Juli) eine Ausgleichung des Defizits durch die Ueberschüsse, ja sogar ein geringes Ueberwiegen der lezteren sich herausstellte. Demgemäß vermehrte sich auch von 1844 an die Staatsschuld nicht mehr, sondern begann sich abzumindern. Ende 1854 betrug die eigentliche Staatsschuld Brasiliens im Auslande 51 Millionen Milreis und im Inlande 57 Millionen Milreis, und fordert gegenwärtig ihre Verzinsung und Amortisation jährlich 6,055,000 Milreis. Diese Summe ist etwa ein Sechstheil der jährlichen Reichseinnahmen, während 1844 die Verzinsung der Staatsschuld noch mehr als ein Viertheil sämmtlicher Reichseinnahmen verschlang. Daß unter solchen Umständen der Kredit Brasiliens im Auslande wie im Inlande sich immer mehr heben mußte, liegt am Tage. Gegenwärtig behaupten die brasilianischen Staatsschuldscheine auf der Londoner Börse selbst einen höhern Kurs als die Obligationen der Vereinigten Staaten. Während nämlich diese, welche 6 Prozent Zinsen gewähren, daselbst regelmäßig die 100 Dollars mit 104 und 106 bezahlt werden, stehen die brasilianischen, nur 5 Prozent Zinsen gewährenden Schuldpapiere eben so regelmäßig die 100 Milreis 101 bis 103.

„In dem gleichen Maße als die verzinslichen Schuldpapiere sich im Werthe hoben, besserte sich auch das unverzinsliche Papiergeld. Vorzugsweise war dieß die Wirkung

des großen Aufschwunges, den mit der Befestigung der politischen Zustände Produktion und Verkehr nahmen. Bis zum Jahre 1847 zeigte das Papiergeldwesen Brasiliens ein ähnliches Schauspiel, wie das Oesterreichs in den jüngsten Jahren. Von da an fing es an, sich dem gleichen Werthe mit dem Silber zu nähern, und von 1849 an flossen immer größere Summen Silbergeldes in den Verkehr. Gegenwärtig gelten der Milreis Papier und der Milreis Silber völlig gleich und Ende 1855 bestand die Geldzirkulation Brasiliens aus im Ganzen 89 Millionen Milreis, davon 14 Millionen Staatspapiergeld, 20 Millionen Noten der Bank von Brasilien und 32 Millionen Gold- und Silbermünzen (dann 7 Millionen in den Kassen der Bank von Brasilien). — Inzwischen ist die Bank von Brasilien in Folge Vertrages mit der Regierung verpflichtet, das Papiergeld des Staates allmälig, d. h. jährlich einen Betrag von 2 Millionen Milreis einzuziehen, wofür der Staat sie theils durch Baarmittel, theils durch Staatsschuldscheine entschädigt. Allen andern Banken ist die Konzession von Papiergeld untersagt und somit bei steter Verringerung des Staatspapiergeldes der maßlosen Zettelemission, wie sie die regelmäßig alle fünf bis sieben Jahre in den Vereinigten Staaten wiederkehrenden gefährlichen und ruinirenden Handelskrisen bisher nach sich gezogen haben, gesteuert.

„Noch aber besizt die Finanzverwaltung Brasiliens eine außerordentliche und bisher völlig unausgebeutet gebliebene Hülfsquelle in der riesigen Ausdehnung des Staatsgrundbesizes, der s. g. terras devolutas. Mehr als fünf Sechstheile der ungeheuren Flächenausdehnung Brasiliens sind noch nicht in das Privateigenthum übergegangen und gehören somit dem Staate an. Erst durch das Gesez vom 18. September 1850 und das zur Ausführung dieses erlassene Dekret vom 30. Januar 1854 ist der Anfang zur Ausbeutung dieser wahrhaft unermeßlichen Finanzquelle gemacht worden, indem dadurch die gesezlichen Voraussezungen geschaffen worden sind, um jenes ungeheure Aeral allmälig an den Markt zum Verkauf ebensowohl an Ein-

heimische als an die fremde Einwanderung zu bringen. Allerdings hat für die ersten Jahre Brasilien von solchem Verkauf unmittelbar immer nur erst verhältnißmäßig geringe Einnahmen zu erwarten; aber einmal der Möglichkeit der Verwerthung erschlossen, bieten sie der Finanzverwaltung ein Objekt, um darauf Anleihen zu gründen, von deren Ertrag sie im Stande sein dürfte, ohne zu Steuererhöhungen greifen zu müssen, nicht nur jeder Eventualität gewachsen zu bleiben, sondern auch in großartigstem Maßstabe gemeinnüzige Unternehmungen und Einrichtungen aller Art in's Leben zu rufen."

Sechstes Kapitel.

Kolonisation.

Die Vortheile, welche einem schwachbevölkerten Lande voll natürlicher Reichthümer aus der Herbeiziehung fremder Kolonisten erwachsen, wurden in Brasilien alsbald eingesehen, sowie das Reich von Portugal unabhängig war. Manche nun zu starken Gemeinden angewachsene Kolonien entstanden schon vor und während der Zwanzigerjahre und seit damals kamen zu jenen von Zeit zu Zeit neue hinzu. Aber so recht als unabweisbare Nothwendigkeit erkannte man allgemein die Kolonisation erst seit der Aufhebung des Sklavenhandels an und namentlich seit auch die brasilianische Regierung selbst mit allen Kräften das Verbot der Negereinfuhr durch strenge Ueberwachung zur Thatsache und seine Umgehung beinahe zur Unmöglichkeit gemacht hat. Hören wir, wie einer der hervorragendsten Männer Brasiliens, Hr. Pereira da Silva, Mitglied der Deputirtenkammer, von diesem Standpunkte der Nothwendigkeit aus die Kolonisationsfrage auffaßt und damit der unter den Gebildeten der Nation herrschenden Ansicht Worte

verleiht. In einem begeisterten Zurufe an Regierung und Volk sagt er:

„Kolonisation! Kolonisation! Das ist gegenwärtig die Politik, die wahre Politik, die vor allem Andern nationale Politik Brasiliens!

„Der Sklavenhandel hat für immer aufgehört, und er mußte aufhören. Es ist nicht mehr möglich, ihn zurükzurufen. Die Würde und das Interesse des Landes, die öffentliche und die private Moral, alle persönlichen Gefühle und alle religiösen Ueberzeugungen, die Zukunft Brasiliens, kurz Alles macht das Gesez, welches diesen Handel beseitigt, zu einem dauernden, welches nicht wieder zurükgenommen werden kann.

„Fort also mit dem Vergangenen! ein neues Leben gilt es, und zwar ein Leben, das würdig sei eines sich selbst achtenden Volkes und ihm Garantien der Dauer und der Ordnung biete!

„Wir können die Hände, deren unser Akerbau bedarf, nicht mehr aus den glühenden Wüsten Afrikas, nicht mehr von den elenden Horden am Mozambique, Loanda und der Küste von Mina beziehen. Richten wir denn unsere Blike nach andern Ländern; sorgen wir, daß wir an die Stelle der schon uns zu mangeln beginnenden Sklaven, einer Race ohne Trieb nach Verbesserung und ohne Verständniß für die edleren Seiten des Menschenwesens, freie Männer gewinnen, Männer der gleichen Race, der gleichen Freiheit mit uns, und die zu uns kommen, um Wohlstand, Bildung und Gesittung uns entfalten zu helfen. Die Vernichtung des Sklavenhandels hat uns die gebieterische Pflicht auferlegt, unserem Lande Arbeiter zu verschaffen, die aber nicht nur seiner materiellen, sondern ebenso sehr seiner geistigen und moralischen Entwikelung dienen. Verharren wir in Sorglosigkeit, vertagen wir die Verwirklichung der immer dringender in allen Adern des Reiches empfundenen Nothwendigkeit, warten wir, daß die Zeit oder der Zufall oder wer weiß was dieselbe von selbst, ohne unser Zuthun, ohne Aufgebot unserer

Kraft erledigen werde, dann wehe uns, und wehe Brasilien!

„Die göttliche Vorsehung hat uns einen fruchtbaren Boden verliehen, durchschnitten von wunderbaren, leicht schiffbaren Strömen. Sie hat uns ein Klima gegeben, in welchem alle Pflanzen und Früchte der Welt gedeihen. Sie hat unser Land mit einer Luft umgeben, die an Anmuth und Gesundheit kaum ihres Gleichen hat; sie hat es zur Küste eines Meeres gemacht, welches uns allen Ländern nahe bringt und uns mit allen Nationen in Verbindung sezt. Und dazu leben wir in einem Jahrhunderte der Erfindungen, der Dampfschiffe und der Eisenbahnen, und in einer Zeit, da das alte Europa von Menschen überfüllt ist, welche ihre Heimat verlassend in neuen Ländern ein neues nährendes Vaterland zu suchen sich gezwungen sehen, und in einem Zeitpunkt, da die Vereinigten Staaten, welche bisher fast die ganze betriebsame und gesittete Auswanderung des alten Deutschlands an sich zogen, durch sie sich bereicherten und bevölkerten, dieselbe undankbar von sich zu weisen beginnen!

„Nun denn! Noch nie war der Augenblik für uns günstiger!

„Die Einwanderer, die nach Brasilien kommen, bilden zwei wohl zu unterscheidende Klassen. Die Einen kommen, nicht um bei uns zu bleiben. Sie wollen hier arbeiten und gewinnen, um schließlich mit der Frucht ihrer Mühen und Anstrengungen in ihre Heimat zurükzukehren. Die Andern führt dagegen die Absicht her, bei uns sich eine bleibende Stätte zu gründen und Eigenthum zu erwerben zum Erbe für ihre Nachkommen hier im Lande. Beide Klassen sind uns jede in ihrer Weise gleich wünschenswerth und wir dürfen uns nicht dabei begnügen, sie eben kommen und wieder ziehen zu lassen. Unser Land ist noch jung; seine Ausdehnung ist unermeßlich und neun Zehntheile sind noch unbevölkert, während das lezte Zehntheil mindestens noch nicht genügend bevölkert ist. Wie gesagt, wir dürfen uns nicht dabei begnügen, die Einwan-

derer eben kommen und wieder ziehen zu lassen; wir müssen vielmehr ihr Kommen befördern, und hingebend ihnen hier so lange hülfreich zur Seite stehen, bis sie fremder Unterstüzung nicht mehr bedürfen.

„Eine erste Maßregel, welche ergriffen werden muß, ist die Bildung von Gesellschaften, welche der Staat, sei es durch besondere Begünstigungen, sei es durch Geldmittel, unterstüzt. Diese Gesellschaften übernehmen die Verpflichtung, Arbeiter in das Reich zu ziehen und für ihren Empfang und ihre Beherbergung in den Hauptausschiffungshäfen, wie Rio de Janeiro, Santos, Rio Grande, Santa Katharina, Pernambuco, Bahia, Para ꝛc. zu sorgen. Und wahrlich, man braucht nicht zu fürchten, daß die so hierher kommenden Einwanderer nicht sofort Arbeit bei uns finden sollten. Der Eisenbahnbau hat soeben erst bei uns begonnen, in fast allen Provinzen ist der Straßenbau in voller Thätigkeit, überall gibt es Güter, deren Eigenthümer ein dringendstes Interesse haben, arbeitende Hände für sie zu gewinnen. Eine zweite damit zusammenhängende und nicht minder nothwendige Maßnahme ist aber: die Verträge zwischen Arbeitern und Arbeitgebern, sei es, daß sie auf Tagelohn oder auf Halbpacht abgeschlossen werden, zu regeln, ein Maximum der Dauer für die leztere, ein Minimum des Lohnes für die ersteren festzusezen und Vorkehrungen für die allseitige treue Erfüllung der Verträge zu treffen.

„Wir wissen jedoch sehr wohl, daß die wahre Kolonisation nicht die durch gedungene Arbeiter, sondern vor Allem erst die durch freie Eigenthümer ist. Erst in dieser erhalten wir die Kolonisten, wie wir sie hauptsächlich brauchen. Und nur aus Deutschland und der Schweiz können wir auf eine solche Einwanderung rechnen, welche Mittelpunkte der Kolonisation bildet, ein selbstständiges Grundeigenthum bebaut und dauernde Niederlassungen begründet. Aber nicht eher werden die Deutschen uns in entsprechender Menge zuströmen, als wenn wir ihnen Grundeigenthum mit festen, unbestreitbaren Rechtstiteln in ge-

nügendem Maße anzubieten vermögen. Was die Deutschen aus ihrer Heimat forttreibt, das ist vor Allem der Wunsch, Grundeigenthümer zu werden. Schafft also Mittelpunkte der Kolonisation, scheidet das Privateigenthum von dem Staatsgrundbesiz, parzellirt lezteren, stellt die Parzellen zum Verkauf und zugleich sorgt für Straßen, welche die Ansiedelungen mit Marktpläzen verbinden, und Ihr dürft überzeugt sein, daß sich die deutsche Einwanderung hierher wenden wird, ebenso wie sie sich bisher nach den Vereinigten Staaten wendete.

„Noch aber ist für diese Einwanderung zu wenig geschehen. Wohl sind Verträge abgeschlossen worden mit dem Hause Schröder in Hamburg, mit Dr. Blumenau und mit dem Prinzen von Joinville, um die Ufer des San Francisco und andere Theile von Santa Katharina zu kolonisiren; ferner mit dem Grafen Montravel in Rio Grande do Sul, mit dem Dr. Faivre in Parana und mit dem Major Dias da Silva in Espiritu Santo, um neue Ansiedelungen zu gründen. Gewiß sind diese Verträge außerordentlich dankenswerth und die herrlichen Fluren des Rio Pardo, Jacuhy und Taquary, die köstlichen Ländereien des San Francisco und Itajahy, die anmuthigen Ufer des Itapemerim und die bewunderungswürdigen Prairien von Parana gewinnen durch sie Unendliches; aber wie wenig sind sie für das Ganze?

„Viel, viel zu langsam geht es mit der Vermessung der Staatsländereien! Die Ausführungsverordnung vom 30. Januar 1854 ist längst da; aber mit der Ausführung selbst geht es nicht vorwärts. Und doch ist sie die dringendste aller Nothwendigkeiten.

„Noch auf einen weiteren Uebelstand muß aufmerksam gemacht werden, auf — die gemischten Ehen. Unser Zivilgesez kennt nur die kirchliche Ehe, und unsere geistlichen Behörden haben nicht Befugniß zu den betreffenden Dispensen. Die Einwanderung ist aber eben so sehr eine protestantische, wie katholische; die Zukunft der Familien und mit ihr des Staates hängt also davon ab, daß in die-

ser Hinsicht zwekentsprechende Maßnahmen getroffen werden.

„Endlich bedarf es einer Reform unserer Gesezgebung bezüglich der Verwaltung der noch nicht angetretenen Hinterlassenschaften. Ob mit Recht, ob mit Unrecht, gegen diese Verwaltung erheben sich harte Anklagen innerhalb, wie außerhalb des Reiches, und die in Europa über sie verbreiteten Urtheile können nur dazu beitragen, die dortige Auswanderung von uns fern zu halten.

„Aber nicht bloß die Regierung, das ganze Volk, die Grundbesizer, die Kapitalisten, die Männer der Intelligenz, die Presse, alle ohne Ausnahme müssen sie helfen zu dem Werke der Kolonisation, welches die dringendste aller dringenden Nothwendigkeiten Brasiliens ist!"

So weit der Aufruf des Hrn. Pereira da Silva. Aus ihm erhellen einerseits die Gesinnungen und Bestrebungen der Männer, welche an der Spize Brasiliens stehen, hinsichtlich der Kolonisationsfrage, anderseits dekt er ohne Schonung die Säumnisse und Mängel auf, welche einer raschen und umfassenden Lösung derselben im Wege stehen. Treten wir auf diese ein, so muß vor allem die Bestimmung nicht nur über die gemischten, sondern auch über die rein protestantischen Ehen, nach welcher diese als von der katholischen Staatskirche nicht anerkannt keine rechtliche Gültigkeit haben, bedauert werden; es bereitet aber die Gesezgebung hierin sowohl, als in der Verwaltung der Nachlassenschaften Aenderungen vor, welche dem Einwanderer Beruhigung gewähren, und sind die betreffenden Gesezesentwürfe in dem Augenblike, da wir dieses schreiben, vielleicht schon in Kraft getreten. Uebrigens geht der zweite Punkt die Brasilianer so gut wie die Fremden an*) und

*) Es bestehen, wie wir schon in dem Kapitel über die Verfassung erwähnt haben, in Brasilien eigene Gerichte als Vormundschaftsbehörden für Wittwen, Waisen, Abwesende und Sklaven. Uns will bedünken, daß die Klagen über die Verwaltung nicht angetretener Erbschaften weniger der Gesezgebung, als hie und da den damit betrauten

was den ersten betrifft, so hat man nie davon gehört, daß eine protestantische Ehe je auf irgend ein Hinderniß gestoßen wäre, wenn auch das genannte unbillige Ueberbleibsel aus alter Zeit allerdings bisher noch auf dem Papiere gestanden ist. — Auch in der Landvermessung ist in dem halben Jahre, seit Hr. Pereira da Silva seine Ansprache an Obrigkeit und Volk erlassen hat, viel geleistet worden. In sämmtlichen für die deutsche Kolonisation wichtigen Provinzen des Südens sind jezt die Vermessungsämter in Wirksamkeit. Nachdem solche schon früher für Parana und Rio Grande do Sul eingesezt worden, sind sie nun auch für San Paulo und Santa Katharina in's Leben getreten. Mit der Aufnahme der Ländereien werden auch die Eigenthumsverhältnisse in's Reine gebracht, so daß der Einwanderer, der künftig vom Staate sich Boden erwirbt, zugleich auch einen festen unbestreitbaren Rechtstitel erhält, während es früher bisweilen vorkam, daß Kolonisten, welchen die Regierung Land angewiesen hatte, mit Privaten, die dasselbe ebenfalls ansprachen, darum prozessiren mußten.

Das Ländereivertheilungsgesez oder Gesez über die Staatsländereien, lei das terras devolutas, vom 18. September 1850 mit seiner ergänzenden Ausführungsverordnung vom 30. Januar 1854 wurde zu dem Zweke erlassen, um die Privatländereien von denen abzusondern, welche dem Staate gehören, leztere vermessen, in kleinere Theile absteken und diese zu festen niedrigen Preisen verkaufen zu können. Durch diese Maßregeln wird das gleiche System befolgt, welches die Kolonisation der Vereinigten Staaten von Nordamerika in so hohem Grade befördert hat. Das Ländereivertheilungsgesez bestimmt nun einerseits die Bedingungen, unter welchen neuer Grundbesiz

---

Persönlichkeiten und der schwierigen Aufsicht über dieselben zur Last fallen und daß sie überhaupt oft ganz unbegründet sein mögen. Auch in den geordnetsten europäischen Staaten kommt es ja häufig vor, daß bei Erbschaftsangelegenheiten betheiligte Ausländer sich gegenüber den Einheimischen benachtheiligt wähnen.

vom Staate erworben werden kann; anderseits stellt es die Grundsäze fest, nach welchen die Gültigkeit der Rechtstitel der bereits besezten Ländereien beurtheilt wird. In dieser Beziehung verlangt es namentlich, daß nach erfolgter Prüfung der frühern Landverleihungen (sesmarias) und solcher Eigenthumsrechte, die sich lediglich auf die erste Besizergreifung (das Squatterrecht, wie es in Nordamerika heißt) stüzen, die anerkannten Eigenthümer gesezliche Titel erlangen müssen, in denen die Grenzen des Grundbesizes nach der stattgefundenen Vermessung genau beschrieben werden. Die Squatter behandelt das Gesez sehr großmüthig; während dieselben in den Vereinigten Staaten bloß das Vorkaufsrecht des besezten Landes zum Kongreßpreise haben, wird ihnen in Brasilien nicht nur auf erfolgtes Ansuchen der Besiz des bereits angebauten Bodens gewährleistet, sondern überdieß von den Beamten der Regierung noch ein eben so großes Stük angrenzendes Staatsland zugemessen (jedoch unter der Beschränkung, daß das Ganze an Umfang nicht eine der zulezt in der betreffenden Gegend bewilligten Sesmarien übersteige), falls nicht ringsum Alles Privateigenthum ist. Mögliche Streitfragen über den Thatbestand des angebauten Landes werden durch von den betheiligten Parteien ernannte Schiedsrichter erledigt; andere Bedenken durch die Beamten der Provinzlandämter, welche die Vermessung und den Verkauf der Nationalländereien besorgen; diese stehen alle unter einer Kolonisationszentralbehörde in Rio de Janeiro. Von den Entscheidungen der Provinzialvermessungsämter kann an den Präsidenten der Provinz, ja sogar von diesem an die Reichsregierung appellirt werden. — Auch gegen die Inhaber von Sesmarien, welche die Bedingungen der Landschenkung nicht erfüllt haben, ist das Ländereivertheilungsgesez sehr nachsichtig: es wird ihnen ein Zeitraum zur Nachholung der Versäumniß festgesezt; lassen sie aber auch diesen unbenuzt verstreichen, so werden sie der Landschenkung verlustig. Solche Sesmarien fallen dann, sowie das von Squattern besezte, in gegebener Frist nicht vermessene Land

dem Staate als terras devolutas anheim. Den Besizern von Sesmarien sowohl als den Squattern stellt die Regierung die Arbeit ihrer Landvermessungsbeamten gegen eine billige Entschädigung zu Gebot.

Dem Staate bleiben, nachdem sämmtliche Privatansprüche bereinigt sind, ausgedehnte fruchtbare Ländereien übrig; andere, sogar in der Nähe der Meeresküste und schiffbarer Flüsse unter verschiedenen gesunden Himmelsstrichen gelegene, gehören ohnehin unzweifelhaft und unbestritten zu den terras devolutas. Diese Staatsländereien werden nunmehr in Loose von 250,000 Quadratklaftern oder 226 Morgen vertheilt und zum Verkauf ausgeboten, je nach Belieben und Umständen in öffentlichen Versteigerungen oder im Besondern und zwar für die geringen Preise von ½, 1 Real, 1½ und 2 Reis das Quadratklafter, oder der Morgen zu 553, zu 1106, zu 1659 und 2212 Reis gemäß der Lage und Fruchtbarkeit der Grundstüke; das beste Land ist demnach noch bedeutend wohlfeiler, als das Kongreßland der Vereinigten Staaten, welches, sei es gut oder schlecht, den feststehenden Preis von 1¼ Dollars per Acre hat. — Es ist nicht gesagt, daß nur ganze Loose von 226 Morgen vom Staat erworben werden können, sondern es werden auch halbe und Viertelsloose abgegeben. — Der Besiz der gekauften Ländereien ist schon durch die frühere Gesezgebung verbürgt, wird aber durch die neue Verordnung noch kräftiger gesichert. Die Gemeinderichter verurtheilen diejenigen, welche Grundstüke unbefugt betreten, Feuer darin anlegen oder Holz abhauen, zu zwei- bis fünfmonatlicher Gefängnißstrafe und einer Geldbuße von 100 Milreis. Die Oberrichter haben auf den Besuchsreisen, zu denen sie verpflichtet sind, nachzuforschen, ob die Gemeinderichter ihre Pflicht erfüllen und etwaige Vernachlässigung derselben mit Gefängniß und Geldbuße zu bestrafen.

Das Verfahren, welches die Regierung hinsichtlich der Staatsländereien nun durch das eben besprochene Gesez einschlägt (im Büdget von 1856—1857 sind für die

Staatsländereien nach Reybaud 1,700,000 Franken ausgesezt), hat bereits Nachahmung gefunden. Große Landeigenthümer, besonders in Rio Grande do Sul, lassen ihren Grundbesiz vermessen und abtheilen und verkaufen oder verpachten die einzelnen Grundstüke an Einwanderer. Ueberall tauchen Kolonisationsunternehmungen im Sinne des Gesezes auf und neulich hat sich in Rio de Janeiro eine Zentralgesellschaft für Kolonisation auf Aktien gebildet, in der Einsicht, guter Wille und reiche Geldmittel zur Beförderung der Einwanderung und Ansiedlung zusammenwirken. Von Regierung und Privaten durchgeführt, wird das System der freien Kolonisation der Auswanderung nach Brasilien bald den längst gewünschten Aufschwung geben.

Die seit früher bestehenden Kolonien wurden nach andern Grundsäzen errichtet. Die ältesten entstanden: Neu-Freiburg 1819 unter Johann **VI.**, dann unter Dom Pedro **I.** San Leopoldo 1825, Tres Forquilhas, Torres, Sao Pedro d'Alcantara, Santo Amaro, Rio Negro und Caravellas sämmtlich von 1825—29. Die Reichsregierung stellte Agenten an, denen sie große Summen anwies, um Leute in Deutschland und der Schweiz förmlich zu werben, die Ueberfahrt zu bestreiten und die Ansiedlung einzurichten. Jedem Kolonisten wurde dann eine Sesmaria zugemessen als erbliches Eigenthum, oder auch, wie dieß in Rio Negro der Fall war, man überließ den Ansiedlern bloß den Boden zu beliebiger Benuzung, ohne daß der Staat auf sein Besizrecht verzichtete. Leider waren die Agenten nicht immer ihrer Aufgabe gewachsen, theils mangelte es ihnen an Einsicht und dem nöthigen Ernst bei der Auswahl der Leute, so daß manche dieser Kolonien neben einigen fleißigen Familien eine Menge arbeitsscheuen Gesindels erhielten, theils fehlte es ihnen an Ehrlichkeit: viel Geld, das die Regierung für die Kolonien verwendet glaubte, blieb in den Taschen der Agenten und ihrer betrügerischen Unterbeamten. Oft waren gar keine Voranstalten getroffen, kein Land vermessen, kein Obdach auf der Kolonie vorhanden, wenn die Kolonisten in Brasilien

ankamen; dann wurden sie Monate, sogar Jahre lang auf Kosten der Regierung gefüttert oder erhielten Unterstüzung an baarem Geld, ergaben sich dem Müßiggang und der Liederlichkeit und verlernten so das Arbeiten noch gänzlich. Ueberall herrschte Wirrwarr und Unordnung und mancher Kolonisationsplan kam gar nicht zur Ausführung, weil sich die Kolonisten zerstreuten. Solche berüchtigte Agenten waren unter Johann VI. der Schweizer Gatschet und unter Dom Pedro I. der Major Schäfer, ein Norddeutscher, der in doppelter Eigenschaft auftrat. Dom Pedro hatte nämlich zwei Zweke vor Augen. Er wollte sein Land kolonisiren und zugleich sich eine deutsche Garde bilden, um Ruhe und Ordnung im Reiche aufrecht zu erhalten. Er erhielt beides: Kolonisten und Soldaten, aber weder die einen, noch die andern taugten viel. Zieht man die unerquikliche Geschichte der frühern Kolonisation in Betracht, so darf man sich billig wundern, daß troz allem anfänglichen Ungemach, den vielen begangenen Fehlern und den unreinen Bestandtheilen der Bevölkerung sich mehrere dieser Kolonien auf so erfreuliche Weise entwikelt haben, ein Ergebniß, das wohl in einem mit weniger natürlichen Vorzügen ausgestatteten Lande als Brasilien kaum möglich gewesen wäre. Die großen Opfer und die, wie es zuerst den Anschein hatte, geringen Erfolge ihres Kolonisationssystems benahmen der Regierung auf lange Jahre die Lust zu weitern derartigen Unternehmungen. Die lezte war die Gründung von Petropolis im J. 1845, bei der übrigens nicht mehr dasselbe sorglose Verfahren wie früher eingeschlagen wurde und an welcher sich auch der Kaiser mit seiner Privatkasse betheiligte. Wenn die Staatsregierung sich später auf Kolonisation einließ, so geschah es nicht mehr unmittelbar, sondern lediglich durch Unterstüzung der Provinzen, Gesellschaften oder Privaten, die nun ihre Rolle übernahmen, oder indem sie aus Barmherzigkeit hülflose Einwanderer auf ihre Kosten nach verschiedenen Kolonien führte, wie es im Jahr 1846 und 1847 geschah, als sie gegen zweitausend halbverhungerte von Antwerpen und Dünkirchen angekom-

mene Auswanderer längere Zeit beherbergte und beköstigte und sie schliesslich unentgeltlich nach Espiritu Santo (Santa Isabel), Rio Grande do Sul, Santa Katharina und San Paulo beförderte, wo dieselben theils auf schon bestehende Kolonien vertheilt, theils mit ihnen neue gegründet wurden, wie z. B. die eben erwähnte Ansiedlung Santa Isabel von der Provinzialregierung von Espiritu Santo. Durch ein Generalgesez von 1848 ist jede Provinz ermächtigt, 36 Quadratlegoas Staatsland für die Kolonisation zu bestimmen. Von dieser Gunst haben wenige Provinzen Gebrauch gemacht; doch ist die Kolonie Santa Cruz in Rio Grande do Sul, begonnen im J. 1849, eine sehr wohlgelungene Schöpfung der Provinzialkolonisation.

Wir kommen nun auf eine andere Kolonisationsweise zu sprechen, auf diejenige durch einzelne Männer oder Gesellschaften, welche mit mehr oder weniger Beihülfe des Reiches oder der Provinzen eben so schöne, zum Theil bedeutendere Erfolge erzielen, als früher der Staat und zwar in besserer Ordnung, kürzerer Zeit und mit geringern Geldmitteln. Diese Privatkolonien zerfallen dem zum Grunde liegenden System nach in zwei verschiedene Abtheilungen: in Kolonien mit freiem Grundbesiz, wie die meisten Staatskolonien, und in solche, die auf dem Halbpachisystem fußen. Bei jenen kommt im Allgemeinen folgendes Verfahren in Anwendung. Der Unternehmer erwirbt sich von der Regierung oder auch erst aus zweiter Hand um billigen Preis eine größere Streke Landes, wofür er die Kaufsumme erst nach Jahren zu entrichten hat und übernimmt dafür die Verpflichtung, in einer gegebenen Zeit eine gewisse Anzahl Kolonisten auf dem Lande anzusiedeln. Manchmal erhält der Unternehmer für jeden wirklichen Kolonisten von der Regierung eine Prämie und für die nothwendigen vorbereitenden Arbeiten eine Summe Geldes. Nun errichtet er Gebäulichkeiten als Vorrathshäuser und zum ersten Obdach der Kolonisten, bis sie eigene Hütten erbaut haben, erstellt Wege, theilt das Land ab

und verkauft die Grundstüke an die Kolonisten, entweder gegen baar, oder er räumt ihnen längere Zahlungsfristen ein. Das Land, das der Kolonist auf eigene Rechnung bebaut, haftet dem Unternehmer im leztern Falle für den Kaufpreis und allfällige sonstige Vorschüsse. Durch den mit der zunehmenden Bevölkerung und Kultur rasch steigenden Werth des Landes finden beide Theile, der Unternehmer wie die Kolonisten, ihre Rechnung. Solche Kolonien sind die meisten der in dem Aufruf des Hrn. Pereira da Silva genannten. Sie sind zum Theil schon ältern Ursprungs, wie Dona Franziska und Blumenau, und haben die Leiter neue Verträge zu ihrer Erweiterung mit der Regierung abgeschlossen; zum Theil sind sie aber erst in den Anfängen begriffen, wie Santa Maria da Soledade in Rio Grande do Sul unter der Leitung des Grafen Montravel und die Kolonie Saxonia am obern Mucury in Minas Geraes. Alle haben den Grundgedanken der auf freien Besiz sich stüzenden Kolonisation gemein, weichen jedoch in manchen Punkten von einander ab, welche Unterschiede wir bei einer einläßlichern Betrachtung der einzelnen Kolonien kennen lernen werden.

Die Kolonie Rio Novo im Süden von Espiritu Santo, die Schöpfung einer Gesellschaft, an deren Spize Hr. Dias da Silva steht, bildet den Uebergang von den eben erwähnten zu den folgenden Unternehmungen. Die Kolonisten sind nämlich Erbpächter. Noch näher steht den Parceriakolonien das auf Superaguhy, dem Gute des Herrn Perret-Gentil an der Küste von Parana, gebräuchliche System, unterscheidet sich aber außer einigen andern Punkten von jenen darin, daß der Pächter einen festgesezten Zins zu bezahlen hat, der nicht nach dem jährlichen Bodenertrag schwankt. Aehnliche Verhältnisse finden auf der Kolonie des Belgiers Dr. Faivre, Dona Thereza am Ivahy in der Provinz Parana, statt.

Das System der Halbpacht- oder Halbpartverträge, Parceriasystem, ist ganz dasselbe, das auch in manchen Ländern Europas: in Oberitalien, in Südfrankreich, in

einigen Gegenden der Schweiz für gewisse Zweige der Landwirthschaft, z. B. den Weinbau, gebräuchlich ist und gepriesen wird, weil der Eigenthümer sowohl, als der Pächter gut dabei stehen. In Brasilien kam es aus Anlaß der Aufhebung des Sklavenhandels in Anwendung. Der hohe Preis der Sklaven, der seit zehn Jahren um das dreifache gestiegen ist und noch immer mehr steigt, macht es den brasilianischen Gutsbesizern unmöglich, ihre Ländereien in derselben Ausdehnung und auf die gleiche Weise wie früher auch ferner noch mit Vortheil zu bebauen. Die Verhältnisse forderten gebieterisch einen Ersaz für die sich vermindernde Sklavenarbeit und in neuester Zeit um so dringender, als die Cholera viele tausend Neger weggerafft hat. Diesen Ersaz leistet, zwar nicht der Zahl der Arbeiter nach, aber vermöge ihres höhern geistigen und sittlichen Gehaltes, das von dem Senator Vergueiro eingeführte Parceriasystem vollständig. Das durch einen Halbpachtvertrag bestimmte Verhältniß zwischen Gutsbesizer und Kolonist ist folgendes. Dieser erhält ein Haus zur Bewohnung mit einem Garten und so viel Kaffeebäume *) zur Bearbeitung, als er mit seiner Familie besorgen kann. Was er im Garten und zwischen den Kaffeebäumen für den eigenen Bedarf pflanzt, gehört unbedingt ihm. Er hat die Pflanzung in gutem Stand zu erhalten und bei der Ernte den gepflükten Kaffee dem vom Gutsbesizer angestellten Koloniedirektor einzuliefern, der den abgegebenen Betrag aufschreibt und zugleich dem Kolonisten in einem Rechnungsbuch, das dieser in Handen hat, bescheinigt. Die weitere Behandlung, die Versendung und den Verkauf des Kaffees besorgt der Gutsherr und der Erlös nach Abzug sämmtlicher Kosten wird zwischen ihm und dem Kolonisten zu gleichen Hälften getheilt. Der ge-

*) Außer dem Kaffee werden auf den Parceriakolonien auch einige andere Kulturpflanzen, z. B. Zukerrohr, angebaut und zwar unter den gleichen Bedingungen, wie der Kaffee; im Ganzen aber in so unbedeutender Menge, daß sie kaum in Betracht kommen.

genseitige Vertrag wird auf eine gewisse Anzahl Jahre, gewöhnlich vier, geschlossen. Nach Ablauf desselben können sich die Kontrahenten entweder trennen oder den Vertrag erneuern. Es besteht also hier dasselbe Verhältniß, wie wenn zwei Handelsleute, die sich zur Betreibung eines gemeinsamen Geschäftes vereinigen, jeder gleich viel Kapital einschießt, in demselben Maße beim Geschäfte thätig ist, und gleich viel von dem Ertrag desselben erhält. Beim Halbpartsystem liefert der eine Antheilhaber, der Gutsherr, das Betriebskapital, der andere, der Pächter, die Arbeit. Da die meisten brasilianischen Halbpächter Leute von wenig oder keinem Vermögen waren, denen die Reisekosten ganz oder theilweise vorgestrekt und nachher auf der Kolonie noch weitere Vorschüsse an Nahrungsmitteln, Kleidung und andern Lebensbedürfnissen gemacht werden mußten, so stehen sie gewöhnlich zu dem Gutsbesizer außer in der Stellung eines Geschäftsantheilhabers auch noch in derjenigen des Schuldners zum Gläubiger und es versteht sich dann von selbst, daß der Parceriavertrag fortdauert, bis die Schulden getilgt sind. Hat die Heimathgemeinde des Kolonisten für ihn die Reisekosten ausgelegt, so übernimmt der Gutsbesizer die Aufgabe, die Rükzahlung dieser Auslage nach und nach, zu gleicher Zeit mit der Dekung des eigenen Guthabens, in Richtigkeit zu bringen, indem er den Antheil des Kolonisten an dem gepflükten Kaffee nicht diesem, sondern sich selbst und der Gemeinde gutschreibt. Wenn bei Ablauf des Vertrages zwischen Gutsherr und Halbpächter ausgerechnet wird, so erhält dieser, falls er Schuldner des erstern und seiner Gemeinde ist, die Bescheinigung der Abzahlungen durch die ihm gehörige Hälfte des gepflükten Kaffees, und was über die Schulden hinaus erlöst worden ist, an baar. Hat der Kolonist aber keine Schulden, so wird ihm dann eben der Betrag an Geld ausbezahlt. Die Pächter wissen immer, wie sie stehen, da der Koloniedirektor jedem in sein Buch einträgt einerseits, was er an Kaffee eingeliefert und was dieser beim Verkauf gegolten hat, anderseits,

wie viel er schuldet, sei es nun von der Reise her oder durch Bezüge aus den Vorrathshäusern der Kolonie während der Pachtzeit. Beispielsweise wollen wir hier eine Schlußrechnung aus den Büchern der Kolonie Ibicaba anführen. Sie ist zwar günstig, aber bei weitem nicht die vortheilhafteste für den Halbpächter. Eine Familie von sieben Personen hatte an Reisekosten und Unterhalt (Nahrung, Kleidung u. s. w.) von 1847 – 50 eine Schuld von

	1385 Fr. 74 Rp.
Guthaben für drei Ernten von 1847 bis 1849 und Taglöhne für Arbeiten außer der Kaffeeplantage, die besonders bezahlt werden	1760 „ 50 „
Guthaben des Kolonisten ohne die Ernte von 1850	374 Fr. 76 Rp.

Rechnet man für die Ernte von 1850 nur den mäßigen Betrag von 500 Fr., so hat diese ganz arme, mit Schulden beladene Familie nach Abzahlung derselben noch gegen 900 Fr. rein verdient. Eine gleich starke Familie aber, welche die Reisekosten aus eigenem Vermögen bestreiten konnte, würde nach dieser Rechnung neben ihrem Unterhalt bei Ablauf des vierjährigen Vertrages einen Gewinn von ungefähr 2000 Fr. aufweisen. Dazu kommt ein kleiner Viehstand und mancher Nebenverdienst, der, wenn der Familienvater ein Handwerk versteht, beträchtlich werden kann; denn der Kolonist darf über alle Zeit, die ihm von der Arbeit in der Kaffeepflanzung übrig bleibt, frei verfügen. — Streitigkeiten zwischen Gutsbesizern und Pächtern werden durch von beiden Theilen gewählte Schiedsgerichte beurtheilt. Im Uebrigen stehen dem Kolonisten wie jedem andern rechtsuchenden Einwohner die öffentlichen Gerichte zu Gebot und die Provinzialregierung wacht über die Befolgung der Verträge. Für träge Kolonisten besteht die Strafe, daß die versäumten Arbeiten auf ihre Kosten von Andern gethan werden. Unverbesserliche Faullenzer, Liederliche und Händelstifter können aus der Kolonie fortgeschikt werden. Körperliche

Strafen sind verboten. — Die erste Halbpachtkolonie, das Muster für alle nachfolgenden, ist Ibicaba, von dem Senator Vergueiro im J. 1847 gegründet. Jezt gibt es in San Paulo über ein Duzend größere und kleinere, ferner in Rio de Janeiro vier größere Parceriakolonien nach dem System des Senators Vergueiro, und solche, die nur aus einer oder wenigen Familien bestehen, in dieser und andern Provinzen mehrere, z. B. eine auf Ilha grande, einer Insel an der Küste der Provinz Rio de Janeiro.

Wir unterlassen es an dieser Stelle, auf die nach den verschiedenen Systemen entstandenen Kolonien im Einzelnen einzugehen, da wir weitaus die meisten im folgenden Hauptabschnitte näher kennen lernen werden. Nur die in den nördlichen Provinzen gelegenen, auf welche wir nicht mehr zurükkommen, wollen wir hier aufzählen, so weit es nicht schon bei Beschreibung dieser Provinzen geschehen ist. Es befinden sich auf ihnen keine oder jedenfalls nur wenige Deutsche und Schweizer. Nach **Para** wollte voriges Jahr die Provinzialregierung solche kommen lassen; der Plan ist aber wegen der leztes Frühjahr dort herrschenden Krankheiten aufgegeben worden. — In der Provinz **Amazonas** wurde am Ufer des Rio Negro von der Amazonasdampfschiffahrtsgesellschaft die Kolonie Maua mit 100 Portugiesen, worunter nur 8 Frauen und 3 Kinder, im Dezember 1854 gegründet. — In der Provinz **Maranhao** liegen drei neue Kolonien: 1) Santa Isabel auf das Parceriasystem gebaut, seit 1852, zählte im Februar 1855 61 portugiesische Einwohner, deren Lage als sehr günstig geschildert wird. Die Oertlichkeit ist gesund: in den drei Jahren ihres Bestandes starb nur ein Kolonist. 2) Arapapahy, im August 1854 von der Provinzialregiernng mit 216 für die Arbeiten am Kanal gleichen Namens angeworbenen Portugiesen besiedelt. 3) Santa Theresa, Parceriakolonie mit 140 Seelen, seit Anfangs 1855. — Santo Agostinho in der Provinz **Espirito Santo**, besteht schon seit 1812 und waren die ersten Ko-

lonisten fünfzig Familien von den azorischen Inseln. Die Kolonie gedieh und bildet heute, mit der brasilianischen Bevölkerung völlig verwachsen, das Kirchspiel Vianna. Nach der neuen Kolonie Rio Novo sind zur Zeit, da wir dieses schreiben, hundert Schweizer aus den Kantonen Bern, Aargau und St. Gallen auf der Reise.

Siebentes Kapitel.

Brasiliens Münze, Maaß und Gewicht.

I. Münzen.

Das Hauptzahlungsmittel ist Papiergeld, welches früher ohne ziemlichen Agio nicht gegen Gold- oder Silbermünze ausgewechselt werden konnte, nun aber pari steht, d. h. ohne Verlust gegen Geld. Es besteht in Noten der kaiserlichen Bank (Banco de Brasil) zu Rio de Janeiro und wird in verschiedener Größe ausgegeben. (Die größten lauten auf 1 Conto = 1000 Milreis, die kleinsten auf 1 Milreis). — Es kommt noch ein anderes von der Bank in Bahia ausgegebenes Papiergeld vor, welches aber 20 Prozent weniger gilt als die kaiserlichen Noten.

Das ganze Kaiserthum Brasilien rechnet nach Reis (die Einheit heißt Real, man sagt also: ein Real, 5, 10 u. s. w. Reis). 1000 Reis = 1 Milreis, wird in der Schrift bezeichnet mit dem Dollarzeichen ($). 1000 Milreis sind ein Conto de Reis und werden durch zwei Punkte (:) bezeichnet.

An geprägten Münzen sind vorhanden:

a. In Gold.

	Durchschnittswerth in Papiergeld. In Rio de Janeiro. Reis.	In Rio Grande do Sul. Reis.
Inländisches.		
Quarenta Milreis	40,000.	42,000.
Vinte Milreis	20,000.	21,330.
Dez Milreis	10,000.	10,660.
(Aelteres Gepräge.)		
Meia Dobra (6400 R. Nennwerth)	16,000.	17,000.
Quarta „ (3200 „ „)	8,000.	8,500.
Moedas (4000 „ „)	9,000.	9,400.
Ausländisches.		
Onça (oder Dublone)	30,000.	32,000.
½ Onça, ¼ „, ⅛ „ — je nach Verhältniß.		

b. In Silber.

	In Rio de Janeiro. Reis.	In Rio Grande do Sul. Reis.
Inländisches.		
(Aelteres Gepräge.)		
Patacao*) (urspr. 960 R. Nennw.)	2,000.	2,133.
Duas Patacas 640 „ „	1,200.	1,280.
Pataca 320 „ „	600.	640.
½ Pataca 160 „ „	300.	320.
¼ „ 80 „ „	150.	160.
(Neues Gepräge.)		
Milreis	1,000.	1,060.
½ Milreis	500.	530.
12 Vintens (1 Vintem = 20 R.)	240.	240.
10 „	200.	200.
6 „	120.	120.
Ausländisches.		
Patacao	1,850.	1,900.
Milreis	1,000.	1,000.

*) Gleich wie der spanische Piaster.

	Durchschnittswerth in Papiergeld.	
	In Rio de Janeiro. Reis.	In Rio Grande do Sul. Reis.
Halbe Milreis	500.	500.
Crusado	400.	400.
Dez Vintens (10 Vintens) . .	180.	200.
c. In Kupfer.		
Dous Vintens (2 Vintens) . .	40.	40.
Vintens	20.	20.
Dez Reis (½ Vintem) . . .	10.	10.

Die neuern Münzen sind sehr deutlich nach ihrem Werth zu erkennen, denn auf jeder ist in der Mitte der einen Seite die Werthzahl derselben nach Reis geschlagen mit der Umschrift des Werthes in der Landessprache; auf der andern Seite das brasilianische Wappen mit Kranz und Umschrift.

Das Werthverhältniß der brasilianischen Rechnungsmünze (Papiergeld) stellt sich zu den deutschen und schweizerischen Münzen gegenwärtig ungefähr wie folgt:

1 Onça (30,000 Reis) ist ungefähr gleich	Banko Mark 46. Preuß. Thaler 23. 5 Gr. Reichsgulden 40½. Französ. und Schweizer Fr. 87.
1 Patacao (2000 Reis) ungefähr gleich	Banko Mark 3. 2 ß. Preuß. Thlr. 1. 16 Sgr. Reichsgulden 2. 40 kr. Fr. und Schw. Fr. 5. 80 Cent.
1000 Reis (Milreis) gleich zirka	Banko Mark 1. 9 ß. preuß. Silbergroschen 23. Reichsgeld fl. 1. 20 kr. Franz. (Schw.) Fr. 2. 90 Cent.

und es sind nach diesen Kursen berechnet

1 Livre Sterling	=	zirka	8890	Reis.
1 Mark Banko	=	„	652	„
1 preuß. Thaler	=	„	1300	„
1 Reichsgulden	=	„	730	„
1 Franz. und Schw. Franken	=	„	340	„

Anm. Bei schnell zu machenden Reduktionen, wo es nicht auf rappenmäßige Genauigkeit ankommt, wird man um so weniger fehlen, wenn man Milreis zu 3 Franken nimmt, als diese Münze in der That sehr oft höher als von uns, nämlich zu Fr. 2. 94 Rp. berechnet wird.

II. Maaße.

Längenmaaß. Da, wie es scheint, in Brasilien ein Normal-Reichsmaßstab nicht besteht, so ist das alte portugiesische Maaß mit geringen Verschiedenheiten allgemein in Anwendung. In Folge dieser Abweichungen aber ist es auch nicht möglich, eine genaue Vergleichung desselben mit den europäischen Maaßen aufzustellen. So hat z. B. das portugiesische Klafter 2192 Millimeter, währenddem dasselbe in Brasilien bloß 2095 Millimeter mißt. Vom portugiesischen Maaße gehen 2816 Klafter 8 Spannen auf eine Meile, und von leztern 18 auf 1 Grad des Aequators, vom brasilianischen gehen ebenfalls 18 Meilen auf 1 Grad, aber die Meile ist in 3000 Klafter eingetheilt, daher die leztern kleiner sind.

Das Grundmaaß ist eigentlich die Spanne (**Palmo**), ein sehr bequemes Auskunftsmittel, da man bei einiger Uebung mit derselben schnell und ziemlich richtig messen kann; demnächst das Klafter (**Braça**), welches 10 Spannen hat. Die Spanne wiederum hält 8 Zoll (**Pollegadas**). (Das portugiesische Fußmaaß, wobei der Fuß [**Pé**] zu 12 Zoll, dieser zu 12 Linien [**Linhas**] à 10 Punkte [**Pontos**] gerechnet wird, ist selten gebräuchlich.)

Es sind somit zu erwähnen:

Das Klafter (**Braça**) = { 10 Spannen = 2095 Millim.
6 Fuß 8½ Zoll preußisch.
6 „ 9½ „ Schweiz. Maaß. }

Die Spanne (**Palmo**) = { 8 Zoll = 209½ Millimeter.
8 1/100 Zoll preußisch.
6″ 9½‴ Schweizer Maaß. }

Der Zoll (**Pollegada**) = 28¼ Millimeter.

Zum Abmessen von Zeugen hat man
Den Stab (Vara) = 5 Spannen = 1047 $\frac{1}{2}$ Millim.
Die Elle (Covado) = 3 „ = 628 $\frac{1}{2}$ „

Für Entfernungen gilt die
Meile (Legoa, 18 auf 1 Grad) mit 3000 Klaftern = 6285 Meter = $\frac{5}{6}$ deutsche Meile = zirka 1 $\frac{3}{8}$ Schweizerstunden.
Seemeilen rechnet man 20 auf 1 Grad, sie sind somit noch kleiner als die Landmeilen.

Das Flächenmaaß besteht in Quadratklaftern.

1 Quadratklafter =	zirka 44 $\frac{1}{2}$ Quadratfuß preußisch.
	„ 48 $\frac{1}{3}$ „ Schw. Maaß.
	„ 4 $\frac{2}{5}$ Quadratmeter.

100,000 Quadratklafter ungefähr gleich	171 $\frac{9}{10}$ preußische Morgen.
	108 $\frac{1}{2}$ amerikanische Acres.
	4389 französische Ares.
	122 Schweizer Jucharten.

Das Flüssigkeitsmaaß berechnet sich nach Pipas zu 180 Maaß (Medidas) à 4 Quartilhos (= 720 Quart).

Die Pipa =	zirka 126 $\frac{1}{2}$ englische Gallons.
	„ 479 $\frac{1}{6}$ französische Litres.
	„ 406 preußische Quart.
	„ 320 Schweizer Maaß.

(Nach andern Angaben wäre die Pipa gleich 132—144 Gallons, 500—545 Litres, 427 $\frac{1}{2}$—470 Quart oder 333 $\frac{1}{3}$—363 Maaß.)

Man verkauft gewöhnlich in ganzen, Fünftel- und Zehntel-Pipen.

2 Pipen sind eine Tonelada.

In den Nordprovinzen besteht noch die Canada, welche in Bahia in 2 $\frac{1}{2}$ Medidas oder 10 Quartilhos eingetheilt wird.

Als Trokenmaaß besteht
Das Moyo = 60 Alqueires = 249 $\frac{1}{8}$ Hectolitres.
Der Sacco = 2 Alqueires = 83 Litres.

1 Alqueire = 4 Quartos = 8 Oitavos (Achtel) = 41 ½ Litres = ⅞ preußische Scheffel.

Im gewöhnlichen Verkehr kommen 2½ Alqueires auf 1 französischen Hectolitre.

III. Gewicht.

Dieses ist ganz wie das portugiesische.

1 Zentner (Quintal) = 4 Arroben	= 98⅛ preußisch Pfd.
	= 45⁹⁄₁₀ Kilogramm.
	= 91⁸⁄₁₀ Schweizer Pfd. oder Zollgewicht.
	= zirka 82 baierisch und österr. Pfd.
	= „ 98¼ Württemberger Pfd.

1 Arroba hat 32 Libras oder Pfund (der Zentner somit 128 Pfd.).

Das Pfund hat 4 Viertel, (Quartos) oder 16 Unzen (Oncas), gleich	zirka 358 Grammes.
	„ 23 Loth Schweizer Gewicht.

Die Unze 8 Quintchen (Oitavas).

Die Oitave 3 Skrupel (Escrupulos).

Für Schiffsbefrachtung und Kohlenverkäufe gilt die Tonelada von 70 Arrobas = 16 Zentner Schweizer oder Zollgewicht.

Das Juwelen- und Perlengewicht besteht in Quilate (Karat) von 4 Graos (Gran).

Achtes Kapitel.

Verzeichniß der deutschen und schweizerischen Konsuln in Brasilien.

Oesterreich.

Generalkonsul: Ferdinand Schmid in Rio de Janeiro.

Konsul: J. G. Lohmann in Bahia.

Vizekonsul:	José Barbosa Cordeiro in Ceara.
"	Clemente José da Silva Nunes in Maranham.
"	Joaquim Francisco Fernandes in Para.
"	Julius Tegetmayer in Pernambuco.
"	Virgilio José da Porincuncla in Rio Grande do Sul.
"	Gustav Wedekind in Santos.
"	Johann Winter in Sergipe.

Baden.

Konsul:	Eduard Lämmert in Rio de Janeiro.

Baiern.

Generalkonsul:	(vacat) in Rio de Janeiro.
Vizekonsul:	Joaquim Jorge Monteiro in Bahia.
"	Joaquim Thomaz de Faria in Campos.
"	Manoel Joao de Amorim in Pernambuco.
"	José Luiz Cardoso de Salles in Porto Alegre.
"	Antonio Ferreira Cardoso in Rio Grande do Sul.

Bremen.

Generalkonsul:	A. J. Mosle (interimistisch B. Schaumann) in Rio de Janeiro.
Konsul:	J. H. Lambertz in Bahia.
"	H. M. Brum in Pernambuco.
Vizekonsul:	C. A. Fraeb in Porto Alegre.
"	J. F. Metzler in Rio Grande do Sul.
"	Gustav Wedekind in Santos.

Frankfurt.

Konsul:	J. H. Andreä in Rio de Janeiro.
"	Philipp Feidel in Pernambuco.

Großherzogthum Hessen.

Generalkonsul:	August Heyn in Rio de Janeiro.
Vizekonsul:	J. J. Pereira Bastos in Campos.

Vizekonsul:	Euphrasio Lopes de Araujo in Rio Grande do Sul.

Hamburg.

Generalkonsul:	H. Liebich (interimistisch F. Schmid) in Rio de Janeiro.
Konsul:	C. August Gültzow in Bahia.
Vizekonsul:	Hamton Jorge Demriß in Alagoas.
"	Antonio José Francisco da Cruz in Campos.
"	Joao Gualberto da Costa in Maranham.
"	Joaquim Francisco Fernandes in Para.
"	Julius Tegetmayer in Pernambuco.
"	C. N. Fraeb in Porto Alegre.
"	Antonio Martins de Freitas jr. in Rio Grande do Sul.
"	José Gonçalves dos Santos Silva in Santa Catharina.
"	Cezar Hartung auf der Kolonie Dona Franziska.
"	Christian Diestel in Sergipe.
"	Gustav Wedekind in Santos.

Hannover.

Konsul:	A. Heyn in Rio de Janeiro.
"	F. Gültzow in Bahia.
"	Miguel Bryan y Levermoor in Pernambuco.
"	C. H. Claussen in Rio Grande do Sul.
Vizekonsul:	Joaquim da Costa Pimenta in Campos.
"	Felix J. Borman in Porto Alegre.

Lübek.

Generalkonsul:	Alexander Avé Lallemant in Rio de Janeiro.
Konsul:	Joh. Fr. Lütjens in Bahia.
Vizekonsul:	Joao de Oliveira Guimaraens in Campos.
"	Antonio Marques de Amorim in Pernambuco.

Vizekonsul:	Manoel Pereira da Silva Lima in Porto Alegre.
"	Miguel Tito de Sa in Rio Grande do Sul.

Meklenburg-Schwerin.

Generalkonsul:	L. von Bönninghausen in Rio de Janeiro.
Vizekonsul:	Theodoro Teixeira Gomes in Bahia.
Konsul:	Antonio de Moraes Gomes Ferreira in Pernambuco.

Meklenburg-Streliz.

Konsul:	Justiniano José de Araujo in Bahia.
"	José Antonio de Araujo in Pernambuco.

Oldenburg.

Konsul:	J. Liberalli in Rio de Janeiro.
"	Theodoro Teixeira Gomes in Bahia.
Vizekonsul:	Luiz Manoel Gonçalves de Lemos in Bahia.
"	G. H. Präger in Pernambuco.

Preußen.

Konsul:	Victor Heymann in Rio de Janeiro.
"	G. H. Präger in Pernambuco.
"	August Tappenbek in Para.
Vizekonsul:	C. A. Kleinschmidt in Bahia.
"	C. Thomsen in Rio Grande do Sul.
"	F. Föltzer in Porto Alegre.
"	Theodor Wille (intermistisch L. Diedrichsen) in Santos.

Sachsen.

Konsul:	David Mörs in Rio de Janeiro.
Vizekonsul:	Joao Antonio Rodrigues Passos in Campos.
"	José Luiz Lopes da Silva in Rio Grande do Sul.

Württemberg.

Konsul: Carl Louis Meyer in Rio de Janeiro.
" Carl Duschek in Bahia.
Vizekonsul: Manoel Pereira Rosa in Pernambuco.
" Joaquim José Ferreira Barbosa in Porto Alegre.
" José da Souza Gomes in Rio Grande do Sul.

Schweiz.

Generalkonsul: H. David in Rio de Janeiro (für die Provinzen Rio de Janeiro, Minas Geraes, Goyaz, Matto Grosso, San Paulo, Parana, Santa Catharina und Rio Grande do Sul).
Konsul: Aug. Decosterd in Bahia (für die Provinzen Bahia, Espiritu Santo, Sergipe und Alagoas).
" J. J. Loppacher in Pernambuco (für die Provinzen Pernambuco, Parahyba, Rio Grande do Norte und Ceara).
" Luiz Brelaz in Para (für die Provinzen Para, Amazonas, Maranhao und Piauhy).
Vizekonsul: Huber, Friedr., in Rio de Janeiro.
" Ant. Sardenberg in Macahé und Cabo Frio.
" José Pinto da Fonseca Guimaraens in Porto Alegre.
" José Vicente Tourinho Filho in Rio Grande do Sul.
Konf.-Agent: Lucas José de Alvarenga in Campos.



Zweite Abtheilung.

Südbrasilien mit besonderer Rüksicht auf die deutschen und schweizerischen Kolonien.

Erstes Kapitel.

Die Provinz Minas Geraes.

Minas ist gleichsam das Herz des mittlern Brasiliens. Von allen Seiten her ziehen sich die langen Reihen der Gebirge nach Minas hin und häufen sich am stärksten in dem Bezirke Serro Frio zusammen, wie wenn jedes demselben seinen Tribut an Schäzen darbringen wollte; denn er ist der reichste an Gold und Edelsteinen. Keine andere Provinz Brasiliens zeigt so viele und hohe Gebirge; wir nennen von ihnen die Serra do Espinhaço, die Serra de Carassa und die Serra da Canastra mit den Bergen Itacolumi (5700 Fuß) und Itambé (5540 Fuß über Meer). Der größte Theil der Provinz ist ein Hochland, das für sich schon durchschnittlich 2500—3300 Fuß über Meer liegt und auf dem sich die Serras und einzelne Bergspizen erheben. Von dieser Hochebene herab strömen den benachbarten Provinzen eine Menge Flüsse zu. Man zählt deren nicht weniger als vierundvierzig; die vornehmsten sind: der San Francisco, der Rio Grande, ein Hauptquellenfluß des Parana, der Rio Grande de

Belmonte, welcher vorher den Namen Jequitinhonha oder Giquitinhonha führt, der Doce, neben dem eben genannten der stärkste Fluß von Espirito Santo; endlich bildet der Parahyba einen Theil der Grenze gegen Rio de Janeiro. Manche Flüsse wälzen ihre Gewässer gleichsam über ein Goldbett, woraus das Gold durch Wäschereien gewonnen wird. Man hat berechnet, daß Minas Geraes innert hundertfünfzig Jahren nahe an zweitausend Millionen Gulden Goldes nach Europa geliefert hat. Sind nun zwar die Goldwäschereien nicht mehr so ergiebig, wie früher, so ladet doch der Bergbau durch seine lohnenden Ergebnisse zu ausgedehnterem Betriebe ein; und einzelne sehr goldreiche Gegenden gibt es immer noch; so suchen z. B. in den Städten Serro, Minas Novas und andern nach starken Regengüssen die Neger das Gold auf den Straßen und finden bei dieser Beschäftigung einen durchschnittlichen Gewinn von zwei bis drei Milreis im Tag. Außer Gold gibt es andere Metalle massenhaft. Der Eisenbergbau und die Eisenfabrikation sind wichtige Erwerbszweige. Das reiche Eisenerz in der Serra da Titiaia bei Congogna do Sabara ergibt 75 %. Die Serra de Bon Successo, acht Stunden westlich von San Joao del Rey, enthält Magneteisenstein. Die Kupferlager sind sehr mächtig; ganze Felsen, Berge und Bergketten sollen daraus bestehen. Auch Platina in Platten und Blei ist vorhanden und in Verbindung mit lezterem Silber. Beinahe noch berühmter, als durch seine metallischen Schäze ist Minas durch seine Edelsteine. Bekannt ist in dieser Hinsicht der Diamantendistrikt in Serro Frio, dessen als Diamanten enthaltend erklärte Oberfläche über zwölf Quadratmeilen beträgt. Bis 1831 hatte die Regierung den Alleinhandel mit Diamanten; jezt aber wird die Gegend durch Privatleute ausgebeutet, welche das Aufsuchen der kostbaren Edelsteine auf eigene Kosten, meistens durch Sklaven, betreiben. Aber nicht nur der Schooß der Erde birgt in Minas große Schäze, sondern eben sowohl erzeugt ihre Deke eine Menge wichtiger Pro-

dukte, nämlich neben den gewöhnlichen brasilianischen Lebensmitteln: Mandioca, Mais, Reis, Bohnen, viel Kaffee, Zuker und Baumwolle (die Baumwollenhandweberei ist ein hervorragendes Geschäft der Einwohner von Minas Geraes). Auf den weiten Campos, die zur Seltenheit ebene Flächen, sondern mehr wellenförmiges Hügelland sind, wird eine sehr ausgedehnte Viehzucht getrieben und von großer Bedeutung ist die Schweinezucht. Aus nachfolgenden Zahlen läßt sich auf den Umfang der Landwirthschaft und der Industrie von Minas schließen. In zwanzig von den einundfünfzig Municipien, in welche die Provinz eingetheilt wird, zählte man im Jahre 1854 Landgüter mit ausschließlichem Agrikulturbetrieb: 4400, Landgüter ausschließlich für Viehzucht: 2883, endlich Landgüter für Agrikultur und Viehzucht: 2119. In denselben zwanzig Municipien existirten 59 Eisenwerke und 88 Maschinen zum Zerreiben goldhaltiger Mineralien. In 33 Municipien zählte man ferner 3296 Zukerrohr verarbeitende Fabriken und zwar darunter durch Wasserkraft getriebene 729, durch Thiere in Bewegung gesezte 2567. In den nämlichen 33 Municipien waren unter Anderm noch vorhanden 124 Apotheken, 1460 Kaufhäuser und 3864 Wirthshäuser, Weinstuben, Schenken u. dgl.

Die Erdoberfläche von Minas Geraes gewährt einen sehr mannigfachen, durch Abwechslung reizenden Anblik. Im offenen Hochland steigen aus den grünen Weideflächen gleich Inseln die rauhen Felsenmassen der Serras empor, während zerstreute kleine Wälder die Quellen und Bäche umsäumen und die Flußthäler und tiefer gelegenen Gegenden mit kräftigem Urwald bedekt sind.

Das Klima von Minas Geraes ist eines der angenehmsten, mildesten und gesundesten der Erde. In den heißeren Gegenden steigt der Thermometer sehr selten über + 22° R., und fällt nur ausnahmsweise unter + 7° R., die mittlere Temperatur der Provinz stellt sich auf nicht mehr als 14° R. Wärme; denn die regelmäßigen Passat-

winde, die Land- und Seewinde, die über die weiten Campos streichen, kühlen die Hize der Tropen ab. Ein wesentlicher Grund der Gesundheit des Klimas liegt in dem starken Fall der Gewässer, die bei ihrem raschen Lauf durch die tief eingeschnittenen Thäler niemals die Ufer überschwemmen; es fehlen daher Sümpfe, deren Ausdünstungen die Luft verpesten und gefährliche Fieber erzeugen könnten.

Mit den angrenzenden Provinzen, die in folgender Reihe um Minas herumliegen: Pernambuco, Bahia, Espirito Santo, Rio de Janeiro, San Paulo und Goyaz, sind die Verbindungen bisher sehr mangelhaft gewesen; sämmtlicher Waarenverkehr geschah, die unbedeutende Flußschifffahrt auf kleinen Booten abgerechnet, auf Maulthieren. Aber troz dieser Abgeschiedenheit des Binnenlandes Minas von der übrigen Welt hat dasselbe doch wegen seiner großen natürlichen Reichthümer von allen Provinzen Brasiliens die stärkste Bevölkerung, die schon seit Jahren eine Million überschritten hat und in zehn Jahren, von 1845—1855, sich verdoppelt hat. Wie wird erst diese Bevölkerung anwachsen, wenn die in Arbeit genommenen Verbindungswege, zuerst die große Heerstraße an den Mucury und später die Eisenbahn nach Rio Janeiro, erstellt sein werden! Es ist in Minas noch Plaz für viele Millionen Bewohner; denn jezt kommen auf die Quadratmeile noch kaum hundert Seelen, während z. B. auf dem gleichen Flächenraum in der am dichtesten bevölkerten Provinz Brasiliens, Rio de Janeiro, etwa 1230, und im schweizerischen Kanton Appenzell Außerrhoden, welch gewaltiger Unterschied! zehntausend Menschen wohnen. Ungefähr der fünfte Theil der Provinz Minas ist noch gar nicht in Besiz genommen und wird noch ausschließlich von den herumschweifenden Indianern benuzt. Die bemerkenswerthesten darunter sind die Botocudos in den Urwäldern auf der Ostseite der Provinz und die Coroados, welche schon etwas aus ihrer Wildheit herausgetreten sind. Ferner halten sich in den Ein-

öden von Minas Purisindianer auf, die alten Feinde der Botocudos und Coroados, theils noch wild, theils in Aldeas vereinigt. Endlich hat hier der Ueberrest der einst in der Provinz Bahia mächtigen Nation der Camacans eine Zufluchtsstätte gefunden. Unter den der Kolonisation offen stehenden unbesezten Staatsländereien dürften namentlich die an die Mucury=Kolonie sich anschließenden, weit ausgedehnten Streken an der Grenze der Provinz Espirito Santo eine besondere Beachtung verdienen. Sie sind von trefflicher Beschaffenheit, und der feinste Kaffee Brasiliens ist es, der hier sowie Zuker und Baumwolle gedeiht. Fernere große zusammenhängende Streken finden sich an den Flüssen Santo Antonio, Doce, Verde, Tetaes, Pinduca u. s. w.

Die Sklavenbevölkerung der Provinz verhält sich zur freien Bevölkerung etwa wie 1: 4; d. h. es gibt in Minas viermal so viel Freie als Sklaven und die Arbeit ist also sehr überwiegend in den Händen der Weißen, wie dieß überhaupt in Südbrasilien der Fall ist.

Die Hauptstadt der Provinz ist Imperial Cidade do Ouro Preto, d. h. die kaiserliche Stadt vom schwarzen Golde, ein Name, den sie von Pedro I. bei Gelegenheit seiner Erhebung auf den kaiserlichen Thron von Brasilien statt des frühern Villa rica erhielt. Sie liegt am Fuße der Serra Mantiqueira, in der Nähe des Jtacolumi, zum Theil auf der Spize und zum Theil am Abhange eines hohen Berges erbaut und vom Ribeirao do Carmo durchflossen, berühmt wegen der Menge Goldes, die dieser Fluß geliefert hat. Sie hatte früher eine Bevölkerung von 30,000 Seelen, die jedoch seit der Abnahme des Goldertrags sich bedeutend vermindert hat, ist aber immer noch eine lebhafte Handelsstadt und besizt eine Goldschmelze und eine Münze. Die Umgegend ist unfruchtbar: die gute Erde ist von den ehemaligen Goldsuchern größtentheils weggewaschen worden. — Marianna, Stadt unweit von Ouro preto mit einem prächtigen bischöflichen Palaste und 5000 Einw. — Villa do Principe, jezt Cidade do Serro ge-

nannt, Hauptstadt der gold- und diamantenreichen Gemarkschaft Serro Frio, hat eine Goldschmelze und 5000 Einw. — Tejuco, jezt Cidade Diamantina genannt, Hauptort des Diamantendistrikts, in einem Engpasse des Serro Frio und auf dem Abhange eines Berges, hat 6000 Einw. — Villa de Nosso-Senhor de Bom Successo das Minas Novas do Arassuahy (ein kräftiges Beispiel eines brasilianischen Namens), abgekürzt Minas Novas, auch Villa do Fanado genannt, Hauptstadt der Comarca do Giquitinhonha. Die Gegend erzeugt sehr schöne Baumwolle und es gibt hier ansehnliche Webereien. Die beiden Gemarkschaften do Serro Frio und do Giquitinhonha haben zusammen gegen 100,000 Einwohner in vier Städten und etwa fünfzig Dörfern und liegen im Nordosten der Provinz. — Sabara, Stadt in einem weiten, von Bergen umsäumten Thale, am goldreichen Rio das Velhas, einem Quellenflusse des San Francisco, ist hübsch gebaut, der Mittelpunkt vieler Goldwäschereien und hat eine Goldschmelze und 9000 Einw. In der Umgegend wird Waizen gebaut, ein Zeugniß des gemäßigten Klima's. — Paracatu, ehemals durch reiche Goldminen berühmte Villa, wie die Stadt Cahyté, die als Denkmal ihrer frühern Wichtigkeit eine der schönsten und größten Kirchen Brasiliens besizt, jezt aber nur noch etwa 4000 Einw. zählt. — Die folgenden vier Ortschaften liegen im südlichsten Theile von Minas: Barbacena, Stadt auf einer Hochebene in einer offenen Gegend mit schönen Campos, hat 6000 Einw. — San Joao del Rey, Villa auf beiden Seiten des Tejuco, eine halbe Stunde vom Rio das Mortes, freundlich gebaut, hat Goldwäsche und 7000 Einw. — Campanha (da Princeza), Villa, bemerkenswerth wegen ihrer Goldwäscherei und Goldminen. Die lezten beiden Ortschaften sind besonders berühmt wegen des angenehmen und gesunden Aufenthalts daselbst. — Villa San Jose liegt eine Stunde von San Joao del Rey am Rio das Mortes, der das reinste

Gold von Minas führt. Die dortigen Goldbergwerke werden von einer englischen Gesellschaft ausgebeutet. — Congo Soco ist das größte Goldbergwerk der Provinz, liegt etwa 40 Stunden nördlich von Ouropreto und wird ebenfalls von englischen Unternehmern bearbeitet.

Am östlichen Abhange des Hochlandes von Minas Geraes gegen Espirito Santo liegt die deutsche Kolonie Saxonia, auch Mucurykolonie genannt. Folgendes ist die Geschichte ihrer Entstehung. Im J. 1847 wurde nach vorhergegangenen gründlichen Untersuchungen über die Schiffbarkeit der Flüsse von Espirito Santo, welche geeignet schienen, dem Verkehr von Minas einen Wasserweg nach dem Meere zu eröffnen, unter dem Namen Mucury-Compagnie eine Gesellschaft gegründet und von der Regierung und Nationalversammlung bestätigt. Die Gesellschaft, an deren Spize die geachtete Familie Ottoni steht, verpflichtete sich, eine regelmäßige Schifffahrtsverbindung auf dem Mucury, der, obwohl einer der kleinern Flüsse, sich doch hiezu am passendsten zeigte, zu erstellen und überdieß von Santa Clara, dem Punkte, bis zu welchem die Dampfschiffe auf dem Mucury gelangen können, zwei Straßenzüge zu erbauen, den einen nach Minas Novas, den andern nach der Stadt Serro. Dagegen erhielt die Gesellschaft das Privilegium des Transportes sämmtlicher Güter von Rio de Janeiro bis Minas Novas unter der Bedingung eines die Hälfte des früher üblichen nicht übersteigenden Frachtpreises und als weitere Begünstigung den Erlaß der von der Provinz erhobenen Eingangs- und Ausfuhrzölle. Ursprünglich bloße Handelsgesellschaft sah aber die Compagnie bald die Vortheile einer gleichzeitigen Kolonisation derjenigen Gegenden ein, durch welche sie Straßen zu bauen verpflichtet war. Sie erwarb sich daher von der Regierung dem Ländereivertheilungsgesez gemäß einen Streifen Landes zu beiden Seiten der Straßenzüge und im Mittelpunkt der ganzen von ihnen durchschnittenen Gegend ein zusammenhängendes, zehn Quadratmeilen großes Stük. Hier gründete sie auf einer schönen Hochebene

den Hauptort Philadelphia und ist damit beschäftigt, die nöthigen Vorrathshäuser und andere öffentliche Gebäude, wie Kirche und Schule zu erbauen. Ein Theil des Landes wird für diese öffentlichen Anstalten vorbehalten, der übrige zu der Gemeinde Philadelphia gehörige Boden zu ein Milreis der Morgen an Kolonisten verkauft, und der Rest für Zweke der Gesellschaft verwendet. Philadelphia ist eben so gesund als günstig gelegen, der Boden sehr fruchtbar und der Todos os Santos und der in ihn mündende kleine Fluß Santo Antonio bieten hier Gelegenheit zur Anlegung von allerlei Wasserwerken, wie Sägen, Mühlen u. s. w. Wer ein 283 Morgen großes Stük auf dem Koloniclande der Gemeinde Philadelphia kauft, hat zugleich Anspruch auf einen Stadtplaz von Philadelphia, für den er keinen Kaufpreis, sondern eine kleine jährliche Abgabe von ungefähr drei Thaler (etwas zu 11 Fr.) zu entrichten hat. Die Kolonisten auf dem Lande bilden Dorfgemeinden, welche für die erforderlichen Verbindungsstraßen unter sich zu sorgen haben. Der Kolonist wird uneingeschränkter Eigenthümer des gekauften Grundes und Bodens, worüber ihm nach dessen Vermessung sogleich von der Gesellschaft auf deren Kosten ein gesezlicher Kaufbrief ausgestellt wird, wie auch die Gesellschaft dem Kolonisten den Vollgenuß seiner bürgerlichen Rechte und Freiheiten garantirt. Die Gesellschaft gewährt zur Begründung einer deutschen Schule 150,000 Quadratbraças Land zum Nießbrauch für den Schullehrer, und wenn die Zahl der Einwohner tausend beträgt, in den ersten sechs Jahren 600 Milreis als Beitrag zur Besoldung eines Geistlichen von der Konfession, zu welcher sich die Mehrzahl der Kolonisten bekennt. Wenn auch die Gesellschaft den Kolonisten unbedingte Handels- und Gewerbefreiheit zusichert, so hält sie doch zur Bequemlichkeit der Kolonisten zu Anfang die nöthigsten Lebensbedürfnisse, Akergeräthe, Werkzeuge, Samen und Zuchtthiere zum Verkauf bereit, ohne sich ein Monopol anmaßen zu wollen, wie sie sich auch verpflichtet, den Transport der Produkte der Kolonisten von Philadel-

phia nach Rio für den möglichst geringen Kostenbetrag zu vermitteln und für die erste Zeit nach der Ankunft der Kolonisten in der Weise Sorge zu tragen, daß dieselben bis zu hundert Tagen Beschäftigung im Walde oder an Wegebauten und für den gleichen Lohn zu fordern berechtigt sind, welchen die brasilianischen Arbeiter erhalten. Der Kolonist hat die Auswanderungskosten bis Rio de Janeiro aus eigenen Mitteln zu bestreiten und jede Familie muß nach Abrechnung der Ueberfahrtskosten nachweisen, daß sie mindestens noch 200 Milreis baar besizt, wobei ihr jedoch auch Akergeräthe und andere Werkzeuge zu gute gerechnet werden. Von Rio de Janeiro aus werden die Kolonisten und deren Gepäk bis zu 30 Arroben (zu 32 Pfund) Gewicht kostenfrei nach Santa Clara befördert und ihnen bis zu ihrer Ankunft in Philadelphia die nöthigen Lebensmittel ebenfalls unentgeldlich von der Gesellschaft geliefert; von Santa Clara bis Philadelphia werden die Frauen und Kinder auf Kosten der Gesellschaft zu Wagen gebracht und auf der Kolonie selbst sind für das erste Unterkommen von mehr als dreißig Kolonisten Einrichtungen getroffen, wo diese sich so lange aufhalten können, bis sie sich eigene Wohnungen angeschafft haben. Sogar für den Fall des Eintritts eines unvorhergesehenen Hindernisses in Betreff der Abreise ist für den Kolonisten dadurch gesorgt, daß jeder, ausgenommen Kinder unter 4 Jahren, für jeden Tag des Aufenthalts in der Beförderung 1 Milreis Entschädigung von der Gesellschaft enthält. Der Kolonist kann die Kaufgelder entweder vorausbezahlen, oder in vier jährlichen Terminen in der Weise abtragen, daß die erste Hälfte derselben nach Beendigung der zweiten Mais-Ernte, der dritte Viertheil im dritten, und endlich der lezte Viertheil am Schlusse des lezten Jahres entrichtet wird.

Am 20. August 1855 traf der erste Waarenzug vom Mucury her auf der vorläufig durch den Urwald ausgehauenen Picade in Minas Novas ein und dieses für die Stadt so wichtige Ereigniß wurde mit Freudenschüssen, Beleuchtung und Bekränzung der Häuser und Ball festlich

gefeiert. Seit der Zeit wird rüstig an der Verbesserung dieser Straße gearbeitet, sowie an den übrigen nach Serro und Diamantina und südlich zum Mucury. Magazine, Werkstätten, Häuser für die Beamten und Arbeiter erheben sich in rascher Aufeinanderfolge in Philadelphia, und eine weite Streke Urwald wurde niedergebrannt und mit Lebensmitteln bepflanzt. Zur Vorsicht gegen allfällige feindselige Angriffe der Eingebornen, die sich übrigens ruhig verhalten haben, war gleich Anfangs von der Regierung ein Militärposten in Philadelphia errichtet worden.

Die Bevölkerung deutscher Zunge auf der Kolonie Saxonia beträgt gegenwärtig etwa 100 Köpfe, von denen gegen vierzig Schweizer sind.

Zweites Kapitel.

Die Provinz Rio de Janeiro.

Die Provinz Rio de Janeiro wird im Norden von den Provinzen Espirito Santo und Minas Geraes, im Westen von San Paulo, im Osten und Süden vom atlantischen Ozean begrenzt. Sie liegt noch ganz in der heißen Zone; der Wendekreis des Steinboks geht nahe bei ihrem südlichsten Punkte vorbei. — Ihre Oberfläche ist gebirgig und, den angebauten Boden abgerechnet, größtentheils mit Urwald bedekt; Campos gibt es im Norden der Provinz und im Westen gegen San Paulo hin; doch sind sie hinsichtlich ihrer Ausdehnung mit den unübersehbaren Grasflächen von Minas Geraes, San Paulo, Parana und Rio Grande do Sul nicht zu vergleichen. Vom Küstengebirge, Serra do Mar, welches sich von Südwest nach Nordost der Länge nach durch die Provinz zieht, wird diese in zwei Theile getrennt, einen südlichen mit wenig bedeutenden Küstenflüssen und einen nördlichen, welchen der Parahyba do Sul durchströmt. Dieser Fluß

kommt aus San Paulo und ergießt sich bei der Villa de San Joao in's Meer; sein Lauf ist wohl hundert Meilen lang. — Zu der Serra do Mar gehört auch das sonderbar aussehende Orgelgebirge, Serra dos Orgaos, im Nordosten der Residenzstadt, eine mannigfaltig durchschnittene, zu steilen, den Orgelpfeifen ähnlichen Spizen aufsteigende Bergreihe. An der nordwestlichen Grenze reicht die Serra de Mantiqueira in die Provinz herein. Das Vorgebirge Cabo Frio ist bemerkenswerth als äußerste Ostspize des südlichen Theils von Brasilien, von der aus sich die Küste nach Norden und nach Westen wendet.

Die Gebirgsgegenden abgerechnet, ist im Allgemeinen das Klima der Provinz Rio de Janeiro durchschnittlich heißer, als das von Minas Geraes, jedoch ebenfalls gesund, einige tiefe feuchte Thäler und sumpfige Oertlichkeiten in der Nähe der Meeresküste ausgenommen. Entfernt man sich aber von diesen aus nur einige Meilen bis zu den Abhängen des Küstengebirges, so wird hier das Klima schon zuträglich, sogar für europäische Familien, die Akerbau treiben.

Die Bodenerzeugnisse sind, mit Ausnahme der höhern Gebirgsgegenden, die gewöhnlichen der wärmeren Provinzen; der Plantagenbau auf Kaffee und Zuker nimmt die erste Stelle ein. Hervorragend vor den meisten Provinzen ist aber die Industrie, welche sich mit der Verarbeitung der Produkte des Thier-, Pflanzen- und Mineralreiches beschäftigt. Nach dem Berichte einer amtlichen Kommission über den Bestand der brasilianischen Industrie gab es schon im J. 1853 in der Provinz Rio de Janeiro folgende Fabriken und Werkstätten, von denen weitaus die meisten in der Hauptstadt und deren nächster Umgebung: 8 Tabak- und 120 Cigarrenfabriken (wahrscheinlich das bedeutende Tabaksgeschäft in Brasilien ist das des reichen Schweizers Meuron in Bahia und Rio de Janeiro), neben mehrern kleinern 4 größere Baumwollspinnereien und Webereien, 2 größere Leinwandmaschinen, 6 bedeutende Gerbereien, 12 größere Sattlereien, 36 Talglichter-

fabriken in der Hauptstadt allein, zahlreiche Töpfereien, 3 große Eisenschmelzen, von denen eine der bedeutendsten die Fabrik Ponta da Area ist, welche gleichzeitig einen sehr bedeutenden Schiffsbau betreibt und leztes Jahr 411 Arbeiter, darunter 164 Fremde, 117 Brasilianer und 130 Sklaven beschäftigte. In der Hauptstadt gab es 46 Schmieden und Schlossereien, 5 Waffenschmiedewerkstätten und 18 Werkstätten von Maschinenbauern; — mancher anderen in dem Berichte aufgeführten minder wichtigen oder weniger zahlreich vertretenen Gewerbe nicht zu gedenken. Neuere Nachweise über die brasilianische Industrie stehen uns leider nicht zu Gebot; es ist aber nichtsdestoweniger Thatsache, daß dieselbe in den lezten drei Jahren sehr bedeutend zugenommen hat, sowie der bei weitem wichtigere Handel.

Was wir im vierten Kapitel des ersten Hauptabschnittes über die Mannigfaltigkeit der Bevölkerung Brasiliens gesagt haben, das gilt ganz besonders von der Provinz Rio de Janeiro. In den Straßen der Hauptstadt begegnet man Menschen von allen Farben. Christliche Indianer, Caboclos, die sich allmälig mit den Brasilianern vermischen, gibt es ziemlich viele in der Provinz; wilde, vom Stamme der Puris, nur noch wenige am obern Rio Muriahé, einem von der Grenze von Minas Geraes kommenden Zuflusse des Parahyba.

Rio de Janeiro (eigentlich San Sebastiao de Rio de Janeiro), die Hauptstadt des ganzen Reiches, Residenz des Kaisers, Siz eines Bischofs und Versammlungsort der Generalversammlung, liegt eine Stunde vom Eingange des Hafens entfernt, zum Theil auf einer erhabenen Landzunge, der größere Theil aber dehnt sich über die Ebene aus, die sich am Ufer der gleichnamigen malerischen Bay und am Fuße der Berge hin erstrekt, welche die schöne Landschaft umsäumen. Die Stellung dieser Berge um Rio Janeiro herum bewirkt, daß das Klima im Sommer sehr heiß ist, viel heißer als das des 10 Grade nördlicher liegenden Bahia, weil der

Zutritt erfrischender Winde dadurch beeinträchtigt ist. Die Stadt ist eine Stunde lang und hat zwar gerade, sich in rechten Winkeln durchschneidende, mit Trottoirs versehene, aber größtentheils schmale Straßen, worunter die Hauptstraße, Rua de Direito genannt, eine der schönsten und breitesten ist. In dieser stehen das schöne Gebäude der Bank, das große Zollhaus und die kaiserliche Kapelle. Die Rua do Ouvidor zeichnet sich besonders durch ihre reichen Kaufläden aus und ist täglich von sechs bis neun Uhr Abends der Versammlungsort der schönen Welt. Rio zählt viele prächtige Häuser; indessen ist gerade der kaiserliche Palast, auf einem vierekigen mit einem Obelisken gezierten Plaze, ein ziemlich unansehnliches Gebäude. Es befinden sich in der Stadt fünf Klöster und fünfzig Kirchen und Kapellen, von denen die neue Domkirche die schönste ist. Andere bemerkenswerthe Gebäude und Anstalten sind: ein Seearsenal, eine öffentliche Bibliothek mit 70,000 Bänden, eine Militärakademie, eine Akademie der schönen Künste, eine medizinische Schule, ein Priesterseminar, eine Marineakademie und Marineartillerieschule, ein großes Lyzeum oder Kollegium, eine Münze, das große Krankenhaus Misericordia, das von barmherzigen Schwestern bedient wird und mit dem ein Irren- und Findelhaus verbunden ist, Sternwarte, Börse, Theater, Museum und ein sehenswürdiges Naturalienkabinet. Ein herrlicher Bau, eine vier Stunden lange Wasserleitung aus zwei Reihen Bogen bestehend, von denen die untere 42 Bogen hat, führt das Wasser von dem Berge Corcovado über ein reizendes Thal zu einem nahe bei der Stadt gelegenen Behälter, aus welchem alle Brunnen unterhalten werden. Am Meere entlang zieht sich ein schöner öffentlicher Spaziergang, Passeio publico genannt, zu dessen Reizen eine Anpflanzung merkwürdiger Gewächse nicht wenig beiträgt. Der eigentliche botanische Garten liegt aber drei Stunden von der Stadt. Es werden in ihm namentlich viele tropische Frucht- und Gewürzbäume gezogen, die sonst in

Brasilien nicht einheimisch sind; besonders gedeihet der Brodfruchtbaum. Er enthält auch eine ansehnliche Pflanzung von chinesischem Thee. Allenthalben umgeben schöne Landhäuser und Gärten die Stadt. Die Umgegend, bis auf 1½ deutsche Meilen von der Stadt entfernt, ist, wie diese selbst, sehr gut beleuchtet. Rio de Janeiro hat einen der besten und geräumigsten Häfen der Welt. Er wird durch viele Forts und Festungswerke vertheidigt. Zu beiden Seiten seines schmalen Einganges stehen zwei nakte, mit Festungen gekrönte Granitfelsen. In der Bay liegen mehrere Inseln; eine davon, Cobras, ist ebenfalls befestigt und beschüzt mit ihren Kanonen die Stadt. Der Land- und Seehandel von Rio de Janeiro ist sehr großartig; er ist der Mittelpunkt des ganzen brasilianischen Verkehrs. Alle zivilisirten Nationen der Erde haben zahlreiche Vertreter unter dem dortigen Handelsstand. Von den dreimalhunderttausend Einwohnern sind etwa sechszigtausend Ausländer; viele Deutsche und Schweizer befinden sich darunter. Sie haben Hülfsgesellschaften gegründet, welche armen Landsleuten ihre Wohlthaten spenden. Die schweizerische besizt einen Fond von etwa 90,000 Franken. Wie der Handel, so blühen auch die Künste und Gewerbe. Zu nennen sind außer den oben erwähnten noch die Juweliere und Diamantschleifer und von industriellen Geschäften die Segeltuch- und Zukerfabriken und die Wallfischthransiedereien. Auch in Wissenschaft und Bildung eifert Rio de Janeiro den großen europäischen Städten nach; es gibt gelehrte Gesellschaften, wie z. B. das historisch-geographische Institut, von dem auch der Kaiser Mitglied ist. Die Presse behauptet eine hervorragende Stellung; man hat täglich erscheinende, gut redigirte Zeitungen, so groß wie die Times. Das Theater weist namhafte Künstler auf. Außer dem Nationaltheater gibt es auch eine französische und eine italienische Oper. — Eine Legoa von der Stadt liegt das kaiserliche Lustschloß San Christovao mit großartigen landwirthschaftlichen Anlagen, einer Stuterei und einer sogenannten Schwei-

zerei; und eine Stunde von der Stadt die große kaiserliche Pulverfabrik. — Nitheroy, oder Praia Grande, gegenüber von Rio de Janeiro, am Ufer der Bay, ist der Siz der Provinzialregierung und hat bedeutende Eisengießereien. — Cabo Frio, Stadt einige Stunden vom gleichnamigen Vorgebirge, auf der Südseite des Sees Araruama gelegen, mit einer sehr schönen Kirche, einem Hafen und einer großen Salzraffinerie. — Die Campos dos Goaytakazes sind eine der bestbevölkerten und fruchtbarsten Gegenden Brasiliens. Sie liegen am untern Lauf des Parahyba. In ihrem Bereiche liegt der größte Landsee der Provinz Rio de Janeiro, Namens Feia, der etwa vier Meilen lang und etwas weniger breit ist und dessen Abfluß bei Campos in den Parahyba fällt. Die Pflanzer von Goaytakazes gelten als sehr reich; es gibt welche, die 1500 Sklaven besizen. Das Haupterzeugniß ist der Zuker, der den Ruf des besten in Brasilien hat. Außerdem wird viel Kaffee und Baumwolle gepflanzt. In Folge dieses Produktenreichthums und der bedeutenden vermöglichen Bevölkerung ist der Hauptort der Gegend, die Stadt San Salvador dos Campos dos Goaytakazes, gemeiniglich Campos genannt, ein lebhafter Handelsplaz. Sie hat schöne, regelmäßige, gepflasterte Straßen, acht Kirchen und etwa 8000 Einw. Bis hieher können ziemlich große Seeschiffe den Parahyba hinauffahren; weiter oben aber stellen zahlreiche Inseln, Untiefen, Felsen und Stromschnellen der Schifffahrt Hindernisse entgegen. Was dadurch dem Parahyba an Brauchbarkeit für den Verkehr abgeht, das gewinnt er an Schönheit. Besonders San Fidelis liegt in einer sehr malerischen Gegend an seinem rechten Ufer. — Valença, anmuthig in einem Thale einige Stunden nördlich von Parahyba gelegen, baut viel Kaffee. — Ebenso die Gegend von Rezende, einer hübschen Stadt mit schöner Brüke. Rezende ist die oberste Stadt am Parahyba, so weit er durch die Provinz Rio de Janeiro fließt. — Angra dos Reys oder Ilha grande, Villa und Hafenort an der

Bay von Angra, treibt einen bedeutenden Handel und zählt 4000 Einw. — Paraty, ansehnliche Villa an der Angrabai, mit einem Hafen. — Ilha grande und Marambaya, zwei bewohnte, vor der Angrabai gelegene Inseln, von denen die erstere viel Kaffee baut. — Vallao dos Veados (Hirschthal), ist eine von der „Gesellschaft zur Bekämpfung des Sklavenhandels und Beförderung der Kolonisation" im J. 1847 gegründete Kolonie, die aber erst seit neuester Zeit allmälig aufkommt. Sie liegt 3½ Legoas von der Stadt St. Fidelis und zählt 3—400 Kolonisten, ein buntes Gemisch von sieben Nationen, darunter aber nur wenige Deutsche, mehr als die Hälfte sind Portugiesen. Die Gesellschaft gibt den Kolonisten alles zur Ansiedlung Nöthige auf Kredit, errichtet die Wohnungen und schlägt auf jeder Pflanzung die Hälfte des Waldes; dagegen verpflichten sich jene, die für sie gemachten Auslagen binnen drei Jahren zurükzubezahlen, wofür die Liegenschaft als hypothekarische Sicherheit dient und außerdem ein Pachtgeld von 1 Real für die Quadratbraça Landes zu entrichten.

Von den deutschen und schweizerischen Kolonien der Provinz Rio de Janeiro ist die älteste

Neu-Freiburg, Novo Fryburgo. König Johann VI. faßte im J. 1818 den Plan, eine katholische Schweizerkolonie zu gründen, welche insbesondere den Zwek haben sollte, seinen brasilianischen Unterthanen als Muster und Vorbild für eine verbesserte Betreibung der Landwirthschaft zu dienen. Mit der Ausführung des Planes wurde der berüchtigte Gatschet betraut. Er sollte nicht mehr als 1500 Schweizer, aber lauter tüchtige, des Landbaues kundige Leute für die neue Kolonie auswählen. Statt dessen warb er nicht nur in der Schweiz, zumal im Kanton Freiburg und im bernischen Jura, sondern auch in Deutschland und Holland, über zweitausend Köpfe zusammen, worunter eine Menge arbeitsscheues Gesindel. In Holland wurden sie eingeschifft. Da die Schiffe weder auf eine so große Anzahl Leute berechnet, noch hinlänglich verproviantirt waren, so

brachen auf der Ueberfahrt Krankheiten aus, die Viele wegrafften. Als im J. 1819 noch 1682 Köpfe auf dem Kolonielande ankamen, waren erst mangelhafte Vorbereitungen zu ihrer Aufnahme getroffen. Ein großer Fehler war auch, daß man den Kolonisten zur Bestreitung ihres Unterhaltes baares Geld bezahlte, das die Liederlichen in den von Spekulanten schnell errichteten Kneipen verpraßten. Krankheiten waren wieder die Folge dieser Unregelmäßigkeiten. Manche von den Bessern ließen sich, um der herrschenden Unordnung zu entgehen und da auch der Boden von Neu-Freiburg sich als weniger fruchtbar erwies, anderswo auf bessern Ländereien nieder, z. B. in dem unfern gelegenen Canta-Gallo, wo Manche durch Kaffeebau wohlhabend, ja reich geworden sind. Im J. 1825 hatten schon nicht weniger als 645 Kolonisten Neu-Freiburg verlassen. Ein frischer Zuwachs war indessen im Jahr vorher der Kolonie durch 342 neu eingewanderte Deutsche zugekommen. Die Regierung verwendete im Ganzen etwa 3½ Millionen Gulden auf diese ihre Schöpfung, allerdings eine unverhältnißmäßig große Summe; indessen ist der dadurch erzielte Erfolg doch, wenn auch unter den anfänglich gehegten Erwartungen stehend, ein keineswegs unbedeutender und die Ausgaben würden sich belohnt haben, wenn eine bessere Lage für die Kolonie gewählt worden wäre. Jedenfalls hat die Unternehmung dem Lande den Gewinn gebracht, daß dadurch in einer Einöde ein Mittelpunkt für eine weitere Kolonisation entstanden ist, von dem aus manche blühende Niederlassungen gegründet worden sind und noch fortwährend errichtet werden. Von den Schweizern bei Canta-Gallo, welcher Ort nördlich von Neu-Freiburg liegt, haben wir schon gesprochen. Zwei Stunden von Canta-Gallo und sechs von Neu-Freiburg liegt die hübsche Niederlassung Penna zu beiden Seiten des gleichnamigen Flüßchens, die ebenfalls von Neu-Freiburgern Anfangs der Zwanzigerjahre angelegt wurde. Später kamen noch, wie in Canta-Gallo, Genfer und Waadtländer dazu; alle befinden sich im Wohlstande. Eben so zahlreiche schweizerische Ansiedlungen finden wir

in östlicher Richtung von Neu-Freiburg im obern Theile des Macahéthales. Die romantische Geschichte ihrer Entstehung mag hier an ihrem Plaze stehen.

Der Macahéfluß entspringt 20 Stunden von Neu-Freiburg, fließt aber in einer Entfernung von acht Stunden daran vorbei. Sein Gebiet zerfällt in drei Theile: Ober-Macahé, Cachoeiras (Wasserfälle) und Unter-Macahé. Die beiden ersten, die jezt von sehr wohlhabenden Schweizern, Deutschen, Franzosen und Engländern bewohnt sind, waren zur Zeit der Gründung und ersten Jahre von Neu-Freiburg noch eine völlige Wildniß; im untern hingegen, wo das Städtchen Macahé liegt, gab es brasilianische Pflanzungen. Im J. 1823 hatte man hier Spuren von Buschnegern, deren Wohnort man im obern Thale vermuthete. Als dieß in Neu-Freiburg bekannt wurde, beschloß der Major C. Sinner von Bern, mit 15--20 Mann, von einem der Gegend kundigen Mulatten geführt, die Maronneger in ihrem Schlupfwinkel aufzusuchen. Nachdem die Schaar sich drei Tage lang unter großen Beschwerden durch den Urwald gearbeitet hatte, mußte sie unverrichteter Sache wieder umkehren. Ein zweiter Versuch gelang besser. Bevor man nach einem abermaligen Marsche von drei bis vier Tagen die Hütten der Neger entdekte, hatte ein Schweizer das Unglük, in eine von den Verfolgten gelegte Falle zu gerathen und sich den einen Fuß zu durchbohren. Das Dörfchen, das mit einer Art Stampfe von kleinen Feldern umgeben war, wurde umzingelt; die Buschneger, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, wollten sich zur Wehre sezen, ergaben sich aber, nachdem im raschen Angriff der Weißen zwei Neger erschossen worden. Ihr Häuptling, den Tod der Gefangenschaft vorziehend, schnitt sich in seiner Hütte den Hals ab. — Die Schweizer, denen die schöne Gegend gefiel, nahmen sie in Besiz und auf der Stätte, wo die Hütte des Buschnegerhäuptlings gestanden hatte, erbaute sich Marchon, ein ehemaliger Schulmeister aus dem Kanton Freiburg, sein Haus und legte eine Pflanzung an, die heute über 200,000 Franken werth ist. Dieses Gut ist noch nicht

das bedeutendste am Macahé. Alle Ansiedler, welche damals arm dort ankamen, denn es waren sämmtlich Neu-Freiburger, sind jezt reich und bilden neben Santa-Gallo und Penna eine derjenigen ältern Ansiedlungen Brasiliens, wo das gesellschaftliche Leben am angenehmsten ist.

Gegenwärtig zählt die Kolonie Neu-Freiburg außer mehreren brasilianischen Familien etwa 15 – 1600 Einwohner, wovon ungefähr $^3/_5$ Schweizer und $^2/_5$ Deutsche. Sie besteht aus dem Städtchen Neu-Freiburg, drei kleinen Vorstädten und etwa 20 ländlichen Ansiedlungen bis auf zwei Legoas Entfernung. Die Gegend ist stark bewaldet, uneben und an manchen Orten felsig und unfruchtbar. Sie ist so hoch gelegen, daß Bananen und Kaffee nicht mehr recht gedeihen. Die Anpflanzung von Mais, Bohnen und allerlei europäischen Gemüsen und Viehzucht sind die Hauptbeschäftigung der Einwohner. Ein anderer wesentlicher Erwerbszweig ergibt sich ihnen aus dem zeitweisen Aufenthalt von Sommergästen, besonders aus der Residenzstadt. Eine wohlgeleitete Erziehungsanstalt für Knaben wird stark besucht. Im Ganzen hat das Städtchen ein ziemlich ärmliches Ansehen. Gibt es auch manche wohlhabende Leute da, so fristen doch mehrere nur ein kümmerliches Dasein. Die schweizerische Hülfsgesellschaft in Rio de Janeiro legt für Arme, Waisen und Greise in Neu-Freiburg in einzelnen Jahren Fr. 3000 bis 3600 aus. Freilich mögen unter diesen von der edelmüthigen Gesellschaft Unterstüzten viele Unwürdige sein; denn es läßt sich denken, daß der Samen, den Gatschet in die Erde von Neu-Freiburg gebracht, nicht die besten Früchte getragen hat. Der Boden von Neu-Freiburg ist nicht schuld an dem Siechthum der Kolonie; denn es gibt da immerhin noch genug fruchtbares Erdreich, um eine doppelt so große thätige Bevölkerung zu ernähren. Hingegen fehlt es einmal den Einwohnern an Fleiß und Betriebsamkeit und für's andere mangeln taugliche und leichte Verbindungswege mit Rio. Sind leztere erstellt, ein thätigeres Geschlecht herangewachsen und neue lohnende Nahrungszweige eingeführt (der Theebau hat z. B. sehr günstige

Aussichten), so kann wohl auch Neu-Freiburg zwar nicht zu großer Blüthe, aber doch zu besserem Gedeihen gelangen.

Pedropolis ist dem Alter nach die zweite (der Bevölkerungszahl nach die erste) der Kolonien in der Provinz Rio de Janeiro. Sie hatte in der Entstehung nicht mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen, wie Neu-Freiburg, oder dieselben machten sich wenigstens nicht so fühlbar, Dank der Thätigkeit und Einsicht des Mannes, dem die Leitung der von ihm selbst entworfenen Unternehmung übertragen war. Dieser Mann war der seither verstorbene Major Köhler. Seinem kräftigen Geiste gelang es, die Ordnung unter den 2400 deutschen Kolonisten aufrecht zu erhalten, die, von der Provinzialregierung bestellt, im Juli 1845 auf einmal ankamen, ehe noch die Vermessungen vollendet und für hinlängliches Obdach so Vieler auf der Kolonie gesorgt war. Doch es ging rasch vorwärts und bald konnten die Meisten, die vorerst in mehreren Orten an der Bai von Rio warten mußten, in der neuen Stadt untergebracht werden. Den Kolonisten wurde Arbeit an den öffentlichen Bauten angewiesen, den verheiratheten zu 1200, den unverheiratheten zu 1000 Reis täglich. Für die Kosten der Ueberfahrt von Europa sollten den Leuten Abzüge vom Lohn gemacht werden, was aber, wenigstens in den ersten Jahren, nicht geschehen ist. Jeder Familienvater bekam ein Stük Land von 50 Klafter Breite und 100 Klafter Tiefe umsonst (später wurden, von der Ortschaft Pedropolis etwas weiter entfernt, auch größere Kolonien, von 72 Klafter Breite und 200 Tiefe, vertheilt), daneben achtjährige Abgaben- und Militärdienstfreiheit. Die Kolonie umfaßt mehrere Thäler, die fast alle bei der Stadt Pedropolis ausmünden. Sie liegt auf der Serra d'Estrella, 2200 Fuß über dem Meere und rechts und links von ihr erheben sich noch die Orgelberge 4000 Fuß hoch. Bei dieser Lage ist der Unterschied des Klima's von der benachbarten Reichshauptstadt, die in wenigen Stunden erreicht werden kann, sehr auffallend. In Pedropolis wollen

Kaffee und Zuker schon nicht mehr gedeihen, während alle europäischen Früchte auf das Beste fortkommen. Wegen ihrer kühlern Luft ist denn auch die Kolonie ein beliebter Erholungsort für die Bewohner Rio's, welchen es die Umstände erlauben, in den ermattend heißen Sommermonaten die Stadt zu verlassen. Zahlreich sind die Landhäuser der Fluminenser, wie man bisweilen die Einwohner von Rio de Janeiro nennt. Das hervorragendste Gebäude ist aber das Lustschloß des Kaisers, dessen zeitweiliger Aufenthalt ebenfalls viele Gäste herbeizieht. So fehlt es den Kolonisten nicht an leichtem und lohnendem Absaz ihrer Produkte und sonst an allerlei Verdienst, namentlich finden Bauhandwerker und Taglöhner Arbeit an den zahlreichen öffentlichen und Privatbauten. Es wohnen auch sonst allerlei Professionisten in dem Städtchen. Eine der wenigen Bierbrauereien, die Brasilien aufweist, ist in Pedropolis und macht gute Geschäfte. Wirthshäuser und Kramladen gibt es eine Menge, daneben auch drei große Handelsmagazine. Der Akerbau ist dagegen, abgesehen vom Gemüse- und Obstbau, wenig entwikelt, einmal weil Klima und Boden für die in Brasilien gewöhnlichen Kulturpflanzen nicht passen, dann weil die Einwohner mit den oben aufgezählten Beschäftigungen mehr verdienen. Auch sind die einzelnen Kolonien für eine ausgedehnte Landwirthschaft nicht groß genug und ist im Allgemeinen zu wenig ebener Boden vorhanden. Ueberhaupt ist das Kolonieland ziemlich dicht bevölkert und die Einwanderung kann nicht mehr bedeutend werden. Die Anzahl der seßhaften Deutschen in Pedropolis beträgt ungefähr 3000, von denen $^3/_5$ der katholischen und $^2/_5$ der protestantischen Konfession angehören. Im Jahr 1854 hatten sie, ein Beweis der Zuträglichkeit des Klima's und des Wohlbefindens im Allgemeinen, 153 Geburten und 53 Todesfälle. Unter den Deutschen hat sich aber eine beinahe eben so große Bevölkerung verschiedener Nationen, natürlich vorzugsweise der brasilianischen, in Pedropolis angesiedelt und täglich

vergrößert sich das Städtchen. Für Kirche und Schule ist gut gesorgt. Auf Kosten der Provinz sind ein katholischer und ein evangelischer Geistlicher angestellt und werden fünf öffentliche Schulen, drei deutsche und zwei brasilianische, unterhalten. Für Unterstüzung der Kolonisten in Krankheit und Unglüksfällen besteht eine Hülfskasse, die der Kaiser von Zeit zu Zeit reichlich bedenkt und welche überdies durch Lohnabzüge der Kolonisten und durch Beiträge der Verwaltungsbeamten geäufnet wird, und ein Spital, das indessen mehr Auswärtige benuzen.

Außer den beiden, auf freien Grundbesiz gebauten Hauptkolonien Neu-Freiburg und Pedropolis haben wir noch vier deutsche Halbpachtkolonien zu erwähnen, welche sämmtlich im Municipium Valença, im Flußgebiete des Parahyba, etwa 30 Stunden hinter Pedropolis, an der Straße nach Minas liegen. Sie bestehen seit 1852 und heißen:

1) Die Fazenda (Landgut) das Coroas, mit 173 Holsteinern von dem Marquis von Valença angelegt.

2) Independencia, Eigenthum des Herrn Nogueira Valle da Gama.

3) Santa Justa, Eigenthum des Herrn Braz Carneiro Bellens,

4) Santa Roza, Eigenthum des Hrn. Visconde da Baependy.

Die drei leztern zusammen zählten von Anfang an 519 Köpfe, meist Holsteiner und Thüringer, nebst 30 Preußen. Alle vier sind in einem erfreulichen und zufriedenstellenden Zustande, seit Kolonisten und Gutsbesizer sich verstehen gelernt haben; in den zwei ersten Jahren aber fielen zwischen beiden Theilen hie und da Mißhelligkeiten vor, die nun beseitigt sind. Die Veranlassung zum Zwiespalt kam wohl größtentheils von den Kolonisten her. Auf der Fazenda Independencia z. B. machten die Halbpächter die anmaßendsten Forderungen an den Grundherrn, denen er anfangs mit allzugroßer Gutmüthigkeit nachgab, wodurch natürlich die Schuldenlast der Kolonisten bedeutend gesteigert wurde. Die

Männer wollten Portwein trinken, die Weiber in seidenen Kleidern einhergehen. Als endlich die Erfüllung dieser übertriebenen Ansprüche verweigert wurde, gab es Tumult. Indessen bekehrten sich die Kolonisten bald in ihrem eigenen Interesse zur Mäßigung.

Noch eine fünfte Parceriakolonie wurde im J. 1852 gegründet: die Fazenda Martim de Sa im Municipium Paraty erhielt 67 Ansiedler aus Thüringen. Sie stellte sich als ein verfehltes Unternehmen heraus und zwar ebensowohl wegen der für den Kaffeebau nicht passenden Beschaffenheit ihrer Ländereien, als der Untauglichkeit und Trägheit der Kolonisten; merkwürdig genug war unter ihnen auch kein Einziger vom Lande. Schon voriges Jahr hatte der größte Theil der Kolonisten die Fazenda wieder verlassen.

Es sind überhaupt in der Provinz Rio de Janeiro mehrere verunglükte Kolonisationsversuche gemacht worden. Um noch einen solchen anzuführen, der sehr verderblich endete, so siedelte ein Dr. Saturnino de Souza e Oliveira im J. 1847 140 Rheinländer, welche zu den halbverhungert in Rio angekommenen, von dem Hause Delrue in Dünkirchen verloften Auswanderern gehörten, in einem tiefen, feuchten und deshalb ungesunden Thale bei Macahé nahe an der Küste an. Nach acht Monaten waren 23 Kolonisten todt und nicht ein Einziger mehr arbeitsfähig; was entfliehen konnte, zog bettelnd in Rio umher und zerstreute sich dann. Schuld an diesem traurigen Ausgang der Unternehmung war nichts anderes als die schlechte Wahl der Oertlichkeit.

Drittes Kapitel.

Die Provinz San Paulo.

Dieselbe besteht aus dem verhältnißmäßig schmalen Küstenstrich und der weiten Hochebene, die sich von zwei-

bis dreitausend Fuß über das Meer erhebt. Zwischen beiden ganz verschiedenen Landestheilen zieht das in gleicher Richtung wie die Meeresküste von Nordost nach Südwest verlaufende Seegebirge eine natürliche Scheide, gleichsam eine Mauer, an die sich die dahinter liegende Hochebene anlehnt und von der diese nur wenig gegen den Parana abfällt. Mit einem zweiten Hauptgebirge ziert die von Minas Geraes und Rio de Janeiro herabkommende Bergkette Mantiqueira das Hochland von San Paulo und theilt sich hier, indem einer ihrer Zweige zur Serra do Mar verläuft, mehrere andere aber sich zwischen die in nordwestlicher Richtung dem Parana zuströmenden Flüsse hineinschieben. Die auf der Serra Mantiqueira entspringenden Flüsse sind es, welche den größern Theil der ungeheuern, während zwei Jahrhunderten von Brasilien an Europa abgegebenen Goldausbeute geliefert haben. Jezt ist ihr Ertrag an diesem edeln Metall nur noch gering, bis einst ein kunstverständiger Grubenbau eingeführt sein wird.

In Folge dieser Gestaltung des Bodens ist San Paulo reichlich bewässert. Von der Gränze von Rio de Janeiro her kommt der uns schon bekannte Parahyba und bildet einen großen Bogen von 50 Legoas, bis er wieder in die Provinz Rio eintritt. Im Norden und Nordwesten der Provinz fließt der Parana und bildet ihre Gränze gegen Goyaz und Matto Grosso hin. Der Parana, troz seiner Größe wegen mehrerer Wasserfälle nur strekenweise schiffbar, nimmt mit Ausnahme des Parahyba und der unbedeutenden Flüsse des Küstenstriches alle Gewässer von San Paulo in sich auf. Die bemerkenswerthesten sind: der Para oder Rio Grande, Gränzfluß der Provinz San Paulo gegen Goyaz, der in Minas Geraes entspringt, der Tieté und der Paranapanema. Der Tieté, der an der Serra do Mar nicht weit vom Parahyba entspringt, einen Lauf von ungefähr 180 Legoas hat und seinerseits den Sorocaba und Lançoes auf dem linken, den Jundiahy, Capivary und Piraci-

caba auf dem rechten Ufer in sich aufnimmt, hat von Porto Feliz an 36 Wasserfälle, ist sehr fischreich und seine zum Theil sehr steilen Wände sind mit den schönsten Wäldern bedekt. Der Paranapanema entspringt am westlichen Abhang der Höhenzüge bei Itanhaen, fließt westlich vom Tieté in ziemlich gleicher Richtung wie dieser von der Serra do Mar zum Parana und nimmt rechts den Itapetininga, links den Apiahy oder Tabagy auf. Seine Ufer sind flach und größtentheils von Wäldern entblößt. Er ist der vielen Felsen wegen zur Schifffahrt nicht tauglich. Im Allgemeinen sind, wie aus unserer Beschreibung hervorgeht, die wenigsten Binnenflüsse der Schifffahrt förderlich und nur Straßen und Eisenbahnen werden den innern Verkehr der Provinz im großen Maaßstab vermitteln können.

Was das Klima betrifft, so gehört die ganze Oberfläche der Provinz mit Ausnahme des Erdgürtels am Meeresstrande, wo mehr der Charakter der heißen Zone vorwaltet, in das Gebiet der gemäßigten Zone. An dem heißen und feuchten Küstenstrich, der Auswanderern nicht zu empfehlen, übrigens von Brasilianern ziemlich bewohnt ist, herrschen Wechselfieber. Die Hochebene aber ist gesund. In einigen Gegenden ist, wie in manchen Thälern unserer Alpen, der Kropf zu Hause. Auf der Hochebene übersteigt die mittlere Temperatur im Norden nicht 18°, im Süden nicht 14° R. Wärme. Es gibt zwar auch große Strefen weniger fruchtbaren Bodens; im Allgemeinen aber ist die Provinz sehr fruchtbar und erzeugt südeuropäische und tropische Gewächse in seltener Fülle. Von den Ausfuhrartikeln der Provinz sind die ersten Zuker und Kaffee; auch Tabak wird ausgeführt, ferner Reis und eine Menge anderer Lebensmittel. Indigo und Cochenille, Seide-, Bienen- und Schafzucht stehen noch im Hintergrunde, warten aber nur der schaffenden Menschenhände. Das Mineralreich ist auch noch wenig erforscht; Magneteisenstein, Kupfer, Quekfilber, Gold, Edel- und Halbedelsteine sind vorhanden; aber

von einem geregelten Bergbau ist so viel als keine Rede. Ein sehr wichtiger Erwerbszweig der Bewohner ist die Rindvieh- und Schweinezucht und die Maulesel von San Paulo sind berühmt. Auf den weiten Campos (man rechnet ²/₃ offenes Land auf ¹/₃ Wald von der ganzen Oberfläche der Provinz) vermehren sich die Viehheerden unglaublich.

Nach den neuesten, aber noch nicht ganz vollständigen Angaben muß die Bevölkerung eine halbe Million oder etwas mehr betragen. Die Paulisten, wie man die Brasilianer der Provinz San Paulo nennt, sind ein sehr kräftiger und ausdauernder Volksschlag. Ueberall begegnet man den schönsten und stärksten Männergestalten. Ihr Charakter zeigt viel natürliche Offenheit und Gutmüthigkeit und Gastfreundschaft ist einer ihrer hervorstechendsten Züge. Ungefähr der vierte Theil der Provinzial-Bevölkerung besteht aus Sklaven. Die Sterblichkeit unter diesen ist größer, die Anzahl der Geburten verhältnißmäßig geringer, als unter der freien Bevölkerung. Es gibt in San Paulo, ein Zeugniß seines günstigen Klimas, viele alte Leute. Unter den freien Bewohnern werden 240 Menschen im Alter von 90 bis 100 Jahren aufgezählt; unter den Sklaven 65. Unter der Rubrik von 80 bis 90 Jahren stehen 1573 Freie.

Die Provinzialeinnahme beläuft sich jezt auf etwa 800 Contos.

San Paulo besteht gegenwärtig aus 10 Comarcas und 41 Münizipien. Städte gibt es 15 in der Provinz.

San Paulo, die Hauptstadt, liegt beinahe unter dem Wendekreise des Steinbokes, 2400 Fuß über dem Meeresspiegel und eine Legoa vom Tieté. Die Entfernung vom Seehafen Santos beträgt 12 Legoas, von Rio de Janeiro 85 Legoas. Die Stadt zählt etwa 25,000 Einwohner, von denen zwei Dritttheile Weiße sind. Sie ist Siz der Provinzialversammlung, Residenz des Präsidenten und eines Bischofs und mit mehreren Schulen, worunter ein theologisches Seminar

und eine Akademie für die Rechtswissenschaft, ausgestattet. Sie hat ferner einen botanischen Garten, eine bedeutende Bibliothek, drei Spitäler und eine Gewehrfabrik. Das Klima ist vortrefflich. Die schönsten Rosen und Nelken zieren die Gärten. Der vielen Fröste wegen kommen hier Bananen, Apfelsinen und Kaffee nicht mehr recht fort, hingegen für europäischen Obstbau ist das Klima passend. In der Umgebung gibt es viele schöne Landsize. Der zur Stadt gehörende Bezirk ist indessen einer der unfruchtbarsten der Provinz; der Boden eignet sich aber sehr gut für den chinesischen Thee. Handel und Industrie der Stadt San Paulo sind in stetigem Fortschritt begriffen. — Santos, der bedeutendste Seehafen der Provinz, ist eine der ältesten Städte Brasiliens. Schon 1546 war sie unter dem Namen Villa de Sao Vicente bekannt. Sie liegt auf dem nördlichen Rande der Insel Engua-Guazu und ist mit dem festen Lande durch einen zwei Legoas langen, auf Pfeilern ruhenden Damm verbunden; der darunter befindliche Schlammboden ist zur Fluthzeit vom Meere bedekt. Der Aufenthalt in Santos ist nicht gesund. Scherzweise sagt man, es regne dort in jedem Schaltjahre 365mal. Die Stadt hat 7000 Einwohner. Die Häuser sind meist von Stein gebaut. Die Kämmerei, das Arsenal, zwei Spitäler, zwei Kirchen und mehrere Klöster sind die ansehnlichsten Gebäude. Santos steht in unmittelbarer Verbindung mit Europa. Die Einfuhr in Santos, sowohl von einheimischen als fremden Häfen, hat sich vom 30. Juni 1853 bis 1. Juli 1854 auf 7653 Contos, die Ausfuhr auf 7864 Contos gestellt, also eine Gesammtbewegung von 15,517 Contos oder etwa 45 Millionen Franken. Es sind in diesem Zeitraum 86 fremde Schiffe ein- und 87 ausgelaufen, jene von 28,306 und diese von 21,295 bras. Tonnen. Von einheimischen Schiffen sind 117 ein- und 76 ausgelaufen, jene von 19,865, diese von 15,798 bras. Tonnen. Im Jahre 1853—1854 sind 1,671,937 Arroben Kaffee und 339,386 Arroben Zuker ausgeführt

worden. Heute wird die Kaffeeausfuhr nahe an 2 Mill. Arroben betragen. — Seehafen zweiten Ranges, von denen aus die Landesprodukte vorzugsweise nach Rio de Janeiro verschifft werden, sind östlich von Santos: San Sebastiao mit 2000 Einwohnern. Die gleichnamige Insel, die nahe bei der Küste liegt, hat 3000 Einwohner, welche an dort ankernde Schiffe Proviant liefern und sehr guten Tabak pflanzen. Die Insel hat hohe Berge, die eine schöne Aussicht gewähren. — Ubatuba, eine freundliche Stadt in fruchtbarer, besonders viel Kaffee, Tabak, Reis, Bohnen und Mandioca erzeugender Gegend, mit einem guten Hafen an der schönen Bay gleichen Namens. Der ganze Bezirk hat über 7000 Einwohner, unter denen viele Franzosen. — Südwestlich von Santos liegen die beiden noch weniger bedeutenden Seehafen Iguape (Stadt, deren Bezirk über 15,000 Einwohner zählt) und Cananea. — Die beiden Hafen Ubatuba und San Sebastiao dienen gegenwärtig noch, bis die Eisenbahn durch das Flußgebiet des Parahyba erstellt ist, den zahlreichen Plantagebesitzern des obern Parahybathales größtentheils zur Ausfuhr ihrer Produkte nach Rio de Janeiro. Die hauptsächlichsten Ortschaften im Parahybathal, so weit es zu San Paulo gehört, sind: Taubaté, die Hauptstadt dieser Gemarkschaft, zählt mit Inbegriff des ihr zugehörigen Gebietes etwa 12,000 Einwohner. — Bananal, Stadt am rechten Ufer des Parahyba und an der Straße von San Paulo nach Rio de Janeiro, baut viel Zuker und Kaffee und liefert Vieh und Geflügel nach der Residenzstadt. Ihr Distrikt zählt 11,500 Einw. — Areas, in sehr fruchtbarer, wohlbewässerter Gegend an der Grenze der Provinz Rio de Janeiro. — Guaratingueta, Stadt mit 8000 Einwohnern. — Cunha, hochgelegene Ortschaft mit 4000 Einwohnern. Bedeutende Viehzucht. — Pindamonhangaba, Stadt am Parahyba, treibt sowohl Viehzucht als beträchtlichen Plantagenbau. 6000, der Bezirk gegen 15,000 Einwohner. — Jacarehy

und Lorena, Ortschaften am Parahyba. Produktenhandel nach Rio de Janeiro. Jacarehy hat den Rang einer Stadt; sie zählt aber sammt dem Bezirk nur etwas über 6000 Einwohner. — Zwischen dem Parahyba und der Stadt San Paulo liegt die volkreiche und sehr gewerbliche Stadt Mogy das Cruzes unweit vom Tieté. Fabrikation wollener Tücher, Branntweinbrennereien, Plantagenbau, 10,000 Einwohner. — Bragança, nördlich davon, an der Straße nach Minas, in sehr gesunder Gegend, hat sammt dem Distrikt 10,000 Einw. — Die Stadt Campinas mit 6—7000 Einw., der ganze Bezirk mit mehr als 14,000 Einw., in einer großen Ebene, 18 Legoas nördl. von San Paulo, erzeugt besonders viel Zuker und Branntwein. In der Nähe gibt es prachtvolle Urwälder, die immer das Zeichen sehr fruchtbaren Bodens sind. In derselben Gegend, 11 Legoas nordöstlich von San Paulo, liegt Jundiahy, am gleichnamigen Fluße, schon im Jahr 1656 gegründet, fruchtbarer Boden, besonders für Zukerrohr geeignet, Maulthierhandel, etwas Industrie, von der besonders die Verfertigung von Sätteln zu nennen ist. — Itú, Stadt in einem von hohen Bergen umschlossenen Thale, zählt mit ihrem Distrikte 10,000 Einwohner, hat vier Kirchen, treibt bedeutenden Handel mit Maulthieren, Pferden und Rindvieh, erzeugt außerdem viel Zuker und Thee. Eine halbe Legoa westlich von der Stadt ist der große Wasserfall des Tieté und einige Legoas weiter wird der Fluß schiffbar, bietet aber immer noch viele Hindernisse dar. — Porto-Feliz, etwas weiter unten am Tieté, ist der Sammelplaz der Reisenden und Waaren, welche zu Wasser, durch den Tieté, Parana und Rio Pardo, nach Cuyaba in der Provinz Matto Grosso, etwa 520 Legoas von hier, gehen. Großer Viehhandel. Bevölkerung des ganzen Bezirkes 10,000 Einwohner. — Die Stadt Sorocaba, welche etwa 11,000 Bewohner zählt, die zu den wohlhabendsten der ganzen Provinz gehören, ist besonders berühmt durch

ihre großen Viehmärkte. So weit sich das südliche Hochland erstrekt, werden Heerden hieher getrieben. Man nimmt an, daß jährlich im Durchschnitt 70,000 Stük Vieh hier umgesezt werden. Außerdem ist die Lage von Sorocaba sehr vortheilhaft, da die Stadt an der Straße vom Süden nach Minas sowohl, als nach San Paulo liegt und die Gegend ist sehr fruchtbar und zugleich das Klima sehr günstig; die Gewächse der warmen und der gemäßigten Zone werden neben einander gezogen. — Südlich von Sorocaba gegen Parana und bis an den Rand des Seegebirges liegt eine malerisch schöne Gegend, theils offene Campos, theils herrlich bewässertes, fruchtbares Gebirgsland. Sie ist nur spärlich bewohnt und die Bevölkerung treibt fast ausschließlich Viehzucht. Trauben und Pfirsiche gedeihen hier sehr gut. Die Gegend ist etwas goldhaltig, doch nicht lohnend genug, um auf dieses Metall zu arbeiten. Früher wurde an einigen Stellen z. B. in Apiahy viel Gold gewonnen. Der bedeutendste Ort dieser weiten Gegend ist die Stadt Itapetininga. Der gleichnamige große Munizipalbezirk hat eine Bevölkerung von gegen 20,000 Köpfen. — Der bisher von uns geschilderte Theil von San Paulo beträgt wenig über die Hälfte der ganzen Provinz. Die andere Hälfte ist nur schwach bevölkert. Große Streken des fruchtbarsten Landes sind noch in den Händen von Indianerhorden, die kaum aus ihrem Urzustande herausgetreten sind. Zwischen diesen wohnen auf einigen Punkten etliche tausend Viehzucht treibende Brasilianer. Bloß der Landstrich längs der Grenze von Minas Geraes bis zum Rio Grande mit den Ortschaften Franca und Mogy-Mirim bildet insofern eine Ausnahme, als neben der Rindvieh- und Pferdezucht der Anbau von Zuker, Kaffee, Baumwolle und Mais Erwerbszweig seiner Bewohner ist. Auch Käse wird in Mogy-Mirim verfertigt. Der Bezirk dieser Stadt hat gegen 13,000 Einwohner.

Was die deutsche und schweizerische Einwanderung

betrifft, so muß man eine ältere, ausschließlich deutsche, freie und die bekannte neuere, der Mehrzahl nach schweizerische, für die Halbpachtkolonien, unterscheiden. Seit 1852 sind über 1800 schweizerische Parceriakolonisten nach San Paulo verschifft worden, der großen Mehrzahl nach aus den deutschen Kantonen, französische besonders aus dem Kanton Freiburg, endlich romanische Graubündner. Mit den Straßenarbeitern und Bauhandwerkern, welche sich die Regierung kommen ließ, den hin und wieder einzeln oder in kleinern Zügen angekommenen Schweizern und der Vermehrung der Ansiedler durch Geburten beträgt die Gesammtzahl nun ziemlich über zweitausend. Aus Deutschland wurden seit 1847 etwa 800 Preußen, Holsteiner, Thüringer und Hessen direkt nach den Halbpachtkolonien von San Paulo verschifft. Hiezu kommen eine Anzahl Familien, die über Rio Janeiro angelangt sind. Die älteren Ansiedler werden (man hat hierüber keine genauen amtlichen Tabellen) zu 6—8000 angegeben. Sie leben als Handwerker, Krämer, Wirthe, Bauern, Maulthierhändler und Treiber über die ganze Provinz zerstreut; fast in jedem bedeutenden Ort sind einige Familien ansässig, in der Hauptstadt mehrere hundert Seelen. Wenn wir die Gesammtheit der Deutschen und Schweizer in runder Summe zu 10,000 annehmen, so werden wir damit den wirklichen Bestand nicht übersteigen. — Mit einem kleinern in Antwerpen eingeschifften Zug Schweizer sind dieses Jahr auch belgische Familien nach den Halbpachtkolonien ausgewandert.

Die ältesten deutschen Kolonien sind Santo Amaro und Itapecirica. Santo Amaro liegt eine kleine halbe Tagereise von der Hauptstadt San Paulo an dem Punkte, wo sich die Straße nach Itu von derjenigen nach Sorocaba trennt. Im Jahre 1829 wurde ein längere Zeit von der Regierung gefütterter und durch das unthätige Leben der Arbeit entwöhnter Trupp Deutscher hieher gebracht, wo für 39 Familien ein treffliches Stük Land

ausgewählt und eingetheilt war. Allein die zartgewordenen Hände der Kolonisten wollten sich nicht an den Urwald wagen und der größere Theil derselben zog es vor, von dem Gelde, das sie noch von Hause aus oder von den Unterstüzungen der Regierung besaßen, Land in der Nähe des nicht weit von da gelegenen Dorfes Itapecirica zu kaufen, wo früher die Jesuiten eine Indianerkolonie angelegt hatten, die dann nach dem Rükzug der Schüler Loyolas von den Indianern verlassen worden war. Hier fanden sie urbares Land und konnten gleich anfangen zu pflanzen. Die in Santo Amaro zurükgebliebenen unbemittelten siebenzehn Familien waren thätig mit Eisen und Feuer Felder zu gewinnen, die jezt in ebenso blühendem Zustande sind, wie die ältern Anlagen und alle Kolonisten in beiden Ortschaften haben sich Vermögen erworben. Mit Ausnahme von Kaffee und Zuker gedeiht Alles. Die Kartoffeln geben drei Ernten des Jahres und werden weit verführt. Hafer und Gerste wird viel gebaut. Die Schweinezucht ist bedeutend. Jeder Bauer hat Kühe und verkauft die gewonnene Butter theuer. Aus selbstgepflanztem Flachs weben die Deutschen Leinwand, die sehr guten Absaz findet. Auf eigenen Maulthieren bringen sie ihre Waare zu Markte. Sklaven halten sie nicht, obgleich sie der arbeitenden Hände viel zu wenig haben, da sie aus dem ersparten Gelde immer wieder Ländereien kaufen. Beide Kolonien zählen zusammen nur einige hundert Seelen; Santo Amaro ist der Mehrheit nach protestantisch, in Itapecirica hingegen gibt es fast nur Katholiken.

Der kleine Anfang der nun so blühenden Halbpachtkolonien war folgender. Auf dem Gute Ibicaba, im Kirchspiel Limeira, dreißig Legoas nordwestlich von San Paulo, trafen im Jahre 1842 vierzig portugiesische Ansiedler ein, denen der reiche Senator Vergueiro die Reisekosten vorgestrekt hatte. Etwas später kamen weitere fünfzig Köpfe dazu. Als bald darauf in der Provinz San Paulo ein Aufstand ausbrach, liefen

die Meisten, zum Theil mit Erlaubniß des Senators, wieder auseinander. Ende 1846 waren nur noch 20 von diesen ersten Kolonisten auf Ibicaba, wozu zwei deutsche und eine zahlreiche Familie von den canarischen Inseln sich gesellten, welche um diese Zeit glüklich und zufrieden neben einander lebten. Sie bildeten die Grundlage der im Jahre 1847 mit Deutschen erneuerten Kolonisation von Ibicaba. Im Juni selbigen Jahres langten 401 Personen, fast lauter Rheinländer, die im Winter 1846 bis 1847 beinahe verhungert waren, daselbst an und wurden in 34 Wohnungen, je zwei Familien in einem Hause, untergebracht. Sie konnten alsbald die Kaffee-ernte antreten und sammelten über 20,000 Alqueiren Kaffeebohnen. In ihren Gärten und zwischen den Kaffee-bäumen pflanzten sie für ihren eigenen Bedarf Bohnen, Mais und Reis, und hielten sich Geflügel, Schweine und Kühe, hin und wieder auch Pferde. Alles ging vor-trefflich; von Jahr zu Jahr nahmen die Schulden der Kolonisten ab. Im Jahre 1851 verließen schon zwanzig Familien nach abgelaufenem Vertrag und bezahlter Schuld Ibicaba und siedelten sich bei Campinas an, wo sie, um den Kaffeebau auf eigene Rechnung zu betreiben, ein großes Stük Land, 1½ Legoa tief und ½ Legoa breit, für 6000 Milreis gekauft und 2000 Milreis baar daran bezahlt hatten. Diese Summe war theils von ihnen er-spart worden, theils strekte sie der Senator Vergueiro als Zeichen seiner Zufriedenheit den Leuten vor. Diese Ansiedelung führt den Namen Neu-Campinas. — Ein anderes Grundstük, ebenfalls bei Campinas, im Werthe von 4000 Milreis, war von drei Familien schon einige Jahre vorher erworben worden, wozu ihnen Herr Vergueiro einen Vorschuß von 1000 Milreis bewilligte und überdieß für die noch lange nicht abverdiente Schuld dieser Familien sich mit einem einfachen Scheine begnügte. Noch ein Beweis, wie gut sich die Leute auf den Halb-pachtkolonien stehen: im Mai 1856 segelten 53 Holsteiner von Hamburg nach San Paulo, eingeladen von ihren

dortigen Verwandten, welche ihnen das sämmtliche Reisegeld hinübergeschikt hatten.

Der glänzende Erfolg der Kolonisation von Ibicaba munterte andere Gutsbesizer auf, dem Beispiele des Senators Vergueiro zu folgen und, meistens durch dessen Vermittlung, sich ebenfalls Arbeiter aus Europa kommen zu lassen. Ferner wurde die Bevölkerung von Ibicaba wieder ergänzt und verstärkt. — Gegenwärtig ist der Bestand der Parceriakolonien von San Paulo nach dem neuesten Bericht des Präsidenten der Provinz folgender:

Der Bericht zählt im Ganzen 31 auf mit einer Bevölkerung von 3501 Köpfen. Davon sind Brasilianer und Portugiesen 1381, Deutsche und Schweizer 2120. Auf nachbenannten Kolonien befinden sich nur wenige Deutsche und Schweizer, zusammen bloß 19 Köpfe: San Joaquim im Municipium Braganza, Morro-Grande im Municipium Rio Claro und Cresciumal im Municipium Limeira. Die übrigen, in welchen die Deutschen und Schweizer die Mehrheit bilden oder wenigstens in größerer Anzahl wohnen, lassen wir hier, nach ihrer Lage zusammengestellt, folgen:

a) Im Municipium Limeira liegen:

1) Die Kolonie Senator Vergueiro (Ibicaba). Gutsbesizer: Senator Vergueiro. Deutsche und schweizerische Kolonisten: 596. Brasilianer und Portugiesen: 216. Zusammen: 812. Gegründet (erneuert) im Juni 1847.
2) Die Kolonie Morro-Azul. Gutsbesizer: Joaquim Franco de Camargo. Bevölkerung: 35 Schweizer, 77 Brasilianer und Portugiesen. Zusammen 112. Gegründet den 15. Sept. 1852.
3) Die Kolonie S. Jeronimo e Santa Barbara. Gutsbesizer: Senator Francisco Antonio de Souza Queiroz. Bevölkerung: 205 Deutsche und Schweizer, 27 Brasilianer. Zusammen 232. Gegründet den 30. Mai 1852.

b) Im Municipium Rio Claro liegen:

4) Die Kolonie Biry. Gutsbesitzer: Dr. Jose Elias Pacheco Jordao. Bevölkerung: 87 Deutsche und Schweizer, 43 Brasilianer. Zusammen 130. Gegründet im September 1852.

5) Die Kolonie Cauvitinga. Gutsbesitzer: Dr. Jose Elias Pacheco Jordao. Bevölkerung: 75 Deutsche und Schweizer, 7 Brasilianer. Zusammen 82. Gegründet im Juli 1855.

6) Die Kolonie Boa-Vista. Gutsbesitzer: Benedicto Antonio de Camargo. Bevölkerung: 76 Deutsche und Schweizer, 177 Brasilianer und Portugiesen. Zusammen 253. Gegründet im September 1852.

7) Die Kolonie Angelica. Gutsbesitzer: Vergueiro und Komp. Bevölkerung: 109 Schweizer, 7 Portugiesen. Zusammen 116. Gegründet im Juli 1853.

c) Im Municipium da Constituiçao liegt:

8) Die Kolonie San Lourenzo. Gutsbesitzer: Luiz Antonio de Souza Barros. Bevölkerung: 287 Deutsche und Schweizer, 26 Brasilianer und Portugiesen. Zusammen 313. Gegründet im Dezember 1852.

d) Im Municipium Campinas liegen:

9) Die Kolonie Sete Quedas. Gutsbesitzer: Joaquim Bonifacio do Amaral. Bevölkerung: 39 Deutsche und Schweizer, 32 Brasilianer. Zusammen 71. Gegründet den 26. Mai 1852.

10) Die Kolonie Tapera. Gutsbesitzer: Senator Francisco Antonio de Souza Queiroz. Bevölkerung: 47 Deutsche und Schweizer. Gegründet im April 1855.

11) Die Kolonie Florense. Gutsbesitzer: Hercules Florense. Bevölkerung: 37 Deutsche und Schweizer. Gegründet den 20. September 1855.

12) Die Kolonie des Herrn Floriano de Camargo Penteado mit 32 Schweizern, errichtet den 22. Sept. 1855.

13) Die Kolonie auf der Fazende da Tapera der Dona Maria Innocencia de Souza mit 44 Deutschen und Schweizern. Gegründet den 22. September 1855.

e) Im Municipium Jundiahy liegen:

14) Die Kolonie Santo Antonio. Gutsbesitzer: Antonio de Queiroz Telles. Bevölkerung: 63 Deutsche und Schweizer, 2 Brasilianer. Zusammen 65. Gegründet im Juli 1854.

15) Die Kolonie San Jozé. Gutsbesitzer: Antonio Joaquim Pereira Guimaraes. Bevölkerung: 42 Deutsche und Schweizer, 4 Brasilianer. Zusammen 46. Gegründet im Juli 1854.

16) Die Kolonie San Joaquim. Gutsbesitzer: Joaquim Benedicto de Queiroz Telles. Bevölkerung: 7 Brasilianer, 41 Deutsche und Schweizer. Zusammen 48. Gegründet den 2. Sept. 1853.

17) Die Kolonie Morro=Grande. Gutsbesitzer: Joao Eufrozino d'Oliveira Queiroz. Bevölkerung: 34 Deutsche und Schweizer, 4 Brasilianer. Zusammen 38.

f) Im Municipium Bragança liegt:

18) Die Kolonie Boa=Vista. Gutsbesitzer: Joao Leite de Moraes Cunha. Bevölkerung: 21 Brasilianer, 75 Deutsche und Schweizer. Zusammen 96. Gegründet den 14. Sept. 1853.

g) Im Municipium Parahibuna liegt:

19) Nova=Germania, die Kolonie des Deutschen Karl Krüger mit 90 Deutschen. Gegründet im Jahr 1855.

h) Im Municipium S. Sebastiao liegt:

20) Die Kolonie Getuba des Herrn Manoel Jose

Vieira de Macedo mit 32 Schweizern; errichtet den 1. Sept. 1855.

i) Im Municipium Ubatuba liegen:

21) Die Kolonie Lagoa. Gutsbesizer ist der Franzose Alberico Robillard. Bevölkerung: 2 Brasilianer und 55 Schweizer (Freiburger); zusammen 57. Entstanden den 7. Juli 1853.

22) Die in dem Berichte nicht erwähnte Kolonie Velha des Hrn. José de Castro, angelegt im Spätjahr 1855 mit 170 Deutschen und Schweizern, welche de Castro zum Theil von sich aus kommen ließ. Die Mehrzahl aber waren Leute, die von den Herren Vergueiro gerufen, sich auf den Kolonien der Hochebene ansiedeln sollten. Als sie in Santos landeten, herrschte dort die Cholera und war dieser Hafen gegen das Innere gesperrt. Deßwegen wurden die Auswanderer in Abänderung des ursprünglichen Planes nach Velha gebracht. Es ist dieß dieselbe Kolonie, aus welcher lezten Frühling so bittere Klagen über den Gutsbesizer und feindselige brasilianische Nachbarn verlautet haben.

In den übrigen Kolonien sind nach den eingelaufenen Nachrichten die Gutsherren sowohl, als die Kolonisten mit den gegenseitigen Leistungen zufrieden. Diese günstigen Berichte veranlaßen auch immer mehr vermögliche Leute aus Deutschland und der Schweiz, welche die Reise aus eigenen Mitteln bestreiten können, sich den Kolonien auf der Hochebene anzuschließen.

Die Municipien Ubatuba und San Sebastiao mit den Kolonien 20, 21 und 22 liegen an der Meeresküste, die übrigen alle auf dem Hochlande. Zieht man auf der Karte um die leztern eine Linie, so bildet diese eine längliche von Nordwest nach Südost verlaufende Figur. Am südöstlichen Ende liegt Parahybuna, am weitesten nordwestlich nahe beieinander die Municipien Limeira, Rio Claro und Constituiçao, am südwestlichen, also

am nächsten bei der Hauptstadt, nämlich etwa 11 Legoas oder 15 Schweizerstunden von San Paulo, Jundiahy. Limeira ist von San Paulo 30 Legoas entfernt, Parahybuna von Constituiçao ungefähr eben so weit. Die übrigen Kolonien liegen im Innern der oben beschriebenen Linie.

Schulen gibt es mehrere auf den Kolonien und in den benachbarten Städten. Die katholischen Ansiedler waren hinsichtlich des Gottesdienstes insofern besser daran, als die Protestanten, als sie die brasilianischen Kirchen besuchen konnten, während leztere auf die seltenen Besuche von Geistlichen ihres Bekenntnisses aus Rio de Janeiro angewiesen waren. Es wird nun aber für beide Konfessionen besser gesorgt werden, indem Unterhandlungen mit zwei deutschen Pfarrern, einem protestantischen und einem katholischen, angeknüpft sind, welche auf Kosten der Gutsbesizer nächstens hinübergehen sollen.

Von 43 Schweizerfamilien aus den Kantonen Unterwalden, Glarus, Graubünden und Aargau, denen ihre Gemeinden den größten Theil der Reisekosten vorgestrekt hatten, sind innert drei Jahren denselben Rükzahlungen im Betrag von Fr. 21,527. 25 Rp. geleistet worden. Davon verloren die Gemeinden Gächlingen und Alpnacht durch das Falliment des saubern Konsuls Emery in Rio de Janeiro, dem die Summe zur Uebermittlung nach der Schweiz von den Herren Vergueiro ausbezahlt worden war, Fr. 7509. 85 Rp.

Betreffend das System, auf welches alle die aufgezählten Parceriakolonien mit geringen Unterschieden gebaut sind, verweisen wir den Leser auf das Kapitel „Kolonisation", Seite 114—118.

Viertes Kapitel.

Die Provinz Parana.

Parana bildet erst seit dem 19. Dezember 1853 eine selbstständige Provinz. Sie gehörte früher unter dem Namen der Gemarkschaft Curitiba zu San Paulo. Ihre Grenzen sind: im Osten der atlantische Ozean und der nördliche Theil der Provinz Santa Catharina; im Süden der zu lezterer gehörende Municipalbezirk Lages und Rio Grande do Sul, von welcher Provinz Parana auf einer weiten Streke durch den Uruguay geschieden ist, und der argentinische Staat Corrientes; im Westen der mächtige Parana, auf dessen anderem Ufer der Staat Paraguay und ein kleines Stük der brasilianischen Provinz Matto Grosso liegen; im Norden endlich die Provinz San Paulo. Die dreifache Wasserbegrenzung bedingt natürlich eine außerordentlich günstige Lage für Parana. Außerdem gibt es aber auch im Innern noch mehrere schiffbare Flüsse: der Tibagy, der sich durch den Paranapanema, der Ivahy und der Yguassu, die sich unmittelbar in den Parana ergießen. Der Yguassu oder Iguaçu führt in seinem obern Laufe den Namen Coritiba und hat seine Quellen im Seegebirge. Diese Wasserstraßen, die jezt noch so viel als gar nicht benuzt werden, sichern einer künftigen zahlreichen Bevölkerung des schönen Hochlandes einen leichten Verkehr mit den Laplatastaaten und durch dieselben mit der übrigen Welt. In dem schmalen und nicht einmal den zehnten Theil der Provinz ausmachenden Küstenstrich fließen nur unbedeutende Gewässer zum Ozean. Hier fällt das Land steil von der Serra do Mar zum Meere ab, während das Hochland sich nur sehr allmälig zum Parana abdacht. Die Oberfläche von Parana ist demnach so ziemlich von der gleichen Beschaffenheit wie diejenige von San Paulo.

In dem feuchtwarmen und an mehreren Stellen ungesunden Tiefland an der Küste wird vorzugsweise Kaffee und

Zukerrohr gepflanzt; in dem gemäßigten, kühlern Klima der Hochebene, auf der es in höhern Lagen sogar bisweilen schneit, jedoch ohne daß der Schnee liegen bleibt, blüht dagegen der Weizenbau und wird in großen Massen der wildwachsende Congonha gesammelt, der zubereitet das Lieblingsgetränk der Südamerikaner, den Maté, liefert. Am trefflichsten aber gedeiht hier auf den ungeheuern Campos die Viehzucht, die denn auch im ausgedehntesten Maßstab betrieben wird. Den größten Umfang unter diesen Fluren hat das Campo de Palmas, dessen Mittelpunkt im 26. Grad südlicher Breite liegt und das einen Flächenraum von 350—360 Quadratlegoas bedekt. Da man bei der patriarchalischen Betreibung der brasilianischen Viehzucht auf zwei Quadratlegoas etwa 3000 Stük Hornvieh rechnet, so würde das Campo de Palmas allein eine halbe Million fassen und in gute Weide nach europäischen Begriffen umgewandelt, Raum und Nahrung genug für einige Millionen Stük Rindvieh darbieten können. Auch das etwas nördlicher, ungefähr 2400 Fuß über Meer liegende Campo von Guarapuava ist von sehr beträchtlichem Umfange und sehr ansehnlich die Zahl kleinerer Wiesenstreken, die im Ganzen unter der allgemeinen Benennung Campos geraes bekannt sind. Ueberhaupt ist mehr als ²/₃ der Oberfläche der Provinz Flur. Ausgeführt werden aus der Provinz neben Bauholz, Brettern und den Plantagenprodukten der Küstengegend jährlich durchschnittlich für eine halbe Million Milreis Maté nach den Laplataländern, wo er jedoch an dem Maté von Paraguay einen bösen Nebenbuhler hat; ferner Rindvieh, das, wie wir bei der Beschreibung der Provinz San Paulo gesehen haben, in Sorocaba seinen Hauptmarkt findet; Pferde, Maulesel, Schweine. Früher wurde auch Weizen ausgeführt, dessen Anbau die deutschen Kolonisten in Aufnahme gebracht hatten. Vierzigfältiger Ertrag macht ihn lohnend, obgleich in einzelnen Jahren der Rost großen Schaden anrichtet. Solche Mißjahre veranlaßten die brasilianischen Bauern, welche Anfangs durch die Erfolge der Deutschen aufge-

muntert sich ebenfalls damit beschäftigten, die Weizenkultur wieder aufzugeben. Diese aber sind ihr treu geblieben; allein gegenwärtig deken die Ernten den Verbrauch der Provinz nicht. Ebenso wird noch wenig Roggen und Gerste, etwas mehr Mais gepflanzt, für welche Erzeugnisse Boden und Klima sich sehr gut eignen. Soviel von diesen Getreidearten der Landmann der dankbaren Erde abgewinnt, kann er zu guten Preisen in der Provinz verkaufen. An Ausfuhr braucht er für einmal noch nicht zu denken. Das wird nun freilich anders werden, wenn sich die Hochebene von Parana mit einwandernden Akerbauern bevölkert, und diese nicht ferne Zukunft fordert gebieterisch die Erstellung naher Verkehrswege an die Küste. Die jezigen Straßen liegen sehr im Argen; sie sind nicht mehr als Maulthierpfade, die in der Regenzeit fast unwegsam sind. Anfänge zur Verbesserung derselben sind indessen gemacht. Der erste Straßenzug, der zufolge eines Beschlusses der Provinzialversammlung in Angriff genommen wird, ist die zwölf Legoas lange Streke von dem Hafen Antonina nach Coritiba. Eine andere Straße wird die Hauptstadt mit dem Hafen von San Francisco in der Provinz Santa Catharina verbinden. Von der Küste bis an den Fuß des Gebirges durch die Kolonie Dona Francisca hat sie der Hamburger Kolonisationsverein bereits erbaut. Zur Aufsuchung der besten Richtung für ihre Fortsezung über das Gebirge bewilligte die Provinzialversammlung von Parana die Summe von zwei Contos de Reis (5800 Franken). Zu diesem Zweke unternahm der Direktor der Kolonie Dona Francisca, Herr Papst, im Sommer 1855 mit einer Gesellschaft auf nie betretenen Pfaden durch den Urwald eine Reise, welche ihre Aufgabe sehr befriedigend löste. Die Schaar begegnete auf ihrem Wege einer Horde noch ganz wilder Indianer, die sich aber, ohne sie zu belästigen, scheu zurükzog. Wir schalten hier die von einem Begleiter des Herrn Pabst entworfene Schilderung der Hochebene von Coritiba und ihrer natürlichen Vorzüge für die künftige Kolonisation ein.

„Die Bodengestalt dieses ganzen Hochlandes ist wesentlich wellenförmig und hügelig. Nur einige kleine Höhen und Hügelzüge durchschneiden das Land, insbesondere die westlichen, sich langsam abflachenden Ausläufer des Itajahy, und nur fern im Norden, von den Quellen des Cubatao an, streicht eine hohe, zum Theil zerrissene und wilde Serra, in welcher die Quellen des Rio Negro und Rio Varge liegen, gegen Westen hin. Die kleinen Höhenzüge, welche die Hochebene durchstreichen, laufen von Norden nach Süden und sind von geringem Belange. Schöne Laubwälder, welche Gungonho-Bäume in reichlicher Anzahl enthalten, bedeken dieselben, während die dazwischen gelegenen Ebenen und die flächeren, hügeligen Erhebungen ausschließlich mit Pinhen bestanden sind, zwischen welchen sich größere, üppige Grasflächen ausdehnen. Das Unterholz besteht meistens aus Taquara und die hauptsächlich vorkommenden und an mehreren Stellen zu Tage tretenden Gebirgsarten sind die älteren Flözgebirge. Der ganze Landstrich ist reich bewässert, indem eine Menge kleinerer und größerer Bäche mit vorzüglichem, meistens krystallhellem Wasser durch die Thäler in vielfach gekrümmtem Laufe fortströmt und künftig, wenn einst die Kultur dort hindringt, nicht bloß dem Akerbau vortreffliche Gelegenheit zur Anlage von Wiesen, sondern auch die nöthige Betriebskraft für Mühlen- und andere Gewerbsanstalten darbieten wird. Der Boden ist fast ausschließlich in ausgezeichneter Weise für den Akerbau geeignet. Er hat eine sehr dike Lage von Dammerde auf einem meistens thonhaltigen, durchläßlichen Untergrunde und die durch seine hügelige Beschaffenheit bedingte Abträgigkeit schließt größere Ansammlungen von Wasser und Sümpfe völlig aus. Von Bewohnern findet sich auf diesen weit ausgedehnten, von der Natur so überaus reich ausgestatteten Landstreken noch nicht die geringste Spur. Erst westlich von dem Rio Negro, längs der Picade von Manhurita liegen mehrere Passas, deren Besizer etwas Landbau und Vieh-

zucht, so viel eben für ihren Lebensunterhalt nöthig ist, betreiben und sich vorzugsweise mit dem Gewinne von Gungonho beschäftigen, der in den benachbarten Wäldern in sehr großer Menge wächst und als Handelsartikel von Jahr zu Jahr an Wichtigkeit gewinnt. Der gut getrofnete Thee wird in Körbe und rohe Ochsenhäute gepakt und dann auf Maulthieren und Pferden auf die Märkte von Moretes und Paranagua gebracht, wozu die Passeiros eine Reise von mindestens 6 bis 8 Tagen zu verwenden haben. Betrachtet man nun diesen Landstrich, dessen Umfang und Beschaffenheit in dem Vorstehenden kurz angedeutet worden ist, aus dem Gesichtspunkte der Kolonisation, so kann es, bei einer vorurtheilsfreien Beurtheilung, auch nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß das ganze, von der Serra do Mar in wechselnden Hebungen und Senkungen allmälig ansteigende Hochland ganz ungleich besser zur Ansiedelung, und besonders zur Ansiedelung für Deutsche geeignet ist, als das Flachland der Küste. — Der Boden dieses Hochlandes, vortrefflich bewässert und bewaldet, ist ungleich vorzüglicher, das Klima gesunder, die Luft trokener, kühler und dem Deutschen durchaus angemessener, als die stets mit feuchten Dünsten geschwängerte, warme und oft tropisch-heiße Luft des Küstenlandes. Dazu kommt, daß einerseits die Urbarmachung des Bodens auf der Hochebene, wo die ohne große Mühe niederzuschlagende Taquara fast ausschließlich das Unterholz bildet und die viel regelmäßigeren Witterungsverhältnisse das Brennen der Waldschläge sichern, viel leichter ist, als im Flachlande, mithin die Ansiedlungskosten sich niedriger stellen, und daß andererseits die vielen, mit nahrhaftem Grase bestandenen, entweder schon vorhandenen oder sehr leicht herzustellenden Campinas schon beim ersten Beginn der Ansiedelung das Halten eines Viehstandes möglich machen, während in Küstenländern die erforderlichen Weideflächen erst im Verlaufe mehrerer Jahre durch mühsame Kultur erzielt werden können; — ganz abgesehen davon,

daß die Campinas des Hochlandes selbst zur Schafzucht vortrefflich geeignet sind."

Die Provinzialversammlung zeigt überhaupt viel Eifer und guten Willen für jede Neuerung, welche den Fortschritt befördert, und ein einsichtsvoller und thätiger Präsident steht an ihrer Spize. Das Schulwesen ist bereits durch ein gutes Gesez und das Gerichtswesen durch die Eintheilung der Provinz in drei Gerichtssprengel, während sie früher, als sie noch zu San Paulo gehörte, nur einen einzigen bildete, gehoben worden. Endlich unterstüzt die Regierung durch Staatsbeiträge die Kolonisation, in welcher Beziehung sie unter andern auch dem Hamburger Kolonisationsverein Anträge gemacht hat. — Die Einnahme der Provinz wird auf 276 Contos angeben.

Von der ganzen seßhaften Bevölkerung, die Anfangs 1854 aus einigen und sechszigtausend Köpfen, unter denen etwa 10,000 Sklaven, bestand, kommt der dritte Theil auf den kleinen Küstenbezirk. Auch ohne die Einwanderung vermehrt sie sich rasch aus sich selbst durch den Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle. Im Jahr 1853 gab es 3476 Geburten auf 969 Todesfälle, also einen Zuwachs von 2507 Köpfen, oder eine Vermehrung von 4 Prozent. Leztere betrug aber unter den freien Einwohnern 4,5%, unter der Sklavenbevölkerung nur 2,3%, ein sehr erfreulicher Unterschied, der sich in den andern Provinzen ebenfalls zeigt. Die Sterblichkeitsverhältnisse im Küstenstriche und auf dem Hochlande sind sehr verschieden; jener weist ein solches von 2,6, also ungefähr wie in Mitteleuropa, dieses ein mehr als doppelt so günstiges, — 1,15 —, auf. Es wird auf der ganzen Erde wenige Gegenden geben, die sich hinsichtlich des gesunden Klimas mit dem Hochlande von Parana messen können. — Die Indianer der Provinz, meistens im Westen herumziehende Horden, werden zu 10,000 angenommen. Sie leben vorzugsweise von Viehzucht und Jagd, einige Stämme treiben Akerbau, sind aber nicht

dauernd seßhaft. Das Guarani ist die allen Stämmen gemeinsame Sprache. Es bestehen nur zwei kleine Ansiedelungen halbzivilisirter Indianer, eine von 152 Köpfen auf den Campos von Palmas, eine andere am Jatahy von 385 Köpfen.

Die Provinz Parana besteht bis jezt aus zwei Gemarkschaften, nämlich Curitiba oder Coritiba und Paranagua. Sie enthalten acht Municipien, nämlich: Curitiba, Castro, Guarapuava, Principe, Rio Negro auf dem Hochlande; Antonina und Morretes, Guaratuba und Paranagua im Tieflande.

Coritiba, die Hauptstadt der Provinz, hat vier Kirchen, gepflasterte Straßen, viele von Ziegelsteinen erbaute Häuser, was eben nicht in allen brasilianischen Städten der Fall ist, und eine Brüke über den Coritiba. Die Stadt zählt 12,000 Einwohner. Es werden hier Deken und andere Wollenzeuge verfertigt. Der Akerbau ist, wie auf dem ganzen Hochlande, noch nicht bedeutend. Die Zucht und der Handel mit Rindvieh, Pferden, Maulthieren und Schweinen sind die Hauptgeschäfte der Einwohner. Coritiba hat auch schon eine Buchdrukerei, in welcher eine Zeitung und die amtlichen Erlasse der Provinzialregierung gedrukt werden. — Andere bemerkenswerthe Ortschaften des Hochlandes sind: Castro mit 3000 Einwohnern, Hauptort eines neuen Gerichtssprengels, im Norden der Provinz gegen San Paulo, und Principe (Villa do) mit 5000 Einwohnern, 10 Legoas südöstlich von Coritiba; zum Bezirk von Principe gehörte früher das weite Gebiet des Rio Negro. — Dona Thereza, die Kolonie des Dr. Faivre, liegt an der Abdachung des Hochlandes nach dem Parana zu. Ihr Klima ist gesund und angenehm und der Boden außerordentlich fruchtbar. Er erzeugt ebensowohl Weizen, Mais und Tabak, als Zukerrohr, Reis, Mandioca, Bananen und Apfelsinen. Außerdem ist Rindvieh- und Schweinezucht ein lohnender Erwerbszweig. In der Umgegend gibt es reiche Salzlager. Nimmt man zu diesen

Naturschäzen die günstige Lage an dem schiffbaren, sich in den Parana ergießenden, Ivahy, welcher der natürliche Weg des zukünftigen Handels der Provinz Parana nach Matto Grosso, Paraguay und den argentinischen Staaten ist, so muß dieser Kolonie ein sehr glükliches Schiksal vorhergesagt werden. In Berüksichtigung dieser guten Aussichten hat denn auch die Reichsregierung dem Dr. Faivre bedeutende Geldmittel zur Verfügung gestellt, theils zum Straßenbau, theils zur Gründung zweier neuen Kolonien in der Nachbarschaft. Dr. Faivre versteht wirklich allem Anschein nach das Kolonisiren sehr gut. Schon im zweiten Jahre ihres Bestandes (1854) zählte seine Ansiedelung Dona Theresa zwei Mühlen, eine tüchtige Schmiede, eine Mandiocareibmühle, einen Destillirapparat, eine Töpferwerkstatt und mehrere Segelboote. Im Juli 1854 waren zwanzig Häuser erbaut, in denen 90 Personen wohnten, meistens Franzosen und Belgier. Die Zukerrohrernte desselben Jahres lieferte verarbeitete 50 Arroben Rohzuker und 12,000 Flaschen trefflichen Zukerbranntweins. Neuere Nachrichten über die ohne Zweifel nicht geringen Fortschritte von Dona Theresa stehen uns keine zu Gebote. — Morrettes, südlich von den Bergen von Coritiba am Ufer des Nhundiaquara, treibt starken Handel in Maté und Zukerbranntwein nach Paranagua. — Der wichtigste Seehafen der Provinz ist Paranagua an der gleichnamigen Bay, welche hier einen sehr guten Hafen bildet und sich durch ihre leichte und geschüzte Einfahrt auszeichnet. Der Boden um Paranagua ist sehr fruchtbar. Diese großen natürlichen Vortheile lassen es bedauern, daß die Lage der Stadt nicht ganz gesund ist. Die Bewohner, ungefähr 9000 an der Zahl, treiben sehr bedeutenden überseeischen Handel, besonders nach den Laplatastaaten und Chile. In's Innere des Landes, bis in die argentinische Provinz Corrientes werden viele Manufakturwaaren abgesezt. — Antonina am südwestlichen Ende der Bay von Paranagua, auf einem kleinen Vor-

gebirge vor den Mündungen der Flüßchen Cachoeira und Nhundiaquara gelegen, hat ebenfalls einen guten Hafen und ist gesunder als Paranagua. Der Handel mit Reis, Mandioca, trokenem Fleische, Lederzeug, Bauholz und Tauwerk von Imbé ist bedeutend. — Ein dritter Hafen, dem auch eine schöne Zukunft bevorsteht, ist Guaratuba. Dieser Ort liegt nahe an der Grenze der Provinz Santa Katharina, am südlichen Ufer des Flusses oder der Bucht von Guaratuba, eine Legoa vom Meere entfernt.

Am Rio Negro, 12 Legoas von Principe, besteht eine deutsche, protestantische Kolonie, über deren Geschichte man wegen ihrer mangelhaften Verbindung mit der Küste sehr wenig weiß. Sie entstand im Jahre 1828 unter der Leitung des Barons von Antonina. Deutsche Uneinigkeit führte schon in den ersten Jahren zur Trennung und nur ein Theil der eingewanderten Kolonisten blieb am Rio Negro ansässig, während der andere Theil auf der Hochebene sich zerstreute und vereinzelt, wie Land und Lage gerade behagten, niederließ. Am Rio Negro lebten von den ursprünglichen Einwanderern des Jahres 1828 Mitte 1854 noch 102, zu denen 249 auf der Kolonie Geborene kamen. Da die Ansiedelung auf der Heerstraße von Süden nach Norden, die durch die großen Viehtransporte sehr belebt ist, liegt, so können die Deutschen alle Erzeugnisse zu hohen Preisen vor ihren Thüren verkaufen. Sie pflanzen die europäischen Getreide- und Obstarten. Aepfel, Birnen und Kirschen gedeihen sehr gut. Durch das neue brasilianische Kolonisationsgesez ist den Kolonisten nun auch Gelegenheit geboten, Grundeigenthümer zu werden. Bisher gehörte der Boden dem Staate und nur der Ertrag dem Anbauer desselben. — Ueber die Zahl der von Rio Negro weggezogenen Deutschen und ihrer Nachkommen fehlen die Angaben. Ueberall, wo sie sich niedergelassen, sind sie wohlhabend und ihre Akerwirthschaften Muster für die umwohnenden Brasilianer geworden.

Zu dieser ältern deutschen Einwanderung hat die Gegenwart einen neuen Zuwachs von mehreren hundert Deutschen geliefert, die meist über Dona Francisca auf die Hochebene von Parana gekommen sind und sich namentlich in und um Coritiba angesiedelt haben. Ist die bereits erwähnte Straße hergestellt, so wird man allsobald eine fortlaufende Kette von deutschen Niederlassungen längs derselben entstehen sehen.

Am Eingang der Bay von Paranagua liegt Superaguhy, die Kolonie des Herrn Perret-Gentil, ehemaligen schweizerischen Generalkonsuls in Rio de Janeiro. Die Besizung besteht aus der Halbinsel Superaguhy, einem Theil der Insel das Peças, welche durch den Kanal von Superaguhy von ersterer getrennt ist, und zwei kleinern im Kanal selbst befindlichen Inseln, Pinheiro, auf der die Wohnung und Magazine des Herrn Perret-Gentil stehen, und Comprida, welche als Viehweide benuzt wird. Die ganze Besizung hat eine Oberfläche von 50,000 französischen Hektaren, also gegen 139,000 Schweizerjucharten. Der Boden steht in dem Rufe großer Fruchtbarkeit; an den einen Orten werden Kaffee, Mais, Tabak, Mandioca und Bohnen gepflanzt, an andern Reis, an dritten Zukerrohr. Als die ersten Kolonisten im Herbste 1851 in Superaguhy ankamen, fanden sie im Walde viele verwilderte alte und junge Kaffeebäume, welche noch von den Jesuiten herrührten, welche vor Zeiten Eigenthümer von Superaguhy gewesen waren. Diese Bäume kamen den Kolonisten bei Anlegung der neuen Pflanzungen wohl zu statten. Waldige Hügel wechseln mit offenen Weiden und mit Niederungen, die in der Regenzeit Ueberschwemmungen ausgesezt sind. Das Klima hat sich in den fünf Jahren seit Beginn der Kolonie im Allgemeinen als gesund herausgestellt; nur wurden die Ansiedler Anfangs von leichten Wechselfiebern befallen. Uebrigens darf nicht vergessen werden, daß Superaguhy unter einem Himmelsstrich liegt, der schon einige Male vom gelben Fieber

heimgesucht worden ist. Der günstigste Umstand für die Ansiedelung ist ihre geringe Entfernung von der Stadt Paranagua und die Wasserstraße, auf der sie ihre Erzeugnisse leicht und wohlfeil dorthin bringen kann. Troz dieser Vortheile und der Fruchtbarkeit der Gegend macht die Bevölkerung nur geringe Fortschritte; sie beläuft sich noch lange nicht auf hundert Köpfe. Deutsche, französische und italienische Schweizer und Elsäßer werden als Kolonisten genannt. Der Grund dieses kümmerlichen Wachsthums ist wohl in den vergleichsweise schweren Bedingungen zu suchen, denen sich der Kolonist unterziehen muß. Der Gutsbesizer weist demselben ein Stük Land von 56 Morgen an, das der Kolonist selbst urbar zu machen und anzubauen hat und worauf er sich fünf Jahre wohnen zu bleiben verpflichten muß. Es liegt ihm ferner ob, neun Morgen davon mit Kaffeebäumen oder Zukerrohr zu bepflanzen. Kaffeebäume sind für diesen Raum 4000 erforderlich, die ihm zu zwei Franken das Hundert geliefert werden. Der Anbau der übrigen 47 Morgen bleibt dem Gutdünken des Kolonisten überlassen; nur muß er einen gewissen Vorrath von Holz darauf stehen lassen. Die Boden-Produkte, welche der Kolonist über den eigenen Bedarf erzieht (Kaffee, Zuker, Reis, Mandioca), müssen in der Fabrik des Gutsbesizers zum Verkaufe zubereitet werden, da sich Herr Perret für dieselben den Vorkauf zu den gleichen Preisen, die der Kolonist sonst dafür erhalten kann, ausbedingt und daher eine gleichmäßige Bearbeitung der Waare nöthig ist. Vom Morgen Landes verlangt Herr Perret, das erste Jahr abgerechnet, eine jährliche Grundsteuer von drei Franken! Gegen Baarzahlung von 440 Franken erstellt der Gutsbesizer dem Kolonisten ein nothdürftiges Wohnhaus. Will der leztere nach Ablauf der fünf Jahre das Grundstük verlassen, so hat er auf jede Rükvergütung zu verzichten, wenn sich die Hütte in schadhaftem Zustande befindet. Auch von einer Entschädigung für die angelegten Pflanzungen, falls nach fünf

Jahren das Pachtverhältniß aufhört, steht in den Verträgen zwischen Herrn Perret und den Kolonisten nichts! Diese müssen dann also, um die Früchte ihres Fleißes zu genießen (der Kaffeebaum z. B. wird erst im 4.—5. Jahre ziemlich ertragreich und erlangt im sechsten seine Vollkommenheit), entweder den Vertrag erneuern, oder dem Besitzer das Land abkaufen, wofür dieser aber 50 Franken per Morgen fordert. Das ist der Lohn fünfjähriger Mühen und Arbeiten und der Ersaz für die vier Jahre lang bezahlten schweren Zinsen. Läßt sich der Auswanderer sofort nach seiner Ankunft in Brasilien auf eigene Faust nieder, so kann er ein gleich großes Stük des besten Regierungslandes um 360 Franken kaufen, das sein freies, von keinem Grundzins belastetes Eigenthum ist. Auch gegen den armen Parceriakolonisten ist der Pächter von Superaguhy, der doch Vermögen haben muß, um nur in diese Stellung eintreten zu können, entschieden im Nachtheil. Jener wird auf einer schon bestehenden Pflanzung angestellt und fängt sofort an zu ernten; es gehört ihm zwar nur die Hälfte des gewonnenen Produktes; aber wie lange dauert es, bis der Pächter von Superaguhy seine Pflanzung angelegt hat und über den eigenen Bedarf und die schwere Grundsteuer hinaus auch nur etwas zum Verkaufe erzeugt?!

Fünftes Kapitel.

Die Provinz Santa Catharina.

Das irdische Paradies, o paraiso terrestre, wie die Brasilianer die Provinz Santa Catharina gerne nennen, erstrekt sich längs der Meeresküste vom 26. bis 29. Grade südlicher Breite. Westlich, durchschnittlich 10 bis 15 Stunden vom Meere entfernt, begränzt ein Theil der Serra do Mar die Provinz gegen Parana bis un=

gefähr zum 27. Grad. Von da zieht sich die Grenzlinie südwestlich zum Uruguay, wo sie mit derjenigen von Rio Grande zusammentrifft. Das so bezeichnete jenseits der Serra do Mar gelegene Dreiek umfaßt das Hochland von Lages, eine herrliche Gegend mit südfranzösischem Klima von derselben Beschaffenheit wie die Hochebene von Parana. Im Süden bildet der Rio Mambituba die Grenze des Tieflandes gegen Rio Grande do Sul. Das Seegebirge ist an den Stellen, wo es bis jezt auf nothdürftigen Maulthierpfaden und fast unbrauchbaren Fußwegen überstiegen worden ist, nicht eine einzelne Höhenlinie, sondern zwei bis drei Bergketten ziehen sich ungefähr in gleicher Richtung von Norden nach Süden und lassen zwischen sich schöne mit kräftigem Urwald bestandene Thäler. Diese von Weißen erst wenig erforschten Berggegenden, deren Eröffnung für die Kolonisation nahe bevorsteht, werden jezt noch von einigen unbedeutenden Stämmen wilder Indianer, insgemein Bugres bravos genannt, durchstreift. Nach dem Meere zu dacht sich das Gebirge meist in sanften Hügeln, denen zahlreiche Bäche und kleinere Flüsse entquellen, ab. Diese ergießen sich entweder in's Meer oder in die von der Serra herabkommenden Flüsse, die zwar wegen ihres kurzen Laufes sich mit den Hauptströmen der bereits beschriebenen Provinzen nicht vergleichen lassen; indessen giebt es doch einige, die vom Meere aus mehrere Stunden weit schiffbar sind. Der beträchtlichste ist der große Itajahy, der einen längern Lauf hat, als die übrigen, indem er nicht bloß am Abhange der Serra, sondern auf dem Hochlande selbst entspringt, wo ihn die von Rio Grande nach San Paulo führende Straße als einen starken Bach überschreitet. Er durchfließt also den größten Theil der Provinz von Westen nach Osten und bekommt viele zum Theil für Kähne schiffbare Zuflüsse, von denen wir den kleinen Itajahy, Itajahy mirim, als den bedeutendsten seines unteren Laufes anführen. Einen beträchtlichen, aber noch wenig erforschten Seitenarm erhält er nach seinem

Austritt aus der Serra von Süden her. Der Itajahy grande ist bis zu den Wasserfällen etwa 12 Stunden weit für große Küstenfahrer schiffbar und bietet an seiner Mündung einen guten Hafen für mittlere Seeschiffe.

Der Boden ist überall, in den Thälern und auf den Höhen, sehr fruchtbar. Meist bedekt ihn schöner Wald; die Campos sind selten und klein. Sumpfige Niederungen sind nicht in großer Ausdehnung vorhanden, ausgenommen in dem nördlichsten Theile der Provinz, der an das Küstenland von Parana grenzt, zwischen den Flüssen Sahy grande und Sao Francisco do Sul; diese Gegend ist wegen ihrer tiefen Lage und des schlechten Wassers, welche daselbst häufig Wechselfieber veranlassen, verrufen. Sonst ist das Land sehr gesund, ja wegen seines milden heilsamen Klimas berühmt und hat an gutem Trinkwasser Ueberfluß. Die Wärme der Luft zeichnet sich durch ihre Gleichmäßigkeit aus; die Temperaturschwankungen sind geringer, die Sommer etwas weniger heiß, die Winter wärmer, als in dem benachbarten Rio Grande do Sul. Auf der Insel Santa Catharina sinkt der Thermometer im Winter selten tiefer als + 10 Grad R. und die höchste Wärme im Sommer ist, zwar ebenfalls sehr selten, 27 Grad R. Einige Stunden landeinwärts im Hügelland nimmt die Temperatur ab, sinkt aber doch nicht bis zum Gefrierpunkt, in den höheren Gegenden kommt Reif öfters vor. Aus der Kolonie Dona Francisca wird berichtet, daß zur Zeit der höchsten Hize im Sommer (Dezember, Januar, Hornung) der Thermometer im Schatten nur in den allerseltensten Fällen mehr als + 26° R. weise und in den kältesten Wintertagen (Juni, Juli, August) gewöhnlich noch + 4° R. zeige; nur Nachts gebe es dann hin und wieder Reif und werde wohl auch ein im Freien stehendes Gefäß voll Wasser mit einer dünnen Eisrinde belegt. Die Lage der Provinz am Meere bedingt dieses milde gleichmäßige Klima des Tieflandes; die den Tag über wehenden Seewinde und die Nachts vom Hochlande herabkommenden

Landwinde mildern die Hize, die unter gleichen Breitegraden in andern Erdtheilen oft so lästig wird, und erfrischen die Luft.

Man baut in der Provinz besonders Mais, Bohnen, Kartoffeln, Reis, Mandioca, Bananen, etwas Gerste, ziemlich viel Zukerrohr, wenig Kaffee und Tabak. Viele europäische Gemüse und Obstarten gedeihen ganz gut, sind aber erst von den neueingewanderten Deutschen in geringem Umfange gepflanzt worden.

Santa Catharina hat unter 105,604 Einwohnern (diese Zahl ergiebt nach dem Berichte des Präsidenten vom 1. März 1856 die neueste Volkszählung, wonach unsere frühere Angabe zu berichtigen ist) nur 17,119 Sklaven und ungefähr 4000 freie Farbige. Die Sklaven bilden also nicht einmal den fünften Theil der ganzen Bevölkerung, überdieß nimmt ihre Zahl immer eher ab, als zu. Deutsche von der ältern Einwanderung, meist sogenannte Moselschwaben, giebt es etwa 2000, von der neuern zwischen 2 und 3000. Es sind unter den leztern manche mit Vermögen, welche die Landwirthschaft in größerem Maßstabe und mit den erforderlichen gewerblichen Anlagen betreiben. Sonst ist die Industrie in der Provinz kaum nennenswerth und beschränkt sich auf etwas Töpferei und Handweberei. Unter der obgenannten Zahl der Deutschen sind etwa 650 Schweizer mit inbegriffen, welche von Anfang 1851 bis zum Spätjahr 1856 in der Kolonie Dona Francisca eingewandert und theils dort geblieben sind, theils sich anderswo niedergelassen haben.

Im Finanzjahre 1854 — 1855 hatten die Provinz und die einzelnen Municipalbezirke zusammen eine Einnahme aus den Steuern von 160,160 Milreis. Die Ausfuhr der Provinz hatte in demselben Jahre einen Werth von 1,020,403 Milreis und eingeführt wurden gleichzeitig Waaren für 1,138,358 Milreis. Oeffentliche Primarschulen besaß die Provinz im lezten Jahre 43, wozu noch 20 Privatschulen und eine höhere Unterrichtsanstalt mit Lehrstühlen für die lateinische, französische und eng-

lische Sprache kamen. Zur Aeufnung einer der Provinz angehörigen noch ziemlich dürftigen Bibliothek sind 600 Milreis ausgesezt.

Die Provinz wird in zwei Comarcas, die des Südens und die des Nordens eingetheilt. Jene enthält drei, diese vier Municipien, welche zusammen 18 Kirchspiele umfassen. Die nachbezeichneten drei Städte und vier Fleken sind die Hauptorte der nach ihnen benannten Municipalbezirke. Die Hauptstadt der ganzen Provinz, Desterro (Nossa Senhora do Desterro) hat etwa 9000 Einwohner, der ganze Bezirk, der die Insel Santa Catharina umfaßt, über 20,000 in sechs Kirchspielen. Der Meeresarm, der die Insel vom festen Lande trennt, mißt, wo er am breitesten ist, nicht einmal eine Wegstunde. Er bildet in der Mitte, etwas nördlich von der Stadt eine schmale Meerenge und erweitert sich dann zu dem innern Hafen von Santa Catharina, in dem nur kleinere Schiffe ankern; die größten aber können bis zu dem auf der kleinen Insel Anatomirim, gegenüber von der Nordspize der Insel Santa Catharina, gelegenen Fort Santa Cruz gehen und finden hier einen ausgezeichneten Ankergrund. Die Seefahrer räumen dieser Bay von Santa Catharina den zweiten Plaz unter denjenigen Südamerikas ein, indem sie die Bay von Rio de Janeiro für die erste erklären. Als Erholungsort für Schiffe, die nach Australien oder dem Stillen Meere bestimmt sind, dürfte sie aber wegen der kühlen Luft, des guten Wassers und der billigern Lebensmittel den Vorrang vor dieser verdienen. Die Insel Santa Catharina ist gebirgig, wald- und wasserreich, der Boden sehr fruchtbar und bereits stark angebaut. Früher war sie außer ihrem lieblichen Klima und der herrlichen Natur auch berühmt durch den an ihren Küsten betriebenen Wallfischfang, der nun nicht mehr so ergiebig ist. Die Stadt hat viele hübsche, meistens massive Häuser und zwei Forts, die den Hafen beschüzen. — Das Municipium San José mit dem gleichnamigen Fleken, drei Kirchspielen (eines davon ist

die Kolonie San Pedro de Alcantara) und zwischen 16 und 17,000 Einwohnern, liegt der Insel Santa Catharina gegenüber auf dem Festlande; dasjenige der Stadt Laguna (fünf Kirchspiele und 24,000 Einwohner) bildet den südlichsten Theil des Küstenlandes. Die Stadt hat etwa 7000 Einwohner, deren Hauptgeschäft der Fischfang ist, und liegt unweit der Einfahrt in den Binnensee, von dem sie ihren Namen erhalten hat. — Die Comarca des Nordens hat nur eine einzige Stadt, San Francisco auf der gleichnamigen Insel. Das Municipium, dessen Hauptort sie ist, umfaßt den nördlichsten Theil der Provinz und zählt in zwei Kirchspielen gegen 14,000 Seelen. — Südlich davon erstrekt sich das Municipium des am Meere gelegenen Flekens Porto Bello, zwei Kirchspiele mit über 12,000 Seelen. In diesem liegt die Kolonie Blumenau. — Die Lüke zwischen Porto Bello und San Jose füllt das Municipium San Miguel, mit dem gleichnamigen Fleken und gegen 12,000 Einwohnern in zwei Kirchspielen. — Das ganze Hochland von Santa Catharina, 3—400 Quadratmeilen groß, bildet ein einziges Kirchspiel mit dem Fleken Lages und hat nur 6500 Einwohner.

Kolonien. Außer den nachstehenden deutschen Ansiedelungen wurden in der Provinz eine italienische (sardinische) und eine belgische Kolonie gegründet. Die Kolonie Don Affonso, 1836 durch Demaire und Shutel mit 180 Sarden begonnen, hieß anfänglich Nova Italia, seit 1838 führt sie den obigen Namen. Sie wurde anfänglich schlecht geleitet und ist jezt noch eine der mindest gedeihenden in der Provinz. Sie zählt 200 Ansiedler (auch deutsche Familien sind darunter), wovon die wenigsten mit dem Landbau sich beschäftigen, sondern meist Holz sägen und auch im Taglohn arbeiten. — Die Colonia Belga, von van Lede, Fontaine und Le Bom im Jahr 1845 gegründet, ist wieder erloschen, nachdem die daselbst eingeführten 80 Belgier nach Itajahy und Vargem Grande sich gezogen haben.

Von den deutschen Kolonien ist die älteste San Pedro d'Alcantara, vier Meilen in gerader Richtung von der Küste, Desterro gegenüber, auf dem festen Lande gelegen. Die Gegend ist sehr schön, der Fluß Imarohy (Maruhy) schlängelt sich durch alle Theile der Kolonie, an beiden Seiten desselben sind die Ansiedelungen; auf einer Anhöhe steht die katholische Kapelle. Die Ansiedler sind sämmtlich Katholiken. Die Begründung der Kolonie erzählt Kalkmann in seinen Reisebriefen mit folgenden Worten: „Es war im Jahre 1829, als etwa hundert*) deutsche Familien, größtentheils über Bremen eingewandert, die bereits ein volles Jahr im Depot in Rio Janeiro unthätig gelegen hatten, hierher nach Desterro geschikt wurden; in einer Kaserne untergebracht, mußten sie noch weitere sechs Monate in Unthätigkeit zubringen; endlich wurde ihnen vier Legoas entfernt ein Urwald angewiesen, der den Namen Kolonie San Pedro de Alcantara erhielt. Nun aber wurden den Leuten mit einem Male alle Unterstüzungsgelder abgeschnitten — vom Direktor, Major S. und einem Landmesser, wurden sie bald ihrem Schiksale überlassen, und als gleichzeitig die Revolution in Rio ausbrach, konnte die neue Regierung sich nicht mehr um die Kolonisten bekümmern und die Männer, die noch nichts aus ihrem Lande ziehen konnten, sahen sich deßhalb genöthigt, für einen erbärmlichen Lohn von 160 Reis Arbeit zu suchen, die armen Weiber und Kinder aber sah man hier auf den

*) Nach einer andern Quelle landeten schon im Jahr 1828 bei Desterro zwei Schiffe mit 146 deutschen Familien aus 523 Köpfen bestehend, mit denen sich 112 Soldaten von der damals entlassenen deutschen Legion vereinigten und blieben fast 11 Monate daselbst. Als die Hauptmasse nach dem endlich vorbereiteten Kolonielande im Municipium San Jose abzog, blieben 14 Familien zurük und mehrere andere verließen bald darauf die Kolonie wieder. In San Pedro d'Alcantara erhielt jede Familie ein Landgeschenk von 50—100 Brassen Front an der Straße nach Lages und 750 Brassen Tiefe.

Straßen betteln gehen. — Doch deutsche Geduld, Beharrlichkeit und Kraft gaben dem traurigen Schiksal unserer Landsleute bald eine bessere Wendung, und kaum wär eine halbes Jahr verflossen, so hatte, Dank der Fruchtbarkeit des Bodens, jeder sein Auskommen. So hat sich diese Kolonie aus eigener Kraft ohne fremde Hülfe entwikelt und die Lage der Kolonisten von Jahr zu Jahr gebessert." Kalkmann erwähnt hier nicht den langwierigen Prozeß, den viele Kolonisten um ihr Land führen mußten. Bei der Vermessung war nämlich nicht sorgfältig genug verfahren worden und man hatte zum Theil auch Privateigenthum zum Kolonieland gezogen, was sich erst später herausstellte. Der Prozeß, der nun entstand, dauerte mehrere Jahre und wurde zulezt dadurch verglichen, daß die Deutschen die streitigen Ländereien unter billigen Bedingungen ankauften. Auch mit den Indianern hatten die Ansiedler im Anfang zu kämpfen; sie bewiesen denselben aber ihre Ueberlegenheit bald so sehr, daß sie fortan in Ruhe gelassen wurden. Als einmal die ersten Schwierigkeiten überwunden waren und bei dem gesunden Klima vereint mit der Fruchtbarkeit des Bodens die Kolonie immer mehr aufblühte, ließen sich auch viele Brasilianer in ihrem Bereiche nieder und so zählt denn heute das zum Range eines Kirchspiels erhobene San Pedro d'Alcantara eine überwiegend deutsche Bevölkerung von mehr als 1500 Kolonisten. Sie leben sämmtlich im Ueberfluß und der größte Theil von ihnen besizt ausgedehnte, werthvolle Güter und einen Reichthum an Rindvieh und Pferden.

Durch deutsche und brasilianische Bauern von San Pedro d'Alcantara wurde im Jahr 1836 die Kolonie Itajahy am gleichnamigen Flusse gegründet. Nach einem Beschlusse der Provinzialversammlung erhielt jeder ledige Kolonist unentgeldlich ein Stük Land von 300, der verheirathete von 400 und jeder verheirathete mit mehr als drei Kindern von 500 Brassen Länge bei einer für alle gleichen Tiefe von 500 Brassen. Es waren alle

Bedingungen künftigen Gedeihens vorhanden: jedes Grundstük hatte fließendes Wasser, der Boden am Itajahy ist vielleicht der fruchtbarste der Provinz und der Fluß bietet eine bequeme Straße für den Absaz der Erzeugnisse. Aber unglüklicher Weise machten, als die Ansiedelung kaum begonnen war, die Bugres wiederholte Ueberfälle und verbreiteten einen solchen Schreken, daß der größte Theil der Kolonisten für gut fand, die Gegend wieder zu räumen und 1837 nur noch sechs Deutsche und zwei Brasilianer daselbst geblieben waren. Nun verlegte die Regierung eine Abtheilung Soldaten auf die Kolonie, worauf das Vertrauen und mit ihm die flüchtigen Ansiedler zurükkehrten. Neue Familien schlossen sich an, so namentlich mehrere belgische. Die Kolonie zählt nun mehr als 400 Einwohner, die sich sämmtlich zur katholischen Kirche bekennen. Alles ist in sehr gutem Zustande. Außer ihren weit ausgebreiteten Kulturen und einem zahlreichen Viehstande besizen die Kolonisten unter andern Gewerken 15 Zukerfabriken und 20 Mandiocamühlen.

Die Kolonie Vargem Grande ist auch ein abgerissener Zweig von San Pedro de Alcantara, welcher im Jahre 1837 sich trennte und am Rio Cubatao, zwei Legoas nördlich von da im Municipium San José, sich niederließ. Diese Kolonie wurde im Jahr 1837 von 43 Deutschen und einem Dänen nebst einigen Brasilianern gegründet, und zählte im Jahr 1853 schon 116 Ansiedler, wovon 67 daselbst geboren waren. Eine gesunde Gegend! Fast alle Bewohner sind katholisch. Ihre Vermögensverhältnisse sind sehr befriedigend. Die Hauptmärkte für ihre Erzeugnisse finden sie in der Provinzialhauptstadt und in San José.

Diese drei Kolonien sind sämmtlich Schöpfungen der deutschen Einwanderung von 1828. Sonst giebt es noch auf mehreren Punkten der Municipalbezirke von San José, San Miguel und Porto Bello kleinere deutsche Ansiedelungen, die von derselben herstammen; die nen-

nenswerthesten sind diejenigen an den Flüssen Biguassu, Tejucas und am kleinen Itajahy.

Ein zweiter Zeitraum der deutschen Kolonisationsgeschichte von Santa Catharina beginnt mit dem Jahre 1847, in welchem eine Anzahl der von Antwerpen und Dünkirchen nach Rio de Janeiro gekommenen Auswanderer von der Regierung unentgeltlich hierher befördert wurde. Von denselben sind folgende drei Kolonien besiedelt worden:

Die Kolonie Santa Isabel bildete sich mit 256 Personen, die im Juli 1847 in der Nähe des Flusses Bugres, an der Straße nach Lages, sechs Legoas von dem Städtchen San José im gleichnamigen Municipalbezirke, sich niederließen. Die Oertlichkeit der Niederlassung ist sehr fruchtbar und gesund und die Ansiedler kommen gut fort. Ihr Viehbestand an Rindern, Mauleseln, Pferden, Schweinen und Schafen ist schon beträchtlich. Seit Gründung der Kolonie sind nur sieben ältere Personen gestorben, dagegen aber 58 Kinder geboren worden, und sie zählt jezt über 300 Köpfe.

Die Kolonie da Piedade, im Jahre 1847 nördlich von der Barre der Stadt Desterro mit 150 Deutschen begründet, ist schon auf 90 Köpfe herabgesunken und wird sich troz der günstigen Lage nicht erhalten, weil der Boden wenig taugt. Die abgegangenen Ansiedler haben sich nach andern Niederlassungen begeben und gedeihen.

Die Kolonie Leopoldina, 1848 begründet mit vier deutschen und einer belgischen Familie, welche von Piedade gekommen waren, im Ganzen 15 Personen, im Jahre 1852 durch mehrere neuangesiedelte Familien auf 38 Köpfe verstärkt, liegt oberhalb der Quellen des Biguassu, an der alten Straße von San Pedro nach Lages, etwa 7 Legoas von der Küste. Der Boden ist fruchtbar; es scheint aber, daß diese Ansiedelung nicht gesucht ist, da seitdem keine weiteren Einwanderer dahin gekommen sind.

Die neuesten Kolonien sind Dona Francisca und Blumenau. Sie sind für die freie deutsche und schweizerische Auswanderung unstreitig die wichtigsten, nicht allein der Provinz Santa Catharina, sondern für die nächste Zukunft Südbrasiliens überhaupt, die blühenden deutschen Ansiedlungen im Norden von Rio Grande vielleicht allein ausgenommen; mit diesen haben sie die herrliche Aufgabe gemein, der Auswanderung den Weg nach der schönen und schwach bevölkerten südbrasilianischen Hochebene zu eröffnen, und dieß ist das Land, in dem sich Deutsche und Schweizer sammeln müssen, denen es an der Beibehaltung und Geltendmachung ihrer Nationalität gelegen ist. Wir werden daher auch beide Kolonien etwas ausführlicher behandeln, als es im Allgemeinen der Raum unseres Büchleins gestattet.

Dona Francisca liegt im Norden der Provinz. Das Gebiet der Kolonie bildete früher einen Theil der Ländereien des Prinzen und der Prinzessin von Joinville. Der „Kolonisationsverein von 1849 in Hamburg" erwarb sich anfänglich eine Fläche von neun Quadratlieues, welche durch einen neuen voriges Jahr zwischen dem Prinzen und dem Verein geschlossenen Vertrag auf mehr als die doppelte Größe erweitert wurde. Es ist ein waldiges Hügelland mit Erhebungen von 3—400 Fuß, welche im westlichen Theil bis zum Seegebirge zu bedeutenden Höhen ansteigen. Im Süden, ungefähr vier Stunden vom Hauptort Joinville wird die wellenförmige Bodenbildung von einer sumpfigen Niederung unterbrochen, während jenseits derselben eine sanfte, allmälig gegen das Gebirge hin sich erhebende weite herrliche Ebene sich ausbreitet. Der nordwestliche Theil ist am gebirgigsten und die ihn durchfließenden Bäche bieten reiche Kräfte zum Treiben von Mühlen und andern Wasserwerken. Ueberhaupt ist das Koloniegebiet in allen Richtungen durch Bäche gut bewässert. Der Fluß Piraby-Piranga, welcher mit der Lagoa Bonito in Verbindung steht, durchfließt es vom westlichen Gebirge her in süd-

östlicher Richtung. Im Osten der Kolonie haben wir den mächtigen San Franciscofluß, der ebensowohl ein mehrere Küstenflüsse in sich aufnehmender Meeresarm genannt werden kann. Mit dem Meere bildet er die beiden Inseln San Francisco und Sahy, zwischen denen hindurch die Wasserstraße vom Ozean in den Saguassi-See, eine Ausbuchtung des Rio San Francisco, führt. In diesen See ergießt sich der Cachoeiro und da, wo unweit davon der von Süden herfließende Bucarein in leztern mündet, beginnt die Kolonie. Bis in den Eingang des Saguassi-Sees gelangen auch die größten Seeschiffe ohne Schwierigkeiten, bis zum Anfang der Kolonie, wo die Stadt und der Hafenplaz derselben, Joinville, angelegt sind, Küstenfahrer von einem Gehalt bis zu sechszig Tonnen. In dem bereits genannten, von der Kolonie in wenigen Stunden Flußfahrt zu erreichenden Hafen San Francisco auf der gleichnamigen Insel, bietet dem Ansiedler sich der natürliche Stapelplaz für seine Produkte, und finden dieselben von dort ihren Weg nach dem Weltmarkt in Rio de Janeiro. Die Lage der Kolonie ist also eine sehr vortheilhafte. Ebenso bietet das Erdreich dem Landmann günstige Aussichten. Die vorherrschende Bodenart ist ein mit Sand gemischter humusreicher, gelber Lehm, welcher sich durch eine außerordentliche Fruchtbarkeit auszeichnet. Auf den Hügeln, — weil dem Regen rascheren Abfluß gewährend, — trokener, in den Niederungen eine größere Feuchtigkeit bewahrend, fordert er je den Lokalitäten entsprechend verschiedene Kulturen, und während auf den Hügeln vorzugsweise z. B. Mais, Mandioca, Bohnen und Kaffee mit Erfolg gebaut werden, eignen die Thäler und Niederungen sich ganz besonders für Reis und Zukerrohr. — Die Wahrheit des Sprüchwortes „aller Anfang ist schwer" hat auch die Kolonie Dona Francisca an sich erfahren müssen. Der Kolonisationsverein ließ es an der nothwendigen Vorsicht und Sorgfalt nicht fehlen. Vom Mai 1850 bis Anfangs März 1851, da die ersten 124 Deutschen und

Schweizer von Hamburg und 74 Norweger, welche nach Kalifornien bestimmt an der brasilianischen Küste Schiffbruch gelitten, von Rio de Janeiro her auf der Kolonie eintrafen, waren Empfangshäuser gebaut, Lebensmittelmagazine angelegt, vorläufige Wege in den Urwald geschlagen und etwas Land bepflanzt worden. Noch im gleichen Jahre folgten zwei andere Schiffe mit gegen 300 Personen, wovon etwa die Hälfte Schweizer, so daß am Schlusse desselben bereits 484 Köpfe auf der Kolonie eingetroffen waren. Leider waren unter diesen zu viele Leute, die von Hause aus an ein bequemeres Leben und manche Genüsse gewöhnt waren, wie sie sich mit der harten Arbeit des Hinterwäldlers nicht vereinigen lassen. Die meisten waren mit den überspanntesten Erwartungen und hochfliegenden Hoffnungen hergekommen, denen die bittere Enttäuschung bald folgen mußte. Die leicht erklärliche Unzufriedenheit und gedrükte Gemüthsstimmung leisteten den aus der feuchten Ausdünstung des eben erst gelichteten Urwaldes und der veränderten Lebensweise hervorgehenden Krankheitsursachen Vorschub. Im ersten Jahre starben nicht weniger als fünfzig von den Eingewanderten. Später nahm die Sterblichkeit mit dem Verschwinden der genannten Veranlassungen ab; im Jahr 1853 starben von einer Bevölkerung von ungefähr 900 Personen nur 11 und im Jahr 1854 unter etwa 1200 Einwohnern nur noch 12, ein Verhältniß, das mehr als doppelt so günstig ist, als durchschnittlich in den gesunden Gegenden Deutschlands und der Schweiz. Diese beiden Jahre scheinen sich freilich durch besondere Gesundheit ausgezeichnet zu haben; denn im laufenden Jahre stellt sich die Sterblichkeit ungefähr so heraus, wie sie hiezulande gewöhnlich ist. Dagegen ist die Zahl der Geburten bedeutend größer und erweist sich Dona Francisca auch in dieser Beziehung als eine sehr fruchtbare Gegend. Bezeichnend für die Gesundheitsverhältnisse ist der Umstand, daß vier eingewanderte Aerzte aus Mangel an Beschäftigung und Verdienst die Kolonie wieder verlassen haben, obgleich

der jeweilen von dem Verein angestellte ein monatliches Wartgeld von 30 Milreis, also jährlich ungefähr 1050 Franken erhielt. Im lezten Sommer theilten sich ein Apotheker, ein Wundarzt und drei Hebammen in die ärztliche Praxis. Die im jüngsten Bericht des Direktors aufgeführten Todesfälle betrafen fast ausschließlich kleine Kinder und die bemerkenswerthesten Krankheiten waren unbedeutende gastrische und leichte Wechselfieber. Von äußern Verlezungen kam ein Schlangenbiß vor, der nach wenigen Tagen ohne üble Folgen heilte. Es war der zweite in den fünf Jahren seit Beginn der Kolonie. Zieht man in Betracht, daß wenigstens $^4/_5$ der Kolonisten das ganze Jahr baarfuß gehen, so wird man die Furcht vor giftigen Schlangen eine sehr ungegründete nennen müssen, wie sie es überall in Südbrasilien ist. — Gegenwärtig wird sich die Bevölkerung von Dona Francisca auf 11—1200 Seelen belaufen (der Bericht vom 25. Juli 1856 zählt 1052), von denen über 400 auf das Städtchen Joinville kommen. Im Ganzen sind bisher durch die Vermittlung des Vereins etwa 2000 Deutsche und Schweizer in Dona Francisca gelandet; es hat demnach wieder eine beträchtliche Auswanderung von da stattgefunden und ist so diese Kolonisationsunternehmung auch andern Gegenden von Santa Catharina z. B. Blumenau und der Nachbarprovinz Parana nüzlich geworden. Seit dem Jahre 1853, da die erforderliche Zahl älterer Kolonisten brasilianische Bürger geworden, ist Dona Francisca eine selbstständige Gemeinde. Dieselben wählten einen Friedensrichter und die Regierung ernannte einen von ihnen zum Polizeihauptmann. Auch ein Kirchen- und Schulrath wurde auf Anregung des Pastors Hölzel von den Ansiedlern gewählt. Schulen giebt es zwei, die ordentlich besucht werden, die eine in Joinville, die andere in der Mittelstraße. Der eine Lehrer wird vom Verein, der andere von der brasilianischen Regierung besoldet. Ebenso hat die leztere schon im Jahr 1853 eine jährliche Summe von 1600 Milreis bewilligt,

um davon zu gleichen Theilen je einen Geistlichen protestantischen und katholischen Glaubensbekenntnisses zu besolden. Der protestantische Gottesdienst wurde bis jezt in einem provisorischen Gebäude zu Joinville, bisweilen auch hinten in der Kolonie gehalten. Der Kirchenbesuch wird als fleißig gerühmt und man hofft, daß die Regierung in nächster Zeit die Mittel zum Bau einer protestantischen Kirche anweisen werde. — Das Straßenwesen ist in sehr gutem Zustande. Der Verein hat große Summen darauf verwendet und die Regierung ließ ihm im Jahr 1854 einen Beitrag von 2000 Milreis zu Theil werden. Die Ansiedler sezten aus ihrer Mitte eine Wegebauverwaltung nieder, welcher nebst den Zuschüssen der Regierung die für das Straßenwesen von den Grundbesizern zu erhebenden Abgaben überwiesen wurden. Zur Erstellung der so wichtigen Verbindung mit dem Hochlande sind manche vorbereitende Schritte geschehen. Außer der von uns schon erwähnten Untersuchungsreise des Direktors Papst sind seither noch mehrere andere in verschiedenen Richtungen ausgeführt worden. Man ist nun darüber einig geworden, daß die am vortheilhaftesten und leichtesten auszuführende Straße nach dem Hochlande von Parana durch das Thal des Cubatao führen müsse, hat bereits einen gangbaren Weg von der Mittelstraße nach diesem Fluße hergestellt und arbeitet an dessen Verbesserung. Die ältern in den ersten Jahren erbauten Straßen, welche fächerartig von Joinville aus nach Norden, Westen und Südwesten führen, und an denen die meisten Ansiedelungen liegen, sind, sowie die nöthigen Brüken über Flüsse und Bäche, gut unterhalten und fahrbar. Mehreres ist auch für Entwässerung sumpfiger Stellen gethan worden und man geht mit dem Gedanken um, den Cachoeiro zu kanalisiren, wofür ein Geldbeitrag von der Regierung in Aussicht steht. — Die Mehrzahl der Bevölkerung von Dona Francisca besteht aus Landbauern. Der Ertrag der Pflanzungen war dieses Jahr sehr reichlich; namentlich ist die Ernte aller Gemüse und

Knollengewächse, von denen die Kolonie über den eigenen Bedarf erzeugt, und der des Reis, Kaffees und Zukerrohrs sehr günstig ausgefallen. Auf der Kolonie sind schon über 36,000 Kaffeebäume angepflanzt, deren jeder jährlich durchschnittlich 5—6 Pfund Kaffee liefert. Der Viehstand dekt die Bedürfnisse noch nicht; doch vermehrt er sich von Jahr zu Jahr, was besonders mit der Schweinezucht der Fall ist. An gewerblichen Unternehmungen sind nach und nach entstanden zwei Zukerfabriken, zwei Reisstampfen, zwei Maismühlen, zwei Oelpressen, sechs Mandiocamühlen und zwei Zigarrenfabriken. Ferner bestehen auf der Kolonie eine Brettschneide, zwei Ziegeleien und eine Töpferei, wozu endlich drei Mühlenwerke kommen, die im Juli 1856 noch im Bau begriffen waren. Alle nothwendigen Handwerke sind so gut vertreten, daß für einmal, bis die Bevölkerung mehr angewachsen ist, kein Zuzug von Professionisten verlangt wird mit Ausnahme von Zieglern und Maurern. — Das Land verkauft der Hamburger Kolonisationsverein bei sofortiger Baarzahlung, außer in ausnahmsweise begünstigten Lagen — wie innerhalb des Stadtplazes und zwischen bereits bebauten und kolonisirten Ländereien u. s. w. — den Morgen zu einem Preise von zwei und drei Thaler preuß. Courant, also durchschnittlich ungefähr neun Schweizerfranken, ein Preis, der in Ansehung der vorgeschrittenen Verhältnisse von Dona Francisca als sehr billig erscheint. Hat der Ansiedler die Mittel, die erste schwere Arbeit des Waldschlagens durch Andere vollziehen zu lassen, so kostet ihn das Zurüsten des Bodens bis zur Aufnahme der Saat für den Morgen mindestens dreißig Franken. Ein Ansiedler, der sich seinen Lebensunterhalt bis zur ersten Ernte nicht durch Lohnarbeit erwerben will, muß ferner noch für Lebensmittel, Sämereien, einen kleinen Viehstand und den Bau einer landesüblichen Wohnung etwa 1000 Franken zu verwenden haben. Nach diesen Angaben können die Kosten einer Ansiedelung in Dona Francisca für einen wohlhabenden Auswanderer berechnet

werden. Aber auch der völlig mittellos auf der Kolonie ankommende Einwanderer hat, wenn er mit der Tüchtigkeit zur Arbeit den redlichen Willen zu solcher verbindet, die Gewißheit, binnen einigen Jahren im schuldenfreien Besiz eines ihn nährenden Grundstükes zu sein. Der Hamburger Kolonisationsverein verkauft nämlich an solche unbemittelte Einwanderer sein Land auf drei= bis fünfjährigen Kredit und schafft ihnen zugleich lohnende Arbeit, welche überhaupt seit dem Bestehen Dona Franciscas noch keinem Arbeitsuchenden jemals gefehlt hat. Der Einwanderer theilt nun seine Zeit so ein, daß er einen Theil zur Lohnarbeit, sei es beim Verein, sei es bei einem Privaten, verwendet, die übrige Zeit dagegen auf seinem Lande arbeitet, und allmälig so viel Land urbar macht, als erforderlich ist, um ihm die nothwendigsten Lebensmittel zu liefern. Auf diese Art leben Viele der in den ersten Jahren nach Dona Francisca ausgewanderten ganz armen Schweizer. Sie kommen zwar langsam, aber sicher vorwärts, haben dem Verein schon ordentliche Summen an die Schulden für ihr Land, Lebensmittel u. s. w. abbezahlt und den Heimathgemeinden, welche ihnen das Reisegeld vorgestrekt hatten, haften ihre Grundstüke für die spätere Rükzahlung. Fortwährend erleichtert auch jezt noch der Verein ärmern Leuten die Auswanderung nach Dona Francisca dadurch, daß er ihnen die Hälfte der Ueberfahrtskosten vorschießt, welche Schuld sie drüben abverdienen können.

Noch erübrigt uns eine Darstellung der Verhältnisse, in welche der Verein behufs der Erweiterung der Kolonie seit dem Jahr 1855 getreten ist. Dieselben erhellen am besten aus den Verträgen, welche die drei Kontrahenten: die Regierung, der Prinz von Joinville und der Hamburger Verein, gegenseitig schlossen. Wir gehen etwas genauer auf dieselben ein, indem wir sie neben dem unten folgenden, die Kolonie Blumenau betreffenden als Beispiel dienen lassen möchten, unter welchen Bedingungen auch andere Kolonisationsunternehmungen von

der brasilianischen Regierung begünstigt werden. In dem ersten Vertrage verpflichtete sich der Verein, „die Einwanderung von 2250 gut beleumundeten europäischen Kolonisten direkt von Europa oder von den Vereinigten Staaten in die Kolonie Dona Francisca binnen drei Jahren zu bewirken (10 % davon sollen Handwerker, die übrigen Landbauer sein); Empfangshäuser zum vorläufigen Obdach von mindestens 200 Kolonisten zu halten, den armen Einwanderern Lebensmittel für 8 Tage zu geben und ihnen lohnende Arbeit auf sechs Monate nachzuweisen; die Straßen und Wege, welche zum Verkehr der Ansiedler in Dona Francisca dienen, herzustellen; für Nichterfüllung jeder Bestimmung dieses Kontraktes eine Strafe von 4000 Milreis zu bezahlen." Dem gegenüber verpflichtete sich ihrerseits die Regierung, „dem Verein zur Dekung der Unkosten, welche die Erfüllung der obigen Verpflichtungen nöthig macht, einen Beitrag zu liefern in Form einer Prämie für die eingeführten Kolonisten und zwar für jede Person von 10 bis 45 Jahren 30 Milreis und für jede Person von 5 bis 10 Jahren 20 Milreis; die Kosten der Erhaltung der Brüken zu übernehmen; Kirchen, sowohl für die Katholiken, als auch für die Protestanten, so wie auch Schulen auf ihre Kosten bauen zu lassen und die katholischen und protestantischen Prediger, so wie die Lehrer für den Elementarunterricht zu honoriren; eine fahrbare Straße über das Gebirge zu bauen, welches die Kolonie von der Provinz Parana trennt, wenn dies ohne große Kunstwerke geschehen kann." Im Weitern stellt die Regierung dem Verein frei, nach Vollendung der Straße über das Gebirge auf der dahinter belegenen Hochebene zwei Quadrat-Legoas Land zum Preise von ½ Real per Quadrat-Braça zu kaufen, wogegen der Verein auch dies Gebiet mit 2000 Kolonisten zu bevölkern haben würde, mit Hülfe einer gleichen Prämie, als die oben angegebene. Schließlich sichert die Regierung dem Verein das Vorkaufsrecht über fernere 16 Quadratlegoas,

angrenzend an die besagten 2 Quadratlegoas, unter Zusage, dem Verein für Kolonisirung derselben ebenfalls Begünstigungen gewähren zu wollen. — Ganz ähnlich lautete der mit dem Prinzen von Joinville abgeschlossene Vertrag; nur daß der Prinz sich zur Einführung und Ansiedelung von 4000 Kolonisten auf seinen Ländereien im Laufe von fünf Jahren verpflichtete und die Regierung ihm für dieselbe Zahl von Personen die obigen Prämien von resp. 30 und 20 Milreis zugestand, über eine eventuelle Ausdehnung der zu kolonisirenden Ländereien mit dem Prinzen jedoch nichts verabredete. — Eine erste Folge dieser beiden Verträge war ein dritter Vertrag zwischen dem Hamburger Kolonisationsverein und dem Prinzen von Joinville, wodurch das Zusammenwirken beider zu gemeinsamer Fortsezung des in Dona Francisca begonnenen Kolonisationswerkes festgestellt wurde. Der Prinz trat als Aktionär in das Unternehmen des Kolonisationsvereins ein und sein bereits seit fünf Jahren in Dona Francisca ansässiger Bevollmächtigter, Herr Aubé, übernahm daselbst die Leitung der neuen gemeinschaftlichen Koloniedirektion.

Blumenau, die wohlgelungene Schöpfung eines einzelnen durch Unternehmungsgeist, Thätigkeit, Einsicht und Charakterfestigkeit ausgezeichneten Mannes, des deutschen Dr. Blumenau, liegt auf beiden Ufern dieses Flusses, oberhalb der schon genannten deutschen und belgischen Kolonie Itajahy. Nach mehrjährigem Aufenthalt und Reisen in Brasilien erwarb sich Dr. Blumenau durch Kauf und Abtretungen ein über 155,000 preußische Morgen messendes Stük Land am Itajahy, errichtete auf demselben eine Pflanzung mit Sägemühle und Zukerfabrik und begann seine Kolonie im September 1850 mit 17 Personen. Ihr Wachsthum war, jedoch nicht zu ihrem Nachtheil, nur langsam; sie zählte Ende 1854 erst etwas über 300 deutsche Einwohner, fast lauter Protestanten. Mit Schluß dieses Jahres wird die Bevölkerung, hauptsächlich durch Zufluß in den lezten Mo-

naten, doppelt so groß sein. Die frühern Ansiedler erhielten ihr Land, je ungefähr 96 Morgen, umsonst, nur hatten sie eine geringe Summe für die Vermessung und in die Koloniekasse zu bezahlen. Ebenso schenkte Dr. Blumenau eine beträchtliche Fläche Land für kirchliche, Schul- und Gemeindezweke, gewährte den unbemittelten Ankömmlingen Arbeit und Allen zeitweiliges Obdach in eigens errichteten Aufnahmehäusern. Zur Verbesserung der Wege, Brükenbauten u. dgl. kam ihm die kaiserliche Regierung mit einem Darlehen von 10,000 Milreis zu Hülfe und die Provinzialregierung stellte auf ihre Kosten einen deutschen evangelischen Lehrer an. Ein Apotheker ist auf der Kolonie angesiedelt, ein Arzt unweit davon. In zwei Kramladen können sich die Ansiedler ihre einfachen Bedürfnisse kaufen. Der Akerbau blüht; denn reichlich lohnet der dankbare Boden die auf ihn verwendete Mübe und zur Verarbeitung der Erzeugnisse sind manche Anlagen entstanden: zwei Mandiocamühlen, eine Mühle zum Mais- und Reismahlen, Reisschälen und Oelpressen. Zuker und Branntwein konnte schon voriges Jahr ausgeführt werden. Das Zukerrohr wächst in einer Stärke und Ueppigkeit, wie in den heißen Niederungen der nordöstlichen Provinzen. Die jungen Kaffeepflanzungen versprechen binnen wenigen Jahren einen kostbaren Ertrag; denn die von ältern Bewohnern am Itajahy erhaltenen Bohnen werden dem besten Rio-Kaffee gleich geschäzt. Der auf der Kolonie gepflanzte Tabak liefert ein vorzügliches Blatt. Mais, Reis, Bohnen, Mandioca und die übrigen einheimischen Wurzelgewächse sind erstaunlich ergiebig. Deutsche Kartoffeln werden vom Itajahy ausgeführt; man pflanzt sie jährlich zwei Mal, im Herbst und im Frühling; doch fällt gewöhnlich die Saat der leztgenannten Jahreszeit nicht so gut aus, wie die der erstern. Mit deutschen Getreidearten und Futterkräutern sind gelungene Versuche gemacht worden; ebenso mit unsern Gemüsen und Küchengewächsen. Die Erdbeere gedeiht neben der Ana-

nas, der nordische Apfel neben der tropischen Banane; Trauben, Pfirsiche, Quitten, Feigen, Apfelsinen und Zitronen vermehren den Reichthum an einheimischen trefflichen Früchten. Der Urwald bietet eine Menge kostbarer Holzarten, die um so werthvoller sind, als überall im Itajahythale sich Wasserkraft zur Anlage von Sägen (die Kolonie hat deren bereits drei) findet und der Fluß die Ausfuhr erleichtert. Sehr häufig ist ein feiner Thon, der der Errichtung von Töpfereien und Ziegeleien ruft, und ein scharfkörniger Sandstein wurde bereits zu Schleifsteinen verarbeitet. Das Dasein von Braunstein, Eisen- und Kupfererzen und von Goldsand im Itajahy ist vollständig festgestellt. Das Klima ist durchaus gesund; epidemische Fieber herrschten noch nie auf der Kolonie; die Akklimatisationsbeschwerden sind leicht und bald überstanden. Man sieht demnach, daß der Kolonie Blumenau nichts mangelt, um die glükliche Heimath einiger tausend deutscher und schweizerischer Ansiedler zu werden. Noch mehr; sie wird einer viel größern Zahl Auswanderer als Landungsplaz dienen, wenn die Wahrscheinlichkeit, daß das Itajahythal auf der ganzen Küstenstreke von Santa Catharina den bequemsten Weg nach dem Hochlande biete, sich zur Gewißheit herausstellt. Vorher aber gilt es erst, die schöne Kolonie Blumenau besser zu bevölkern und die fruchtbare Gegend zwischen ihr und dem Seegebirge zu besiedeln, welche mit Ausnahme einer kurzen von Privaten angesprochenen Streke auf beiden Ufern des Itajahy, Staatseigenthum ist. Wir lassen hier die wesentlichen Bestimmungen des Vertrages folgen, den Dr. Blumenau leztes Jahr mit der Reichsregierung abgeschlossen hat. Der Leser wird daraus namentlich auch die Vortheile und Hülfsquellen kennen lernen, auf welche Jeder zählen kann, der dem Rufe des Dr. Blumenau zum Anschlusse an seine erweiterte Unternehmung folgt. „Die Regierung strekt ihm den Betrag von 85,000 Milreis vor, welche binnen sieben Jahren auszuzahlen sind, gewährt für dieselbe Zeit den Gehalt eines evangelischen

Predigers mit 800 Dollars jährlich; ferner 10,000 Milreis zum Ankauf von Ländereien am Seehafen des Flusses und Errichtung einer Landungsbrüke an demselben, und einen Zuschuß von 32,000 Milreis zu den Kosten eines Weges vom Itajahythale direkt auf das Hochland, welche vom vierten Jahre an jährlich mit 8000 Milreis zu zahlen sind. Sie gesteht dem Unternehmer und seinen Ansiedlern zum Minimalpreise das Vorkaufsrecht auf etwa die Hälfte der Ländereien zu, welche diesen Weg begrenzen, und dieselben Befreiungen und Begünstigungen auf 10 Jahre, welche am 15. Mai 1850 der Kolonie Dona Francisca gewährt wurden, und wodurch auch den Auswanderern, welche sich nach der Kolonie Blumenau wenden, die direkte Fahrt und Ausschiffung an der Mündung des Itajahyflusses, die freie Einfuhr ihres Gepäkes und Geräthes, Handelswaaren jedoch streng ausgenommen, der Erlaß desselben Zehntens beim Verkaufe von Ländereien, der Abgabe vom Ankauf und Halten von Küstenschiffen und verschiedene geringfügigere Begünstigungen, dem Unternehmer außerdem die freie Einfuhr einiger der ersten Bedürfnisse für die Arbeiter der Kolonie gesichert werden." Dagegen unterwirft sich der Unternehmer folgenden Verpflichtungen: „Er hat seine Kolonie im Allgemeinen auf den höchstmöglichen Grad des Gedeihens zu bringen, und zu diesem Behufe in den ersten fünf Jahren des Vertrages mindestens 1600, in den folgenden fünf Jahren 2400 Auswanderer aus Europa oder den Vereinigten Staaten an den Itajahy einzuführen, sowie die übrigen, in seinem eingereichten und im Generallandamte aufbewahrten Entwurfe enthaltenen Vorschläge und Maßregeln in's Werk zu sezen. Es gehört dahin in kürzester Frist der Bau eines gottesdienstlichen Gebäudes, der Wohnung des evangelischen Predigers und eines geräumigen Schulhauses mit Lehrerwohnung verbunden; der Bau von fernern zwei Schulhäusern in 3 und 5 Jahren und Anstellung und Besoldung von zwei weitern

Lehrern in derselben Frist oder früher; die Errichtung von Aufnahmehäusern am Hafen des Itajahy, in der jezigen Kolonie und den auf der Straße nach dem Hochlande weiter zu bildenden Kolonieen oder Einwanderer-Knotenpunkten, um den Anlangenden für die erste Zeit ihres Aufenthaltes freies Obdach zu gewähren; der bessere Ausbau und die Erhaltung der von der Kolonie nach der See führenden Straße, sowie die Eröffnung von Wegen und der Bau von Brüken im Innern der Kolonie, dem eingereichten Voranschlage gemäß; weiter der Bau eines landesüblichen Weges auf das Hochland nach vorheriger Genehmigung ihrer Richtung von Seiten der Regierung, und längs desselben, von etwa 4 zu 4 Meilen, die Errichtung von Koloniepunkten und von Obdach-Schuppen für Reisende; die Errichtung einer Pflanzen- und Obstschule und ihre allmälige Ausbildung zu einem Versuchs- und Kulturgarten u. s. w. Für Vorschüsse, welche ihm gewährt werden, haftet Dr Blumenau's gesammtes Eigenthum, und besonders sein Gut am Bache La Velha in der Kolonie mit hypothekarischer Verpfändung; jedoch ist er nicht behindert, den Einwanderern Ländereien als ihr Eigenthum abzugeben, und bleibt dieses ihnen als unantastbar gewährleistet, wie auch immer jener seinen Verpflichtungen gegen die Regierung nachkommen möge. Durch Brechen oder Nichterfüllung von irgend einer derselben verfällt er in eine Strafe von 4000 Milreis. — Die Tilgung der erhaltenen Vorschüsse und die Rükzahlung des früher von der kaiserlichen Regierung gewährten Darlehens soll endlich in der Weise geschehen, daß ihm für die Einführung und Ansiedelung eines jeden Kolonisten am Itajahy, für solche von 5 bis 10 Jahren je 20, für diejenigen von 10 bis 45 Jahren aber je 30 Milreis vergütet werden. Sind nach Ablauf der festgesezten 10 Jahre nicht so viel Einwanderer angelangt und angesiedelt, als genügen, den Gesammtbetrag der Schuld zu tilgen, so ist eine weitere Frist von zwei Jahren zur Vervollständigung gelassen, während

welcher jedoch der noch schuldige Rest zu verzinsen ist.“ — Die im Anfang geübte Landschenkung an die Ansiedler hat gegenwärtig keine grundsäzliche Geltung mehr; aber die Preise des Landes sind billig. Die Grundstüke zerfallen in mehrere Klassen: diejenigen auf dem Stadtplaze, hauptsächlich für Handwerker, Kaufleute, überhaupt für Ansiedler, die sich weniger mit Landbau beschäftigen, bestimmt, messen je einen Morgen; diejenigen der nähern Umgebung von 1—10 Morgen. Diese Grundstüke gelten je nach ihrer Entfernung und Güte, 6 bis 10 Milreis der Morgen, wenn sie noch bewaldet (diese sind nicht mehr zahlreich), und 20—50 Milreis, wenn sie schon abgeholzt sind. Die ländlichen Grundstüke, kleinere von 5—30 und größere von 80—120 und mehr Morgen, kosten im Innern der Kolonie ½—2 Milreis, am Ufer des Itajahy, wo aber die meisten schon vergeben sind, 2½—5 Milreis der Morgen. Familien erhalten unter gewissen Bedingungen Land auf dreijährigen Kredit, sogar, wenn sie arm, aber rechtschaffen und tauglich sind, mehrere Monate Unterstüzung. Im Allgemeinen haben sie jedoch nachzuweisen, daß sie die Kosten der Einrichtung und des Unterhaltes für zwei Jahre, die sich von 150—300 Milreis belaufen, bestreiten können. Unverheirathete Männer hingegen müssen das Grundstük baar bezahlen und noch ein Kapital von 250 bis 400 Milreis besizen, um Arbeiter zu miethen und die nöthigen Einrichtungen zu treffen; denn das Kolonieland soll nicht nur auf Spekulation gekauft, sondern wirklich bebaut werden. Aus diesem Grunde gilt denn auch die Bestimmung, daß jeder Uebernehmer binnen vier Monaten eine Wohnung auf seinem Lande zu errichten hat und dieselbe binnen 6 Monaten bezogen werden muß; wo nicht, so hat jener sein Eigenthumsrecht verwirkt, und wenn ein Grundstük 10 Jahre lang nicht von dem Besizer oder seinem Stellvertreter bewohnt ist, so wird es versteigert und der Ertrag fällt zur Hälfte in die Kolonie-, zur Hälfte in die Schul- und Kirchen-

kasse. — Die Kolonie besteht aus dem bereits abgegränzten Stadtgebiet und einer Anzahl, vorläufig fünf, Landgemeinden, jede ungefähr eine Quadratmeile groß. Zu protestantischen Kirchen- und Schulzweken schenkt Dr. Blumenau dem erstern 600 Morgen Land, den lezteren je 400 Morgen und überdieß jeder 25—40 Morgen zu Friedhöfen, Gemeindeplaz u. s. w. — Auf die Kolonieverfassung, wie sie Dr. Blumenau entworfen, treten wir nicht näher ein, da es uns unbekannt ist, ob sie bereits zur Ausführung gekommen, d. h. der Kolonierath, die ihm untergeordneten Gemeinderäthe und die Kirchen- und Schulkommission gewählt worden sind. Sie scheint uns auch in einigen Punkten, z. B. in der Beschränkung des Stimm- und Wahlfähigkeitsrechtes, etwas engherzig zu sein. Hingegen ist aller Anerkennung werth, wie für Aeufnung eines öffentlichen Fondes gesorgt wird, aus dem künftig die Auslagen für gemeinnüzige Zweke fließen sollen. Von jedem auf dem Landgebiete vergebenen Grundstüke ist nämlich ein Jahr nach der thatsächlichen Besiznahme alljährlich von der Quadratbraçe $1/_{25}$ Real, mithin für 100 Morgen alljährlich 2 Milreis zu entrichten; ausgenommen sind nur die Kirchen-, Schul- und zu öffentlichem Dienst verwendeten Ländereien, sowie diejenigen des Unternehmers, welche zur Abgabe an Einwanderer bestimmt sind, aber noch nicht vergeben wurden, während er für seinen eigentlichen Privatbesiz, etwa 1000 bis 1500 Morgen, der Steuer unterworfen ist. Auf dem Stadtgebiete zahlt jede Feuerstätte jährlich ein Milreis und eben so viel auf dem Landgebiete jeder Handwerker oder überhaupt alle diejenigen, welche neben Akerbau noch irgend ein industrielles Geschäft betreiben, wofern die von den Grundstüken, auf welchen die betreffenden Feuerstätten sich befinden, zu erhebende Steuer 1 Milreis nicht erreicht. Außerdem hat bis jezt Herr Dr. Blumenau fünf Prozent von dem für den Landverkauf eingegangenen Gelde an die Koloniekasse abgegeben.

Sechstes Kapitel.

Die Provinz Rio Grande do Sul.

Sie bildet den südlichsten Theil des Reiches und grenzt östlich an's Meer, gegen Norden an Santa Catharina und Parana, gegen Westen an den argentinischen Staat Corrientes, südwestlich und südlich an Uruguay oder die Banda Oriental. Die Grenze gegen diese Republik ist noch nicht vollständig geregelt; die bezüglichen Arbeiten werden aber bald beendet sein. Die Küste ist größtentheils flach und besteht aus Sanddünen; sie leidet Mangel an guten Häfen und die Schiffe können sich nur mit Vorsicht der Mündung des Rio Grande nähern. Um so günstiger sind die Verhältnisse für die Binnenschifffahrt beschaffen. Nahe am Meere, nur durch breite Landzungen mit einer Reihe kleinerer seichter Seen von ihm getrennt, erstreken sich zwei große Seen: die Lagoa dos Patos, welche durch den Rio Grande do Sul mit dem Ozean zusammenhängt, und die Lagoa Mirim, deren Abfluß, Rio S. Gonsalves, in die Lagoa dos Patos mündet. Diese Seen nehmen eine Menge Flüsse in sich auf; die wichtigsten sind der Rio Jacuhy und der Rio Camacuam, die sich in die Lagoa dos Patos ergießen. Der beträchtlichste Strom aber ist der Uruguay, der auf einer langen Streke die nördliche und westliche Grenze bildet. — Der Gestalt ihrer Oberfläche nach zerfällt die Provinz in Hochland und Tiefland; jenes ist die Fortsezung der Hochebene von Parana und Santa Catharina und hat dasselbe Aussehen einer wellenförmigen Fläche, auf der fruchtbare offene Campos mit kleinern lieblichen Wäldchen und größern Laub- und Brasilfichtenwaldungen abwechseln. Auf diesem Hochlande entspringen zum Theil die Quellenflüsse des Uruguay. Es wird von dem Tieflande durch mehrere mit dem prächtigsten Urwalde bestandene Gebirgsketten, die Ausläufer der mehrerwähnten Serra do Mar oder Serra

Geral geschieden. Auch im Niederlande sind die Campos sehr ausgedehnt, aber von anderer Art als auf der Hochebene. Diejenigen zwischen dem Meere und den Seen sind fast ganz flach, nur von unbedeutenden Hügelreihen, Felsen und zerstreuten Wäldchen durchzogen, der Boden mehr oder weniger sandig, doch fruchtbar am Ufer der Seen. Die Campos im Süden und Westen der Provinz sind meist hügelig, der Boden von ungleicher Güte, stellenweise mager, überall aber zu der schwunghaft betriebenen Viehzucht tauglich.

Das Klima ist sehr gesund, die Luft mild und rein. Im Winter wird es bisweilen empfindlich kalt, besonders wenn bei klarem Himmel der Südwind oder der West- und Südwestwind (Pamvero) von den argentinischen Ebenen herweht. Das Klima hat überhaupt große Aehnlichkeit mit dem der benachbarten Laplata-Länder. Regen fällt viel weniger als in den nördlichern brasilianischen Provinzen. Die europäischen Gemüse, Feld- *) und Gartenfrüchte gedeihen ganz vortrefflich, von Obstarten besonders Kastanien, Trauben, Orangen und Pfirsiche, in der nördlichen Hälfte der Provinz (die pflanzengeographische Grenze läuft zwischen dem 30. und 31. Grad südlicher Breite) neben diesen auch Baumwolle, Indigo, Reis, Thee, Ananas, Cocosnüsse, Mandioca und Bananen. Kaffee wird in dieser Provinz nicht mehr gebaut, Zuker wohl fast nur zum Branntweinbrennen. — An einigen Stellen gibt es Steinkohlenlager, an andern Kupfererze; auch edle Metalle kommen vor; so führen einige Flüsse in der Caça pava Goldsand; allein es

*) Waizen wurde vor 40 Jahren in Rio Grande viel gebaut. Im J. 1817 führte diese Provinz über 300,000 Alqueiren aus. Seit 1818 aber, da dieses Getreide von der Brand oder Rost genannten Krankheit, die seitdem nicht mehr ganz aufgehört hat, heimgesucht wurde, nahm die Ausfuhr fortwährend ab. Die Deutschen in San Leopoldo haben sich indessen nicht abschreken lassen, den Waizenbau fortzutreiben und stehen sich, troz einzelner Mißjahre, gut dabei.

wird kein Bergbau betrieben und die Ausbeute dieser Schäze der Erde bleibt der Zukunft vorbehalten. Reich ist die Provinz an Salz, das schon eher benuzt wird.

Etwa der dritte Theil der Bevölkerung besteht aus Sklaven. Zivilisirte Indianer gibt es viele, besonders im Westen, wo im vorigen Jahrhundert die Jesuiten ihre blühenden Missionen hatten. Diese zählten damals 100,000, jezt 10,000 Einwohner. Von wilden Stämmen mögen in den Urwäldern der Gebirge noch Ueberbleibsel vorhanden sein, um den immer weiter vordringenden Ansiedlern bald für immer zu weichen. Die Zahl der Deutschen wird auf 25,000 angegeben.

Die Industrie von Rio Grande do Sul und der Handel mit Landesprodukten sind beträchtlich. Das Hauptgeschäft der Einwohner ist die Rindviehzucht und diese liefert denn auch weitaus den größten Theil der Handelsgegenstände. Im Jahre 1854 wurden über die Grenze gegen Norden, also nach Parana und San Paulo, 56,310 Stük Vieh ausgeführt, d. h. so viel sind angegeben; die ganze Ausfuhr mag indeß 70,000 Stük betragen. Darunter befanden sich 9230 Pferde, 46,497 Maulthiere und 583 Ochsen und Kühe. Die Ausfuhr von gesalzenem und an der Luft getroknetem Fleische hat in den lezten Jahren abgenommen. 1853 betrug die Ausfuhr 1,754,026, 1854 — 1,403,539 und 1855 — 1,170,983 Arroben von 32 Pfund. Ferner werden im Durchschnitte jährlich ungefähr 600,000 getroknete und gesalzene Häute, gegen 400,000 Stük Hörner, 34,000 Arroben Pferdehaare, 135,000 Arroben Fett und Talg ausgeführt. Schlächtereien und Salzereien gab es in der Stadt Pelotas allein im Jahr 1854 dreiundzwanzig. Hiezu kommen zahlreiche Gerbereien, Sattlereien und Riemereien, eine Industrie, deren Mittelpunkt die deutsche Kolonie St. Leopold ist, und mehrere Fabriken zur Bereitung thierischen Leims und thierischer Kohle, leztere für die Zukerraffinerie. Von sonstigen industriellen Geschäften sind noch erwähnenswerth etwa 60 Ziegeleien, deren Fabrikat

wegen seiner Vorzüglichkeit berühmt ist, und die Töpfereien, in denen auch gute irdene Geschirre verfertigt werden.

Die Einnahme der Provinz wird auf 700, die Ausgabe auf 850 Contos angeschlagen, der Ausfall wird von der Zentralregierung gedekt.

Im Jahr 1850 war Folgendes die Eintheilung der Provinz. Sie zählte 7 Gemarkschaften, 4 Städte, 17 Städtchen oder Fleken (Villas), 21 Municipien und 51 Kirchspiele, welche sämmtlich in 87 Distrikte getheilt waren.

Porto Alegre, Hauptstadt der ganzen Provinz und zugleich der ersten Gemarkschaft, Siz der Provinzialregierung, liegt an dem durch Vereinigung von fünf Flüssen gebildeten Rio Grande, welcher sich der Stadt gegenüber in ein weites Beken mit vielen Inseln ausbreitet und hernach in den Dos Patossee geht. Sie liegt äußerst reizend zwischen zwei Bayen auf einem anmuthigen Hügel und hat einen schönen sichern Hafen, der besonders von den Schiffen der deutschen Kolonie St. Leopold stark besucht wird, ein Zollhaus, fünf Kirchen, ein Spital und ein Theater. Den Gipfel des Hügels, von dem aus man eine herrliche Aussicht genießt und an dessen Abhang die Stadt erbaut ist, zieren die Regierungs- und Munizipalitätsgebäude und das prächtige Haus des Vizegrafen von Leopoldo. In der Umgegend gibt es inmitten herrlicher Gärten und lieblicher Spaziergänge eine Menge schöner Landhäuser. Unter den 20,000 Einwohnern der Stadt befinden sich 2000 Deutsche. Vor einigen und sechszig Jahren standen an der Stätte von Porto Allegre nur einige ärmliche Fischerhütten. Diese Gemarkschaft zählt außer der Hauptstadt noch vier Villas, nämlich Triumpho am Jacuhy, Taquary, nördlich von lezterm Städtchen, am gleichnamigen Flusse, der sich in den Jacuhy ergießt, San Leopoldo, der Hauptort der bekannten deutschen Kolonie am Rio Sinos, und Patrulha, östlich von San Leopoldo. — Rio Grande do Sul, Haupt-

stadt der zweiten Gemarkschaft und Haupthafen der Provinz, 3½ Stunden von der Mündung des Rio Grande in's Meer, in einer traurigen sandigen Gegend, wie auch das auf dem gegenüberliegenden Ufer des Stroms, der hier ¾ Stunden breit ist, gelegene San José do Norte. Schiffe von mehr als zehn Fuß Tiefgang können nicht bis Rio Grande gelangen, sondern müssen bei Norte bleiben. Beide Städte zusammen haben etwa 12,000 Einwohner. Längs des Rio Grande sind schöne Quais erbaut, an welchen die zahlreichen Schiffe landen. Zollhaus und Theater. Der Handel ist sehr bedeutend. — Pelotas, hübsche Stadt mit breiten Straßen und Häusern von spanischer Bauart und einem Theater. 10—12,000 Einwohner. Die Stadt liegt in einer schönen grünen Ebene am Flusse S. Gonsalves, 2½ Legoas von seiner Mündung in die Lagoa dos Patos. Das Ufer gleicht auf zwei Stunden Länge einem einzigen ungeheuren Schindanger, auf dem jährlich etwa ½ Million Stük Rindvieh und 5—10,000 Stuten getödtet werden. Troz dem Gestanke, der von den großen Schlächtereien ausgeht (denn die Eingeweide des Rindviehs und die Leichen der Pferde, von denen man nur die Haut und etwas Fett benuzt, läßt man auf dem Plaze verwesen) ist doch das Klima durchaus nicht etwa fieberhaft; die Leute sind ganz gesund und kräftig. — Zwei Meilen von Pelotas wurde vor einigen Jahren von einer Privatgesellschaft die Kolonie Pedro Segundo gegründet. Die Gesellschaft verwendete aus ihren Mitteln hiefür 24,000 Milreis und die Provinz 14,000 Milreis. Die Lage war gut gewählt, aber der Boden für den Akerbau durchaus unpassend und die Leute, Irländer, taugten auch nicht viel. Daher ist die Kolonie wieder eingegangen. — Nordwestlich von der Gemarkschaft Rio Grande liegt die Comarca Piratinim mit dem gleichnamigen Hauptorte und dem Städtchen Jaguarao, am westlichen Gestade der Lagoa Mirim. Dampfschifffahrt. — Nordwestlich von Piratinim liegt die vierte Gemarkschaft,

Caçapava, mit den Städtchen Caçapava, S. Gabriel und Bagé. — Rio Pardo, mit 4000 Einwohnern, auf einer von den Flüssen Jacuy und Rio Pardo gebildeten Halbinsel, hübsch gebaut, hat lebhaften Handel und Schifffahrt auf dem Jacuy. Rio Pardo ist die Hauptstadt der siebenten Gemarkschaft, zu der auch die Städtchen Eucruzalhada und Cachoeira gehören. — Santa Borja, Villa am Uruguay in der Gegend der ehemaligen Missionen, Hauptort der gleichnamigen Comarca, die sich auf das Hochland bis an die Grenze der Provinz Santa Catharina erstrekt. Auf dieser Hochebene dehnen sich die weiten Campos von Vaccaria aus. Der Fleken, von dem sie den Namen haben, liegt am Rio Pelotas, einem Quellenflusse des Uruguay, der die Grenze gegen Parana bildet. Zur Verbindung dieser Gegend mit der deutschen Kolonie St. Leopold ist von der Provinzialregierung der Bau einer Straße beschlossen worden. Die dritte Villa dieser Gemarkschaft ist Cruz alta im Quellengebiet des Jacuy. — Südlich von S. Borja im Westen der Provinz liegt die Gemarkschaft Alegrete mit den jezt noch unbedeutenden, aber günstig am Uruguay gelegenen Städtchen Alegrete und Uruguayana.

Die deutschen Kolonien von Rio Grande liegen sämmtlich in einer von Ost nach West verlaufenden Reihe am Fuße der südbrasilianischen Hochebene und am Saume des Urwaldes, in den sie gleichsam hineingehauen sind.

Die größte und blühendste aller deutschen Kolonien in Brasilien ist bekanntlich St. Leopoldo. Im Jahr 1824 trafen die ersten 126 Deutschen daselbst ein, nachdem die Regierung durch Schwarze den Urwald etwas aushauen und Gebäude für den Empfang der fremden Ankömmlinge hatte errichten lassen. Die fernere Einwanderung geschah nun in einer für das Gedeihen der Ansiedlung sehr wohlthätigen Weise, indem sie nur allmälig zunahm. Im Jahr 1829 bekam die Kolonie

mit 1689 Köpfen den stärksten Zuwachs, theils aus Deutschland, theils entlassene Soldaten von der deutschen Legion. Mit der Thronentsagung des Kaisers Dom Pedro im Jahr 1831 hörte die Einwanderung für einmal ganz auf, da die Kammern den Deutschen abgeneigt waren und keine Gelder mehr zur Kolonisation bewilligen wollten. Um diese Zeit bestand die gesammte deutsche Bevölkerung von St. Leopold aus ungefähr 5000 Seelen. Die Kolonie ward in Deutschland so zu sagen vergessen; man glaubte sie durch den achtjährigen Revolutionskrieg (1836—1844) völlig vernichtet. Allerdings hatte sie in dieser verhängnißvollen Zeit schwer zu leiden und zwar, wie es scheint, durch die eigene Schuld der Kolonisten; denn statt die ihnen von beiden Parteien, der kaiserlichen und republikanischen, angebotene Neutralität anzunehmen, theilten sie sich selbst in zwei feindliche Lager. Merkwürdigerweise stand die Mehrheit der Protestanten mit dem Direktor auf Seite der Kaiserlichen; die Katholiken hingegen, die beiden protestantischen Pfarrer an der Spize, hielten zu den Republikanern. Bald entbrannte nun der erbitterte Kampf, in dem sich die Deutschen durch Tapferkeit und leider auch durch Grausamkeit auszeichneten. Der eine evangelische Pastor, sein Sohn und manche Kolonisten blieben vor dem Feinde. Eine Anzahl von den Kaiserlichen gefangene aufständische Deutsche wurden nach Angola in Afrika deportirt, kamen aber nicht lange nachher mit vielem verdientem Gelde über Pernambuco ruhig wieder nach St. Leopold. Der Wohlstand der Kolonie litt durch den Krieg außerordentlich; alle Gewerbe, mit Ausnahme der Gerbereien, Sattlereien und Hutfabriken, lagen darnieder; viele Familien flohen in ruhigere Theile der Provinz und kehrten zum Theil später nicht mehr zurük. Dessenungeachtet war nach wiederhergestelltem Frieden die Bevölkerung der Kolonie nur um wenige Köpfe geringer als beim Beginn der Revolution und nach kaum zwei Jahren waren die Spuren des Bürgerkrieges vollständig verwischt. Im J. 1844 wan-

derten nun wieder die ersten 66 Deutschen aus Europa ein, 1845 87, im J. 1846 aber 1515 u. s. w. Gegenwärtig beträgt die ganze deutsche Einwohnerschaft der Kolonie zwischen 11 und 12,000 Seelen, wovon über 1000 auf das Städtchen S. Leopoldo kommen. Dieses, mit dem kleinern Theil der Kolonie, liegt am südlichen Ufer des Rio dos Sinos, eines schönen Flusses, auf dem die Kolonisten ihre Erzeugnisse nach Porto Alegre und ihre Bedürfnisse an Waaren von da zurükführen. Sie besizen eigenthümlich über 30 größere Fahrzeuge (Lanchoes), die 600—700 Säke laden und außerdem besteht bereits eine regelmäßige Dampfschifffahrt zwischen der Hauptstadt und S. Leopold. Eine zweite schiffbare Wasserstraße hat der auf dem rechten Ufer des Rio dos Sinos (zu deutsch Glokenfluß) gelegene größere Theil der Kolonie in dem sie im Westen durchströmenden Cahy. Von den dreizehn im Norden des Sinos gelegenen Koloniebezirken sind die bedeutendsten und bestangebauten das Nordcamp, im Jahr 1854 mit 1351 Einwohnern, und die Zweibrüderpicade, damals von 1579 Personen bewohnt. — Das Klima ist außerordentlich gesund; die Sterblichkeit beträgt nach Berechnungen von den Jahren 1852 und 1853, welche die ganze Kolonie umfassen, nicht einmal $^{7}/_{10}$ % der Lebenden, ein Verhältniß, das man anderswo vergeblich suchen wird. Außer Mais, Mandioca und schwarzen Bohnen baut S. Leopoldo in größter Ausdehnung von den deutschen Getreidearten Gerste und auf ihren Hügeln, wie oben bemerkt, mit erfreulichem Erfolge Weizen, sowie treffliche Kartoffeln; die am wenigsten bedeutenden unter den die Hauptausfuhrartikel liefernden Kulturen sind die von Tabak und Baumwolle, und je mehr sich namentlich in lezter Zeit eine gesteigerte Nachfrage nach Mais, Mandioca, Bohnen, Gerste und Weizen seitens der Südprovinzen Brasiliens herausgestellt hat, werfen sich die Kolonisten auf die Erzeugung dieser viel und zu hohen Preisen begehrten Bodenfrüchte. Vorzugsweise Akerbauer, treiben die Kolonisten die Viehzucht nicht als vorwiegendes, sondern als Neben-

gewerbe. An den Grenzen des Urwaldes gedeihen die Schweine vortrefflich und finden kostenlos reiche Nahrung; auf allen Gütern wird Federvieh in großer Menge gezogen; Weiden für Rindvieh bieten die Ufer des Sinos und Cahy. In allen ältern Theilen der Kolonie herrscht die Pflugwirthschaft, nur in den jüngst angebauten, dem Urwald erst vor Kurzem abgewonnenen Theilen ersezt, da die im Boden befindlichen Baumstämme seine Anwendung unthunlich machen, den Pflug noch die Hake. Von verhältnißmäßig größerer Ausdehnung ist die Industrie, und der Bezirk von Leopoldo verdankt deutschem Gewerbefleiß den Ruhm, der gewerbreichste in der Provinz zu sein. So besaß er schon am 1. Januar 1854 nicht weniger als 27 Gerbereien. Ausgezeichnet sind ferner die von den Deutschen in Leopoldo gearbeiteten Geschirre, welche fast die ganze Provinz versorgen und ihre Abnehmer nicht minder in der Banda Oriental und in Buenos-Ayres finden. Weiter werden von ihnen Seilerarbeiten verschiedener Art und Federmatrazen, sowie gesteppte Baumwolldeken verfertigt. Ihre Bierbrauereien, Hutfabriken und Wagenbauanstalten liefern gern gekaufte Erzeugnisse und außer einer großen Menge von Oelpressen, Getreide-, Mais-, Mandiocamühlen und Holzschneidemaschinen erfreut sich namentlich das zahlreich vertretene Schmiedehandwerk der Kolonie eines weit verbreiteten Rufes seiner Arbeiten. Der Werth der gesammten jährlichen Ausfuhr aus der Kolonie wird bereits zu 1 Million Milreis, also drei Millionen Franken angeschlagen. — Nicht weniger gut als die materiellen Verhältnisse haben sich die geistigen herausgebildet. An deutschen Schulen und Kirchen ist kein Mangel und was mehr, diese Schulen und Kirchen erfreuen sich eines zahlreichen Besuches. Nicht weniger als 24 deutsche Schulen mit über tausend Schülern werden auf dem Gesammtgebiet der Kolonie gezählt und die meisten Bezirke derselben haben deren mehrere. Die Kolonisten erhalten ihre Schulen selbst und bedürfen einer Beisteuer der Regierung nicht. Nirgends in ganz Brasilien, hebt

ein offizieller Bericht des Provinzialpräsidiums hervor, genießt der Unterricht der Jugend solcher Pflege, wie in San Leopoldo, — ein Zeugniß aus dem Munde eines hochstehenden brasilianischen Staatsmannes, wie es nicht ehrenvoller für die Kolonisten sein kann. Die meisten der aufgeführten Schulen dienen begreiflicher Weise dem Elementarunterricht, es fehlen aber auch einzelne Anstalten nicht, in denen der Unterricht über die Grenzen dieses hinausgreift. Als eine solche wird namentlich die Schule des evangelischen Pastors Sinz gerühmt. Nach den verschiedenen Konfessionen getrennt, werden die Schulen großentheils in den Kapellen abgehalten. Großen Beifall findet bei den Brasilianern der in fast allen Kirchen eingeführte Gesangunterricht. An Kirchen und Kapellen besizt die protestantische Bevölkerung 12, die katholische 9. Für den Gottesdienst in den erstern sind drei evangelische Geistliche vorhanden; der katholische Kultus zählt eine gleiche Anzahl von Priestern. Die Kirchen vertheilen sich auf die verschiedenen Theile der Kolonie so, daß zwei protestantische und eine katholische auf dem linken, die übrigen sämmtlich auf dem rechten Ufer des Sinos liegen. Im Städtchen Leopoldo besizt jede Konfession eine Kirche; auf dem Nordcamp die protestantische drei neben einer katholischen und in der Zwei-Brüder-Picade jede Konfession zwei.

S. Leopoldo ist das Musterbild der deutschen Kolonien in Brasilien; aber dessenungeachtet ist sie dem Auswanderer nur bedingungsweise zur Niederlassung zu empfehlen. Hat er einen unternehmenden Kopf, scheut er keine Arbeit und besizt Vermögen, so wird er in S. Leopoldo gute Geschäfte machen; ist er aber Akerbauer und ohne hinlängliche Mittel, so ist es schwierig, etwas Passendes zu finden. Passend ist eine noch mindestens zur Hälfte mit Urwald besezte Kolonie; allein derartige Grundstüke sind in S. Leopoldo fast gar nicht zu erstehen, da die alten Kolonisten ihr Eigenthum nur selten verkaufen. Der Einwanderer ist daher gezwungen, oft 10 bis 11

Legoas vom Flusse entfernt sich anzukaufen, und kann alles Fleißes ungeachtet nie rasch vorwärts kommen, weil die Transportkosten seiner Produkte den Verdienst zu sehr schmälern. Wer also nach Rio Grande auswandern will, thut besser, sich einer der neuern Kolonien zuzuwenden. Doch, bevor wir diese aufzählen, müssen wir erst noch mit einigen Worten zweier andern ältern Kolonien erwähnen, die sich keines so fröhlichen Gedeihens erfreuen, wie St. Leopold, mit dem sie ungefähr zu gleicher Zeit entstanden sind.

Tres Forquilhas ist in einem reizenden Thale im Nordosten der Provinz, am Abhange des Gebirges hinter der langen Reihe von Seen gelegen, die sich zwischen dem Meere und der Lagoa dos Patos von Süden nach Norden erstreken. Die Schifffahrt auf diesen Seen ist gewöhnlich sehr langwierig und beschwerlich, weil die Verbindungskanäle zwischen ihnen häufig durch hineingefallene Baumstämme verstopft sind, und die Landwege befinden sich ebenfalls in schlechtem Zustande. Hiedurch wird den Kolonisten der Absaz der Erzeugnisse ihrer außerordentlich fruchtbaren Ländereien erschwert. Dieselben ziehen ihren Hauptgewinn aus dem Tauschhandel mit den Bewohnern des Hochlandes, denen sie Zuker und Branntwein gegen Vieh, Häute, Käse u. s. w. liefern, und haben einige Gerbereien. Die Kolonisten, zu 515 Personen angegeben, sind norddeutsche Protestanten und besolden, wenn auch kärglich, einen eigenen Geistlichen.

Noch weniger gedeiht die Kolonie das Torres, etwa vier Meilen nördlich von Tres Forquilhas, ebenfalls am Abhange des Gebirges gelegen. Der Boden ist zwar auch sehr fruchtbar, aber die Verbindung mit der übrigen Welt noch mangelhafter und die Thätigkeit der Bewohner geringer, als in Tres Forquilhas. Die werthvollsten Produkte sind, wie dort, Zuker und Branntwein, die nach dem Gebirge verkauft werden. Die Bevölkerung besteht aus etwa 420 süddeutschen Kolonisten.

Wir kommen nun zu den neuern Kolonieen.

Santa Cruz, gegründet im Jahr 1849 im Municipium von Rio Pardo, besteht aus zwei langen parallel laufenden Reihen angebauter Grundstüke, welche sich in der Richtung des Gebirges erstreken, eine längs der Straße von Santa Cruz, die andere längs des Laufes des Pardinho, und einer diese beiden im Anfang der Kolonie durchschneidenden Querreihe. Die erste Reihe hat eine Ausdehnung von 5, die andere von 3 Legoas. Die am nächsten bei Rio Pardo wohnenden Kolonisten haben 7 Legoas nach dieser Stadt, die entferntesten aber 12 Legoas. Das Kolonieland war von Anfang in 206 Stellen eingetheilt, die ersten Einwanderer Schlesier aus dem Gloganer Kreise. Die meisten Ansiedler zählt die Picada (Waldstraße) do Rio Pardinho, weniger bevölkert ist die obere Picada von Santa Cruz. In Rio Grande angekommen, wurden die Einwanderer kostenfrei, auf Dampfschiffen der Regierung, nach Porto Alegre und Rio Pardo gebracht, von wo sie zulezt auf Wagen nach Santa Cruz befördert und während der ganzen Zeit unentgeltlich beköstigt wurden. Jeder männliche, über 16 Jahre alte Kolonist erhielt bei seiner Ankunft in Porto Alegre entweder ein Geschenk von landwirthschaftlichen Geräthen, oder den dafür festgesezten baaren Betrag von 32 Milreis, sowie 10 Milreis für Sämereien und 6 Milreis für einmonatliche Beköstigung auf jede Person der Familie berechnet. Denjenigen Familien dagegen, welche in der Picada Santa Cruz sich niedergelassen, wurde, in Betracht der entferntern Lage der Kolonie von der Stadt und dem Flusse, noch eine weitere monatliche Unterstüzung von 6 Milreis auf jeden Kopf während 18 Monaten bewilligt, auch jedem Familienvater und über sechszehnjährigen jungen Burschen eine Kolonie von 100,000 Quadratbrassen (etwa 187 pr. Morgen) als freies Eigenthum überwiesen, wobei zu erwähnen, daß sämmtliche Unterstüzungen als Geschenke der Regierung gereicht wurden. Die zu vergebenden Grundstüke sind aber schon vergriffen und die Landschenkungen haben aufgehört. Die Preise der Koloniceen in und bei Santa

Cruz, wie früher zu 100,000 Quadratbrassen, sind nun auf 350—500 Milreis festgesezt und die Zahlung soll binnen fünf Jahren geleistet sein. Wird dieser Termin vom Käufer nicht eingehalten, so wird die nach Verfluß desselben noch übrig bleibende Schuld als Hypothek auf das Grundstük verschrieben und soll verzinst werden. Diese Provinzial-Ländereien sind besonders zur Viehzucht geeignet und preiswürdig, und wenn eine Familie fleißig arbeitet, auch hinlängliche Mittel besizt, um im schlimmsten Falle ein Jahr lang davon zehren zu können, so kann sie binnen drei Jahren die Kaufsumme einer Kolonie bezahlen, wie es schon mehrfach sich herausgestellt hat. Der Gesundheitszustand von Santa Cruz ist vortrefflich. In den Jahren 1853 und 1854 sind bei einer Bevölkerung von mehr als tausend Seelen nur drei Erwachsene, von denen zwei das Alter von sechszig Jahren überschritten hatten, und vier Kinder, die leztern im zartesten Alter, gestorben, so daß ein Arzt, der sich dort häuslich niederlassen wollte, seine Absicht wieder aufgab, aus Furcht, er möchte dort kein Fortkommen finden. Die Kolonisten mußten dann ärztliche Hülfe in Rio Pardo suchen, wo den Minderbemittelten die erforderlichen Arzneien unentgeltlich geliefert wurden. — Der Boden von Santa Cruz ist außerordentlich fruchtbar. Von Mais und schwarzen Bohnen konnten Anfangs Juni 1855 schon 9000 und 10,000 Säke zu sehr hohen Preisen ausgeführt werden. Die Kolonisten befassen sich fast ausschließlich mit der Pflanzung von Lebensmitteln, wobei sie sich am besten stehen. Der Anbau von Tabak, der sehr gut gedeiht, hat deßwegen gegen früher abgenommen. Was den Getreidebau, besonders Gerste und Hafer, betrifft, so ist er im raschen Fortschritt begriffen. Diese lezten Fruchtgattungen müssen sehr dünn gesäet, drei bis vier Mal geschnitten und als Grünfutter dem Rindvieh vorgelegt werden, worauf jede einzelne Pflanze zwanzig und mehr Halme treibt, die gewöhnlich volle und schöne Aehren liefern. Auch der Roggenbau ist gesichert, und nur im

Anbau von Weizen sind die Ansiedler, troz vielfacher und sorgfältiger Versuche, noch im Dunkeln. Weizen, am gleichen Tage auf nicht weit auseinander liegenden Grundstüken gesäet, lieferte verschiedene Ergebnisse. Auf einer Stelle gab er die Aussaat vierzigfältig zurük, während er auf einer andern kaum Ersaz für dieselbe leistete. Wahrscheinlich war hier der allzufette Urwaldboden Schuld am Mißlingen. Andere Gewächse, als Erbsen, Linsen, Oelfrüchte und Baumwolle wurden bisher nur zum häuslichen Bedarfe gebaut, dagegen mehr Aufmerksamkeit dem Reis geschenkt, welcher gut gedeiht und etwa zweihundertfältige Ernten liefert. Von den großen Kürbissorten (Abobaras) wurde im Jahre 1854 eine so überschwängliche Ernte gewonnen, daß die Kolonisten nicht im Stande waren, sie völlig einzuheimsen, sondern sich genöthigt sahen, die Schweine auf die Felder zu treiben, wo ihre Mästung schnell erfolgte. Das Zukerrohr wintert in Santa Cruz nicht überall durch, doch gibt es einige schöne Pflanzungen, die ein gutes Gewächs zu Branntwein liefern. Die einheimische süße Batata sowohl als die europäische Kartoffel geben im Jahre einen doppelten Ertrag und werden theils zum Hausbedarf, theils ebenfalls zur Schweinemast verwendet, weil Spek sehr begehrt ist und mit 7 bis 8 Milreis für die Arrobe bezahlt wird. Von Futterkräutern sind Klee, Esparsette und Lucerne am meisten verbreitet, während deutsche Gemüse und Blumen neben Pfirsichen, Mandeln, Quitten, Trauben, Ananas, Melonen u. s. w. in den oft sehr niedlich angelegten Gärten der Kolonisten gefunden werden. Von gewerblichen Anlagen gab es am Schlusse des Jahres 1855 eine Mühle, Brauerei, Brennerei, Ziegelei und zwei Pottaschesiedereien. Ein einträglicher Handelsartikel wäre für Santa Cruz das Bauholz, da die Wälder mit den schönsten und kostbarsten Hölzern bestanden sind; aber der Rio Pardinho ist noch nicht einmal mit Flößen zu befahren. An den Straßen wird theils von den Kolonisten, theils auf Rechnung der Regierung fleißig ge-

baut. Auch für die geistigen Bedürfnisse der Kolonie ist schon Erhebliches geleistet worden. In der Picada Santa Cruz traten 60 Familien zusammen, gründeten eine evangelische Gemeinde, wählten einen ihnen bekannten Prediger zu ihrem Seelsorger nebst einem Schullehrer, und haben in kurzer Zeit ein geräumiges Schulhaus gebaut, wie auch die Errichtung eines Gotteshauses mit großem Eifer in Angriff genommen, was um so erfreulicher ist, als die Ansiedler beide Männer selbst besolden. Ein anderer Lehrer, der unentgeltlichen Unterricht in der deutschen und portugiesischen Sprache ertheilt, wird von der Regierung besoldet. — In der vor Santa Cruz liegenden Niederung (Farinal), da, wo die drei Picaden zusammenmünden, hat der frühere, um die Provinz und besonders auch die deutsche Einwanderung und Kolonisation vielfach verdiente Präsident, Dr. Sinimbou, eine Villa gegründet. Auf den durchgehends vermessenen Bauplätzen, von denen bis Mai dieses Jahres schon fünfzig vergeben waren, erheben sich rasch Häuser und eine große katholische Kirche wird auf Kosten der Regierung gebaut und soll laut des geschlossenen Vertrages binnen drei Jahren vollendet sein. Für die Bauplätze in der Villa Santa Cruz muß bloß der Besiztitel, etwa 6 Thaler preuß. oder 22½ Franken, bezahlt werden. — Die Bevölkerung der ganzen blühenden Kolonie Santa Cruz beträgt bereits gegen 1400 Seelen.

Die Kolonie Barcellas. Oberhalb Rio Pardo, unweit Santa Cruz, liegen die dem Hrn. Dr. Barcellas gehörigen Ländereien im sogenannten „Schlupfwinkel des Königs" (Rincao del Rey), welche ungefähr drei Quadratlegoas umfassen. Jedes Grundstük besteht aus 30 bis 40,000 Quadratbrassen Wald und 60 bis 70,000 Quadratbrassen Weideland. Der Boden ist im Allgemeinen nicht so gut als in Santa Cruz; wer aber Viehzucht und Milchwirthschaft betreiben will, kann wegen der Nähe der Stadt Rio Pardo auf gutes Fortkommen rechnen. Ueber achtzig Grundstüke waren schon 1855

von Deutschen besezt, und die Preise richten sich nach dem Verhältniß von Wald und Weideland zwischen 400 und 500 Milreis, entweder baar oder in Terminen zu zahlen.

Zwischen Santa Cruz und San Leopoldo liegen am Flusse Taquary die früher dem Herrn Claussen gehörigen beiden Landgüter, welche die Namen Conventos und Lageados führen und nun in Kolonieen vermessen sind. Es waren dort Ende 1855 bereits eilf Familien angesiedelt, welche von San Leopoldo herüber kamen. Der Kaufpreis beträgt 350 Milreis für 100,000 Quadratbrassen, und die Ländereien sind zum Theil sehr vorzüglich. Der Flächenraum beider Kolonien beträgt ungefähr 2½ Quadratlegoas.

Unmittelbar in der Nähe von Conventos und Lageados, ebenfalls am Taquary, liegt die neue Kolonie da Silva Mareante. Die Ländereien, auf denen sie errichtet wird, sind Eigenthum des Herrn da Silva Mareante und von vorzüglicher Güte. Sie haben einen Umfang von drei Quadratlegoas. Jede zur Ansiedlung einer Familie bestimmte Bodenfläche enthält 125,000 Quadratbrassen, oder ungefähr 236 pr. Morgen. Diese Ländereien sind zwei Tagreisen von Porto Alegre entfernt, haben in ihrer Nähe am Taquary einen guten Hafen, und der Fleken gleichen Namens ist nur drei Legoas davon entfernt. Beim Verkaufe eines solchen Grundstükes wird nur eine kleine Summe baar verlangt; der Rest kann nach zwei Jahren entweder in Geld oder in Produkten getilgt werden. Die Lage der Kolonie ist gut und hat einen besonders schönen Holzbestand. Herr Mareante ist ein sehr wohlwollender, rechtlicher Mann, wird den Käufern ihre Ansiedlung erleichtern und zu ihrem Fortkommen behülflich sein. Der Preis eines Grundstükes, wie oben angegeben, beträgt 500 Milreis.

Die Kolonie Mundo Novo besteht seit etwa vier Jahren und ist auffallend schnell aufgeblüht. Ihre größtentheils deutsche Bevölkerung wird bereits auf 600 Seelen angegeben. Sie liegt an der Mündung des Flusses

Santa Maria in den schiffbaren Rio dos Sinos, sieben Legoas oberhalb San Leopoldo. Der Fruchtbarkeit ihres Bodens, welcher alles in Ueberfluß hervorbringt, sowie der Gunst ihrer Lage verdankt diese Kolonie den Wohlstand, dessen sie sich erfreut und der noch größer werden muß, sobald die Straße von Mundo Novo vollendet sein wird, welche sie mit den Bewohnern der Hochebene bis Vaccaria in Verbindung bringen und den Kolonisten auf diese Weise einen neuen und vortheilhaften Markt erschließen wird. Bis jezt geht der Verkehr nur in Einer Richtung, nämlich nach S. Leopoldo und Porto Alegre. Der Holzhandel dahin ist bedeutend. — Die Kolonisten halten auf ihre Kosten mehrere Schulen. Der Gründer von Mundo Novo und Eigenthümer der noch unverkauften Ländereien ist Herr Tristao Jose Monteiro; sein Verstand und seine Thätigkeit, sowie das Wohlwollen, das er den Einwanderern erzeigt, verdienen Anerkennung. Die ganze Kolonie hat einen Umfang von 8—9 Quadratlegoas, die einzelnen Grundstüke von 100,000 Quadratbrassen. Die leztern werden in rohem Zustände schon mit 600 bis 700 Milreis bezahlt, während sie anfangs um 300 Milreis verkauft wurden. Die Kaufschuld wird auf einige Jahre kreditirt.

Santa Maria da Soledade (zu deutsch Maria Einsiedeln) liegt unweit vom Flusse Cahy, dreizehn Legoas von Porto Alegre und ist erst leztes Jahr gegründet worden. Sie sollte nach dem ursprünglichen Plane am Ufer des Cahy selbst angelegt werden; als aber die Vermessungen begannen, stellte sich heraus, daß dort keine Staatsländereien mehr vorhanden, sondern schon alles Privateigenthum war. So wurde die Kolonie vom Flusse Cahy gegen den äußersten Theil der Kolonie S. Leopoldo, die sogenannte Picada Feliz, zurükgedrängt, wird nun aber mit demselben durch eine Straße verbunden. Der Unternehmer von Santa Maria da Soledade, Graf von Montravel, ein Franzose, hat von der Zentralregierung etwa sechszehn Quadratlegoas Land unter der

Bedingung gekauft, binnen fünf Jahren sechshundert Familien darauf anzusiedeln, und hat sich zur Ausführung seines Werkes mit mehreren reichen Brasilianern verbunden. Eine Kolonie von 100,000 Quadratbrassen wird auf fünfjährigen Kredit zu 500 Milreis verkauft, wozu dann noch der Zins von dieser Summe zu 2½ % gerechnet wird; wer aber baare Zahlung leistet, erhält 2½ % Abzug. Den Kolonisten bleibt es überlassen, die Schuld zu tilgen, wie es ihnen beliebt; nur sind sie verpflichtet, jeden Monat einen Tag mit ihren Familien bei den zum Besten der Kolonie erforderlichen öffentlichen Arbeiten sich zu betheiligen. Jede Quadratlegoa soll einen besondern Distrikt bilden, wozu die darauf befindlichen Ansiedler einen Obmann und sechs Räthe wählen können. Zum Empfang der Einwanderer sind Gebäude errichtet, in welchen sie so lange aufgenommen werden, bis ihre eigenen Wohnhäuser fertig und eingerichtet sind. Die sich vorfindenden Wasserkräfte behält sich Graf Montravel selbst vor, wird sie aber gern den Kolonisten überlassen, welche sie nüzlich verwenden können. Vorrathshäuser sind vorhanden und werden mit allen zum Gebrauch nöthigen Gegenständen versehen. Die Unternehmung des Grafen Montravel genießt von der Reichsregierung ähnliche Begünstigungen, wie wir sie bei den Kolonieen Dona Francisca und Blumenau auseinandergesezt haben. — Die ersten Kolonisten kamen im Oktober 1855 in Santa Maria da Soledade an. Es waren zweiunddreißig katholische Schweizer, welsche Berner und Freiburger, welchen die Hälfte der Reisekosten vorgestrekt wurde. Hiezu kamen noch etwa zwanzig Franzosen. Die Kolonie soll eine ausschließlich katholische werden. Für die nächste Zeit sind 120 Familien aus Deutschland und der Schweiz mit halbem Vorschuß dahin verlangt. Die deutsche Bevölkerung wird künftig ohne Zweifel überwiegen.

Noch ein neues, größeres Kolonisations-Unternehmen bereitet sich in der Provinz Rio Grande do Sul vor. Der Unternehmer ist ein daselbst seit längerer Zeit ansäs-

siger Deutscher, Jakob Rheinganz, und die von ihm gewählte Oertlichkeit das Hochland von Tapes im Süden der Provinz. Die neue Kolonie liegt also nicht in der Reihe der von uns eben geschilderten Ansiedlungen, sondern etwa 1½ bis 2 Grade südlicher. Das Hochland von Tapes erzeugt namentlich Mais, Bohnen, Bataten und Mandioca und versorgt damit Pelotas. Die Regierung verkauft dem Hrn. Rheinganz in dieser Gegend acht Quadratlegoas Reichsländereien und bewilligt ihm dieselben Unterstüzungen für Einführung von Kolonisten, wie dem Grafen Montravel für seine Kolonie.

Zur Beförderung der Einwanderung in die Provinz Rio Grande do Sul geschieht sowohl von der Reichs- als von der Provinzialregierung sehr viel. Zu den Leistungen jener gehören die namhaften Subventionen, welche sie den Kolonieunternehmern bezahlt, die Geldbeiträge für Kirchen, Schulen, Straßen u. s. w. Leztere kauft an passenden Oertlichkeiten unbesezte Ländereien, läßt sie vermessen und weist sie unter günstigen Zahlungsbedingungen auf mehrjährigen Kredit den Einwanderern an, wovon wir oben, Seite 215, Beispiele aus der Umgebung von Santa Cruz angeführt haben. Ferner gewährt sie sämmtlichen Einwanderern die Begünstigung einer kostenfreien Beförderung nach den verschiedenen Kolonieen, mit Ausnahme jener des Grafen Montravel, welche dieser selbst zu besorgen hat. Ein von der Provinzialkammer im Dezember 1854 angenommenes Gesez ging in dem Wohlwollen für die Einwanderer noch weiter, indem es den Präsidenten der Provinz anwies, den unangemeldet eintreffenden Kolonisten eine Summe bis zu dem Betrage von 50 Milreis für jeden ohne Unterschied des Alters und Geschlechts unter dem Namen eines Beitrages an die Reisekosten mit der Verbindlichkeit der Wiedererstattung nach fünf Jahren, auszubezahlen. Allein die Ausführung dieses Gesezes, zu der zwar wohl der gute Wille, aber nicht die Geldmittel vorhanden waren, unterblieb einstweilen; indessen kann es vielleicht für die Zukunft als maßgebend betrachtet werden.



Nachtrag.

Die Anfangs Novembers in Europa angekommene brasilianische Post hat manche interessante Nachrichten über die in unserm Büchlein behandelten Verhältnisse gebracht, deren wesentlichen Inhalt wir theils zur Ergänzung, theils zur Berichtigung unserer Mittheilungen hier folgen lassen.

Der neueste Bericht des Ministers des Innern an die gesezgebenden Kammern enthält folgende Angaben über die Bevölkerung Brasiliens. Minas Geraes zählt 1,300,000 Seelen, Rio de Janeiro 1,200,000, Bahia 1,100,000, Pernambuco 950,000, San Paulo 500,000, Ceara 385,300, Maranhao 360,000, Parahyba 209,300, Para 207,400, Alagoas 204,200, San Pedro do Sul 201,300, Rio Grande do Norte 190,000, Sergipe 183,600, Goyaz 180,000, Piauhy 150,400, Santa Catharina 105,000, Matto Grosso 85,000, Parana 72,400, Espirito Santo 51,300, Amazonas 42,600; sämmtliche Provinzen zusammen also 7,678,100. In runder Zahl wird man daher 8 Millionen annehmen können.

Für den Elementarunterricht bestanden im Jahr 1855 in der Hauptstadt Rio Janeiro und 19 Provinzen zusammen 1571 vom Staate erhaltene öffentliche Schulen, mit im Ganzen 61,620 Schülern. Weiter zählten die vom Staate unterhaltenen Schulen für den Unterricht des zweiten Grades in der Hauptstadt und 16 Provinzen 5000 Schüler. Nimmt man für die Provinzen, über deren Schulzustände für das Jahr 1855 die amtlichen Berichte fehlen, die Zahlen des Vorjahres und rechnet diese zu den obigen hinzu, so ergeben sich resp. 62,375 und 5636 Schüler oder insgesammt 68,011 Besucher der Primar- und Sekundarschulen des Staates. Aus der

Hauptstadt und 16 Provinzen liegen ferner Angaben über den Besuch der Privatschulen beider Grade vor, und stellt sich demnach eine Schülerzahl dieser von 21,766 heraus, eine Summe, die für die Gesammtzahl der Provinzen sich auf mindestens 22,500 erhöhen dürfte. Die beiden Rechtsschulen von San Paulo und Recife zählten 627, die beiden medizinischen Fakultäten von Rio de Janeiro und Bahia 422 Studenten. Rechnet man zu diesen nach einem mäßigen Anschlage die nicht mitverzeichneten Schüler der geistlichen Seminarien und der Rechtsschulen, so wird sich die Gesammtzahl aller Schulbesucher Brasiliens im J. 1855 über 95,000 belaufen; es kamen also auf je tausend Köpfe der Bevölkerung etwa 12 Schüler.

Dem Postwesen des Reiches wurde im Jahre 1855 eine neue Erweiterung zu Theil, indem 20 neue Postagentien und 9 neue Postlinien geschaffen wurden. Die Zahl sämmtlicher Agentien hob sich dadurch auf 417, unter 21 in der Reichs- und den Provinzialhauptstädten bestehenden Hauptpostämtern.

Die Vermessung der öffentlichen Ländereien schreitet rüstig vorwärts und zwar werden vorzugsweise diejenigen Ländereien in Angriff genommen, wo schon Ansiedelungsgebiete sich gebildet haben, wie z. B. in Rio Grande do Sul, Parana, Santa Catharina, besonders auf den Kolonieen Blumenau und Dona Francisca, ferner San Paulo, Rio de Janeiro, Espirito Santo u. s. w. Laut Angabe der General-Landesbehörde (Repartiçao geral das Terras publicas) in Rio de Janeiro werden die darauf bezüglichen Ausgaben vom 1. Juli 1857 bis 30. Juni 1858 auf folgende Summen sich erheben:

1) Für die Beamten und Kanzlei in Rio	23,300 Milr.
2) Für die Beamten in 9 Provinzen, in welchen schon untergeordnete sogenannte „Spezielle Landämter" errichtet sind, oder noch anderweitig errichtet werden sollen	61,660 „
Uebertrag	84,960 Milr.

	Uebertrag	84,960 Milr.
3)	Für Vermessung und Abstekung von Ländereien in 9 Provinzen . . .	545,000 „
4)	Für Kommissarien in den Provinzen Amazonas und Matto-Grosso . .	6,000 „
5)	Für Einführung und Ansiedelung von Kolonisten	306,926 „
	Voranschlag im Ganzen	962,886 Milr.

Die unter 5) berechneten Kosten sind für Prämien ausgesezt, welche den Unternehmern der verschiedenen Kolonien für die von ihnen herbeigezogenen und angesiedelten Einwanderer ausbezahlt werden; nach Angabe des Ministers des Innern sollen sich leztere im Ganzen auf mindestens 37,000 Seelen belaufen, aber diese Zahl sich auf vier Jahre vertheilen. Den einzelnen Unternehmern sind 92 Quadratlegoas für den Preis von 414 Contos verkauft. Der obige Voranschlag der Generallandbehörde kann übrigens nur für die bereits bestehenden Kolonisationsunternehmungen als maßgebend betrachtet werden; denn die Kolonisation wird zufolge dem Beschlusse der am 20. Sept. beendigten gesezgebenden Generalversammlung, welche für Kolonisationszweke 6000 Contos bewilligt hat, auf viel größerem Fuße betrieben werden.

Aus dem Berichte des Ministers des Innern entnehmen wir ferner, daß außer den von uns angegebenen beiden Kolonien Rio Novo und Santa Isabel in der Provinz Espirito Santo noch eine dritte, die Kolonie Santa Maria, von der Regierung angelegt wird, welche am Flusse gleichen Namens beim großen Wasserfalle sich befindet. Es sind dazu 4 Quadratlegoas bestimmt, welche in Parzellen von 62,500 Quadratbrassen vermessen werden, und da jede Quadratlegoa 9 Millionen Quadratbrassen enthält, so wird diese Kolonie 576 Grundstüke von obiger Ausdehnung enthalten und einer gleichen Anzahl von Familien ein Unterkommen bereiten. Von diesen 4 Legoas werden 500,000 Quadratbrassen in bester Lage zur Anlegung der Ortschaft bestimmt und

in Stadtloose getheilt, wovon jedes 10 Brassen lang und 25 tief ist. Rechnet man nun die Brasse auf 7 Fuß rheinländisch, so werden jeder Behausung 12,250 Quadratfuß zugetheilt. Zur vorläufigen Aufnahme von 50 Familien wird ein Gebäude errichtet, so wie auch Wohnungen für den Direktor und die erforderlichen Magazine angelegt werden. Eine Straße von der Kolonie nach dem Verschiffungshafen am Santa Maria wird gebaut. Derselbe liegt nur einige Legoas nördlich von der Hauptstadt Vittoria, während Santa Isabel ungefähr in gleicher Entfernung aber in südwestlicher Richtung gelegen ist. Die jüngste Zählung dieser leztern Ansiedlung ergibt 225 Kolonisten. Sie haben schon gegen 150,000 Kaffeebäume gepflanzt, welche bereits einen Ertrag von 6000 Arroben liefern. Außerdem hat die Kolonie 1200 Alqueiren Maniocmehl, auch Bohnen und Mais ausgeführt, und der Viehstand an Rindern und Pferden steigt nahe auf 200, außer vielen Schweinen und Geflügel. Daraus geht hervor, daß die Ausfuhr von Kaffee und Maniocmehl allein etwa auf den Werth von 30 Contos sich erhebt und diese deutsche Niederlassung in gedeihlichem Fortschritte sich befindet. Nach einigen Jahren werden die erwähnten Kaffeepflanzungen mindestens 12,000 Arroben jährlich liefern. — Die größte Kolonie von Espirito Santo hat Rio Novo Aussicht zu werden. Die Gesellschaft „Associaçao Colonial do Rio Novo“, deren Präsident der Major C. Dias da Silva ist, hat an mehreren kahnbaren Küstenflüssen im Süden der Provinz, nur einige Legoas vom Meere entfernt, von der Regierung nicht weniger als 20 Quadratlegoas Land gekauft. Auf dieser so günstig gelegenen Streke sollen 2880 Familien angesiedelt werden, von denen jede 40—50,000 Quadratbrassen in Erbpacht, gegen einen jährlichen Zins von 100 Franken, erhält. Der vierte Theil des Grundstükes ist abgeholzt und es steht eine landesübliche Wohnung darauf. Die den Kolonisten gestellten Bedingungen sind sehr günstig. Außer dieser Landstreke von 20

Quadrat-Legoas, sind aber noch weitere 20 Legoas in der dortigen Gegend zur Ansiedelung verfügbar, woraus hervorgeht, daß über 5000 Familien ihr Unterkommen daselbst finden werden. Ueberhaupt enthält die Provinz Espirito Santo noch große Streken dicht bewaldeter Staatsländereien, und da die meisten sehr fruchtbaren Boden haben, wie es aus den Holzarten zu ersehen, womit die Wälder bestokt sind, so wird dort in wenigen Jahren ein großes Ansiedelungs-Gebiet sich gestalten, wozu die bestehenden Verhältnisse von selbst einladen.

Die Zahl der Parceriakolonieen in San Paulo gibt dieser Bericht auf 33 (der vorlezte hat 31, eine ihm fehlende, schon früher bestandene, Velha, haben wir Seite 165 genannt), und deren Kolonistenbevölkerung auf 3517 Köpfe an. Zur Untersuchung der von Schweizern erhobenen Klagen ist von der Regierung ein Kommissär abgeordnet worden, welchen der schweizerische Konsul David begleitet.

Ueber die Provinz Parana sagt der Bericht, daß die Kolonie Superaguhy nicht vorwärts wolle, weil es an Händen fehle. Auf der Kolonie des Dr. Faivre, Dona Thereza am Ivahy, befinden sich 40 Familien, welche aus 170 Köpfen bestehen, wovon die meisten Brasilianer sind. Es scheinen also keine Franzosen mehr neu hinzugekommen zu sein. In der Nähe der Stadt Coritiba wird ein Normal-Garten für den Anbau des Thees hergerichtet, welcher in dieser Provinz besonders gut gedeiht. Es sind dazu 10 Chinesen und 20 Neger bestimmt, und da hier Zuker und Kaffee nicht mehr gedeihen, so kann mit den Jahren ein großer Theebau getrieben werden, der die darauf gewandte Mühe reichlich lohnen wird.

